Lüderitz

ERKÄMPFT SÜDWEST

Lüderitz erkämpft Südwest

Lüderitz erkämpft Südwest

Von

Meno Holst

Mit 16 Aufnahmen und 2 Karten

Im Deutschen Verlag · Berlin

Einband und Umschlag: Giebelhausen
Printed in Germany

Vorwort

Dieses Buch dient dem Kolonialgedanken. Es will unseren Volksgenossen die Gestalt des Adolf Lüderitz und seiner Mitstreiter lebendig und vertraut machen.

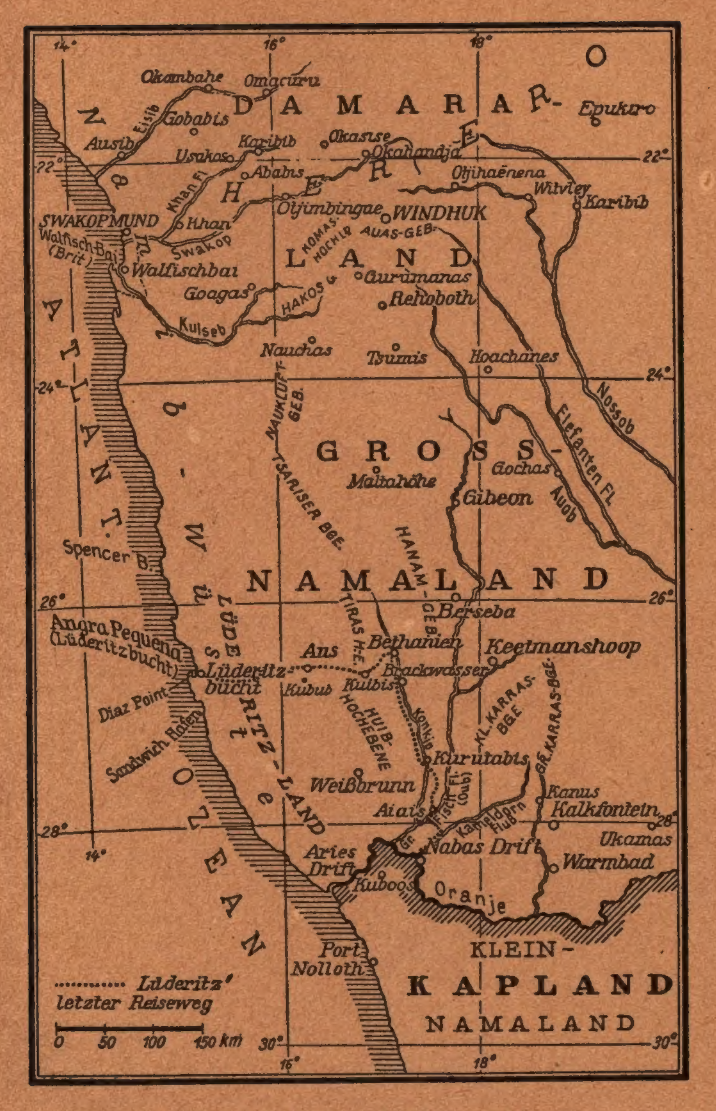
Während die Briten von all ihren großen Kolonialpionieren ausgezeichnete volkstümliche Darstellungen besitzen, haben wir Deutschen bislang kein volksnahes Buch von dem Mann, der Deutschland die erste Kolonie geschenkt hat, von dem Mann, der sein Leben für seine Idee gegeben hat, der als einziger unter den Vorstreitern seinen schwer errungenen Sieg mit einem tragischen Tode bezahlt hat. Daher habe ich es unternommen, das Schicksal dieses großen Kolonialpioniers unserem Volke zu erzählen, so schlicht, daß ein jeder es lesen kann.

Schulter an Schulter mit Lüderitz haben kernhafte deutsche Männer gekämpft, wie Heinrich E. Göring, Vogelsang und Nachtigal. Wie sie dem gleichen Ziele zustrebten, wie sie nach Lüderitz' Tod die Reihen schlossen, unbeirrt weitermarschierten und schließlich sein Werk vollendeten zum Besten des Reiches, das alles bildet weiterhin den Inhalt dieses Buches.

Aufgebaut habe ich mein Buch zum einen auf dem Quellenmaterial, das mir Carl Lüderitz, der in München lebende Sohn des großen Lüderitz, zur Verfügung stellte, zum anderen auf all den Erlebnissen und Erfahrungen, die ich selber in meinen Afrikajahren auf meinen vielfältigen Ritten und Fahrten durch das Lüderitzland gewann.

So soll dies Buch in lebendiger und zugleich zuverlässiger Weise das Andenken der ersten großen Kolonialdeutschen in unserem Volke wachhalten.





Das Gebiet der Lüderitzschen Unternehmungen



Im Kontor zu Bremen

Vom Oranje zum Kunene,
Vom Sambesi bis zum Meer:
Heilig sei uns diese Erde,
Heilig sei uns deine Wehr!
(Südwestafrikanische Landeshymne)

Es war im Spätherbst des Jahres 1882. Eine steife Nordwestbrise fegte von der Weser her über den Osterdeich, auf dessen Krone die Gestalt eines hochgewachsenen Mannes kraftvoll dahinschritt. Es war der Kaufmann Adolf Lüderitz, ein angesehener Bremer Tabakhändler, der hier zu ungewöhnlicher Stunde gegen die Wut des Sturmes ankämpfte. Den breitkrempigen Schlapphut trug er in der Hand und bot die hohe Stirn mit dem schütteren Haar frei dem Winde dar. In weiten Falten umflatterte ihn sein Havelock. So frisch und eigenwillig war seine Erscheinung, daß man ihn weit eher für einen jungen Künstler als für einen „seriösen" hanseatischen Kaufherrn hätte halten können.

Adolf Lüderitz war offenbar tief in Gedanken, denn im Gehen ruderte er häufig mit den Armen in der Luft herum. Auch blieb er bisweilen unvermittelt stehen, schaute in den aufgewühlten Weserstrom hinab und sprach abgerissene Worte und Sätze laut in den Sturm hinein.

„Ja, ich wag's!" rief er plötzlich so heftig, daß ein kleiner Köter, der gerade den Deich überquerte, ihn wütend ankläffte.

Seit Wochen schon hatte ihn der Plan eines neuen Unternehmens in Übersee stark beschäftigt. Sollte er es wagen oder nicht? — Eigentlich war ja die Firma F. A. E. Lüderitz mit der

Faktorei in Lagos schon bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit engagiert. Besaß sie doch bereits drei eigene Seeschiffe, die mit Tabak, Pulver, Branntwein und Eisenwaren beladen zur Küste Westafrikas hinunterfuhren, um dafür Gewürze und Südfrüchte, Kautschuk und Edelhölzer von den Schwarzen einzuhandeln. Zwar warf der Handel in Lagos guten Gewinn ab, dafür war aber auch das Risiko sehr groß. Und nun noch ein zweites, ähnliches Unternehmen?

„Ich wag's!" rief er noch einmal mit lauter Stimme, wandte sich dann mit einem Ruck vom Osterdeich ab und ging mit langen Schritten durch die Wallanlagen der Bremer Altstadt zu, die er durch das Ostertor betrat.

Als er über die Domsheide kam, schlug die Turmuhr des ehrwürdigen Sankt-Petri-Doms ihm dröhnend vier volle Schläge ins Ohr.

„Na, dann müssen Timpe und Vogelsang eben noch ein paar Minuten warten", brummte der Kaufmann und mäßigte seinen Schritt immer mehr, je näher er dem Kontor seines Handelshauses kam. Nun, da er sich innerlich zum Handeln entschlossen hatte, war ihm die Regelung der Einzelheiten des Unternehmens nicht mehr so dringlich. Ob die Faktorei in Äquatornähe oder weiter südlich gegründet würde, das mußte die Besprechung ergeben. Timpe war zweifellos ein erfahrener Seekapitän, dessen Meinung Gewicht hatte. Aber auch Vogelsang hatte trotz seiner Jugend große Erfahrung und kannte von seiner Tätigkeit bei der Firma Vietor her die ganze afrikanische Westküste von Lagos bis hinunter nach Kapstadt. Nun, man würde jedes Für und Wider noch einmal gründlich erörtern und dann die Entscheidung treffen.

Vergnügt eine Melodie vor sich hinsummend überquerte Lüderitz den Rathausplatz. Hell blickten seine Augen durch die goldumrandete Brille auf das Markttreiben zwischen den Buden, über denen sich der Roland von Bremen steif und gravitätisch

aufreckte, als unbestechlicher Hüter der Ordnung und Markt-gerechtsamkeit.

An dem wundervollen Schütting, dem Gildehaus der Kauf-leute, vorbei führte ihn sein Weg in die Langenstraße. Gegenüber der Stadtwaage und dem Essighaus mit dem herrlichen Re-naissancegiebel lag das hochgebaute Kaufmannshaus der Firma F. A. E. Lüderitz.

Vor einem Menschenalter hatte der Vater des jetzigen Chefs die Tabakhandlung in der geschäftigsten Straße Bremens ge-gründet und zu hohem Ansehen gebracht. Hier in der Langenstraße, im Vorderhaus, war Adolf Lüderitz geboren, hier war er auf-gewachsen und hatte zwischen Warenballen und geheimnisreichen Speicherräumen seine Knabenspiele gespielt. Hier hatte er als Lehrling der Firma unter des Vaters Anleitung das Tabak-geschäft gelernt.

Als er dann nach des Vaters Tode 1878 selber die aufblühende Firma übernommen hatte, war ihm das Vorderhaus bald zu eng für seine Familie geworden und die Langenstraße mit dem ständigen Rollen und Rumpeln der Lastwagen zu laut. Deshalb hatte er kurzerhand die Kontorräume der Firma in das Vorder-haus verlegt und sich selber einen Landsitz vor den Toren der Hansestadt gebaut.

Als der Kaufmann einige Minuten nach vier die steinerne Schwelle seines Geschäftshauses überschritt, saßen Kapitän Timpe und Heinrich Vogelsang lange schon voller Erwartung im Vorzimmer. Nach allen Verhandlungen, die nun schon wochen-lang gedauert hatten, sollte heute die Entscheidung fallen. Was würde Adolf Lüderitz tun? Würde er den Wagemut zeigen, den sie mit Zuversicht von ihm erwarteten?

Da öffnete sich die Tür. Der Kaufmann stürmte herein, schüttelte beiden herzlich die Hand und bat sie mit einladender Geste in sein Privatkontor. Es war das gleiche Zimmer, in dem Adolf Lüderitz einst das Licht der Welt erblickt hatte. Als die

drei Männer sich in den hohen Sesseln um den schweren Eichentisch niederließen, ahnte keiner von ihnen, daß in diesem nüchternen Raum ein Entschluß von unermeßlicher Tragweite für das ganze Deutsche Reich gefaßt werden sollte.

„Also, meine Herren", begann Lüderitz in seiner lebhaften Art und ohne alle Umschweife, „ich habe Sie hierher gebeten, damit wir heute zu einer Entscheidung über das neue Afrikaprojekt kommen. Sie, Herr Kapitän Timpe, schlagen vor, daß ich Ihnen eine Brigg mit Waren ausrüste, die an der Küste des südwestlichen Afrika hin und her fahren und mit den Eingeborenen Tauschhandel treiben soll. Sie dagegen, Herr Vogelsang, behaupten, daß jener Küstenstrich für Handelszwecke ungeeignet sei, und schlagen Ihrerseits die Gründung einer zweiten Faktorei in Äquatornähe vor. Nun, Käpt'n, Sie als der Ältere sollen zuerst das Wort haben. Wie denken Sie sich das mit dem Tauschhandel?"

Kapitän Timpe kraute sich das Haar. „Tja, das ist woll nicht ganz unrecht, daß an der Südwestküste wenig Neger wohnen. Aber im Innern wimmelt das, wie Herr Vogelsang ja selbst zugibt, von Hottentotten und so 'nem Kroppzeug. Ich meine, man müßte einen Superkargo mitnehmen, der die Häuptlinge aufsucht und mit ihnen Verträge schließt."

„Verträge? Welcher Art denn?"

„Ich meine, daß die Kerle uns das Recht des Alleinhandels in ihren Gebieten garantieren und wir ihnen dafür einen jährlichen Tribut in Waffen und Pulver und Schnaps und vielleicht auch in Bargeld zahlen."

„Hm, nicht so übel. Herr Vogelsang, ist das nicht wirklich ein Gedanke? Zumal, wenn Sie selbst als Superkargo mit rausgehen würden?"

Doch der Angeredete schüttelte lebhaft den gelockten Kopf. „Herr Lüderitz, ich versichere Ihnen nochmals: Timpes Plan ist vom kaufmännischen Standpunkt geradezu unmöglich. Auf der



Adolf Lüderitz



Heinrich Vogelsang

ganzen Strecke vom Oranje zum Kunene besteht die Küste nur aus Sand und Steinen. Über tausend Kilometer lang ist der völlig wasserlose, unfruchtbare Küstenstrich. Beim bloßen Hin- undherkreuzen einer Brigg würde sich nur sehr dürftige Handels- möglichkeit ergeben. Nein, dann müßte man dort schon eine ständige Niederlassung gründen und von der Küste aus auf festen Handelswegen den Warenaustausch nach dem Innern organi- sieren. Das würde aber wiederum sehr umständlich und kostspielig sein. Außerdem gelten die Eingeborenen von Südwestafrika als wenig kaufkräftig. Ich rate daher dringend ab und mache zum letztenmal den Vorschlag: gründen Sie eine weitere Faktorei an der Goldküste und beauftragen Sie mich mit der Leitung. Ich stehe dafür ein, daß wir glänzende Geschäfte machen."

Dann schilderte er dem Kaufmann Land und Leute an der Goldküste in so leuchtenden Farben, daß dieser trotz seiner Abneigung gegen eine zweite Faktorei schwankend wurde. — „Ich fürchte nur", sagte er nachdenklich, „daß die Reihe der Niederlassungen in jener Ecke dann zu groß wird. Die Faktoreien von Vietor und Woermann sind für unsern Handelsplatz in Lagos schon Konkurrenz genug. Ich müßte dann schon, um mir nicht selbst im Wege zu stehen, einige hundert Kilometer weiter nach Süden gehen. Wie aber sieht's dort aus? — Doch halt, da liegen ja die neusten Karten von Westafrika, die ich mir gerade habe kommen lassen."

Die Karten wurden entfaltet. Eifrig beugten sich die drei Männer auf den Tisch hinab ... Das enge, nüchterne Kontor schwand, das Rollen der Lastwagen verstummte, das Heulen des Herbststurmes hörte auf, und vor ihren erstaunten Augen öffnete sich die weite, bunte, lockende Welt Afrikas ...

„Ausgezeichnete Karte", sagte Vogelsang schließlich aner- kennend — „überall schon die neuesten Forschungsergebnisse be- rücksichtigt. Auch die Besitzverhältnisse sind deutlich vermerkt."

„Dann können wir ja auch endlich feststellen, wem eigentlich

die Küste Südwestafrikas gehört!" warf Kapitän Timpe dazwischen, der sich mit der ganzen Hartnäckigkeit eines Seemanns weiterhin auf seinen Vorschlag versteifte.

Die drei steckten die Köpfe zusammen. Plötzlich fuhr Lüderitz in die Höhe, schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß es klatschte, und schrie erregt: „Menschenskinder, das ganze Gebiet von Südwest ist ja noch frei!"

Verwundert schauten die beiden anderen auf. Was hatte denn der Kaufmann nur? Gewiß, sie hatten schon mehrfach über die Besitzverhältnisse in Südwestafrika gesprochen, ohne die Frage geklärt zu haben. Warum aber war der Kaufmann auf einmal so erregt? ... Sie stierten auf die Karte. Da war wirklich das ganze Gebiet zwischen Oranje und Kunene völlig weiß gezeichnet. Also war es nicht in den Händen der Engländer oder irgendeiner anderen europäischen Macht, also war es — Niemandsland!

Wie ein Blitz durchzuckte es in diesem Augenblick die drei Männer, die sich zur Gründung eines Handelsunternehmens zusammengefunden hatten. Adolf Lüderitz sprach aus, was sie alle dachten: „Kinder, wir gründen keine Faktorei, wir gründen eine Kolonie!"

Kaum war das Wort gesprochen, da wurden die drei Männer in dem dunklen Kontor von einem Taumel der Begeisterung erfaßt. „Pyramidal!" schrie Vogelsang. „Das ist ein großartiger Gedanke! Das führen wir durch!"

Während der nächsten Minuten sprachen alle drei aufgeregt durcheinander. Selbst der bedächtige Timpe war ganz lebendig geworden und machte seiner Begeisterung für den großen Plan Luft durch ein ständig wiederholtes „Dunnerschlag! Dunnerschlag!"

Vogelsang war der erste, der sich wieder über die Karte beugte und die ganze Westküste Afrikas erneut einer genauen Prüfung unterzog. „Wenn wir schon kolonisieren wollen, warum sollen wir dann das öde Südwest wählen? Hier, am Golf von Guinea,

sind ja auch noch große weiße Flecke auf der Karte. Hier können wir zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: eine Kolonie erwerben und Handelsgeschäfte machen."

Aber des Kaufmanns Entschluß stand schon fest. „Nein", sagte er — „zum Äquator gehen wir nicht. Die Guineaküste ist zu ungesund. Wenn ich eine Kolonie gründe, dann will ich auch, daß Deutsche dort leben können."

„Bravo!" rief Timpe. „Ganz meine Meinung! Gesund muß das Klima sein, sonst wird niemals was draus."

Auch Vogelsang sah ein, daß der Gedanke, gesundes Siedlungsland in Übersee zu erwerben, groß und kühn war und weit in die deutsche Zukunft hinauswies. So stimmte er schließlich freudig dem Plan zu und erklärte sich mit der Begeisterung seiner zwanzig Jahre sofort bereit, die Ausführung zu übernehmen.

„Herr Lüderitz, schenken Sie mir Ihr Vertrauen", bat er, „geben Sie mir die Leitung und schicken Sie mich mit Timpe hinaus, sobald der sein Schiff klar hat. Wir fahren dann zunächst nach Kapstadt und dringen von dort zur Küste von Südwest vor. Ich kaufe dann von den Häuptlingen der Hottentotten und Hereros soviel Land wie möglich, errichte Faktoreien und hisse überall auf dem erworbenen Gebiet in Ihrem Namen die deutsche Flagge."

Lüderitz nickte. Der Vorschlag hatte Hand und Fuß. Vor seinem geistigen Auge erstand alsbald die Vision einer großen blühenden deutschen Kolonie, wie sie so viele gute Deutsche in den letzten Jahren ersehnten und erträumten. Ein Land erschien ihm, in das Tausende und aber Tausende deutscher Landsleute hineinströmten, um dort in freiem Wirken und Wagen für sich und ihre Kinder das Brot zu schaffen, das die zu eng gewordene Heimat ihnen nicht mehr geben konnte. Deutsche Bauern würden das Land bebauen, deutsche Bergleute die Schätze des Bodens heben, deutsche Kaufleute die Waren der Heimat bis ins innerste Afrika tragen, und deutsche Schiffe würden Kolonie und Mutterland durch einen Strom kräftig pulsierenden Lebens verbinden.

Ganz erfüllt von den Bildern seiner lebendigen Phantasie erhob sich Adolf Lüderitz, reichte seinen Helfern die Hand und sprach so feierlich, daß es wie ein Schwur klang: „Wir gründen Deutschlands erste Kolonie. Sie beide sind von nun an meine Freunde und Mitverschworenen. Lassen Sie uns durch diesen Händedruck einander geloben, daß wir zusammenstehen wollen, bis das große Werk vollendet ist."

In mehr geschäftsmäßigem Tone fuhr Lüderitz dann fort: „Meine Herren, Sie wissen, ich bin kein Phantast, sondern ein Kaufmann. Wir wollen eine Faktorei gründen und nicht ein Wolkenkuckucksheim. Wenn wir Erfolg haben wollen, müssen wir real denken und praktisch handeln. Nur dürfen wir nie ganz im Alltag aufgehen. All unser nüchternes Tun soll überstrahlt werden von dem großen Gedanken: Wir gründen Deutschlands erste Kolonie ... Natürlich darf vorerst keine Menschenseele etwas von unseren Absichten erfahren."

„Auf keinen Fall!" pflichtete Vogelsang dem Kaufmann lebhaft bei. „Denn wenn etwa die Engländer am Kap vor der Zeit etwas von deutschen Kolonialplänen in Afrika hören, dann können wir nur gleich einpacken. Unsere Parole muß sein: Immer dran denken, nie davon sprechen!"

Heiß waren die Herzen der drei, als sie sich endlich trennten und die Beratung aller Einzelheiten ihres Handelns auf den folgenden Tag verschoben.

„Halt!" rief Lüderitz plötzlich beim Abschied. „Ein so wichtiger Tag muß würdig beschlossen werden. Heute abend um acht Uhr sind Sie beide meine Gäste im Ratskeller. Auf Wiedersehen denn, meine Herren!"

Die Dunkelheit war früh hereingebrochen, der Sturm hatte sich gelegt. Ein feiner Sprühregen rieselte über Bremen hernieder. Gerade waren dröhnend die acht tiefen Schläge der Domuhr über dem Rathausplatz verhallt und gerade hatte die Uhr des schlanken Liebfrauenturmes ihre helle Metallstimme

erhoben, da trafen fast im gleichen Augenblick die drei schicksalverbundenen Männer an der dunklen Pforte zum Ratskeller zusammen und stiegen gemeinsam hinab in das altehrwürdige gotische Gewölbe der weltberühmten Weinstube. Stimmengewirr, Tabakrauch und Weindunst schlugen ihnen entgegen. Schon zu dieser frühen Abendstunde waren die meisten Tische besetzt

In erwartungsfroher Stimmung durchschritt Adolf Lüderitz vor seinen Gästen den Raum, indem er freundlich nach rechts und links grüßte und mit der Hand guten Bekannten zuwinkte. Seine gesellige Natur fühlte sich schon beim Anblick all der frohen Zecher erwärmt und in eine Wolke von Behaglichkeit eingehüllt. Als sie dann in einer Nische unter einem mächtigen Spitzbogenpfeiler Platz gefunden hatten, rieb sich der Kaufmann froh die Hände. „Herrschaften, heut wird aber gefeiert. Bacchus, erscheine und spende uns eine deiner köstlichsten Gaben!"

Bald stand eine verstaubte Flasche edelsten Rüdesheimer Weines auf dem Eichentisch, bald klangen die Gläser, gefüllt mit goldenem Rebensaft, fröhlich zusammen, bald durchkräuselte der feine blaue Duft der Importen die Luft. Erst plätscherte das Gespräch der drei in leichten Wellen hin. Lüderitz war ein glänzender Gesellschafter. Er verstand es, seine Gäste zu unterhalten. Und heute war er in bester Laune. Es währte nicht lange, da hallte die Ecke wider von fröhlichem Gelächter.

Lüderitz plauderte. Von seinen Geschäftsreisen wußte er amüsant zu erzählen, von absonderlichen Begebenheiten und Menschen in Ostfriesland und in Holland. Dann kam er auf allerlei stadtbekannte Bremer Originale zu sprechen, die er in Sprechweise und Mienenspiel köstlich nachahmte. Schließlich landete er bei Onkel Carl, dem großen Sonderling der Familie Lüderitz, von dem er unerschöpflich neue Schnurren zu berichten wußte.

Bei der zweiten Flasche nahm das Gespräch der drei eine Wendung in die weite Welt hinein. Waren sie doch alle

weitgereiste Männer: Vogelsang war alter Afrikaner, Timpe hatte alle sieben Meere befahren, und Lüderitz hatte sich in jüngeren Jahren lange in Nordamerika umgetan.

Doch unversehens, als schon die Mitternachtsstunde naherückte und der Ratskeller sich zu leeren begann, fiel endlich das Wort, das einem jeden den ganzen Abend schon im Herzen gepocht hatte: Südwestafrika!

Da beugten die drei Verschworenen sich über den Tisch und steckten die Köpfe zusammen: der große Plan! Vorsichtig sahen sie sich um. Nein, die Nachbartische waren schon leer. Und jener Fremde, der dort in der Nische gegenüber hinter seiner Flasche Mosel saß, konnte gewiß nichts von ihren Gesprächen verstehen.

„Am liebsten führe ich selber mit runter nach Afrika!" begann Adolf Lüderitz mit Augen, die vor Begeisterung loderten. „Wie herrlich muß das sein, im Lande der Sonne, des ewigen Sommers und der Zephirlüfte unter Palmen zu wandeln und, umgeben von einfachen schwarzen Naturkindern, als König im eigenen Reich zu herrschen!"

Vogelsang lächelte leise, kannte er doch von seinem Aufenthalt in Kapstadt her ein gutes Stück des gepriesenen Sonnenlandes. „Nun, Herr Lüderitz, spannen Sie Ihre Erwartungen nicht zu hoch. Vom Meer aus gesehen, sieht Südwestafrika wenig einladend aus. Nur Sand und Steine und Dornen. Und Sonnengluten gibt's dort sicherlich mehr, als Ihnen lieb sein wird. Freilich, im Inland, wo die Hottentotten wohnen, wird das Land schon seine Schönheiten haben."

„Na also! Malen Sie mir mein künftiges Reich nicht in zu dunklen Farben, lieber Vogelsang; im Vergleich zu unserem ewigen Regen- und Nebelklima muß doch das ärmlichste Stück Afrika noch ein wahres Paradies sein."

Ehe Vogelsang etwas antworten konnte, räusperte sich plötzlich Kapitän Timpe und begann in seiner ernsthaften Art: „Meine Herren, ich habe schon seit Wochen nach einem brauch-

baren Kahn Ausschau gehalten, mit dem man da unten Handel treiben könnte. Ich hab' auch schon einen mächtig auf dem Kieker, wie ich Ihnen verraten kann. Es ist die Zweimastbark ‚Tilly‘, zweihundertsechzig Tonnen. Gut gebaut, solide getakelt und völlig seetüchtig. Wenn man die chartern oder kaufen könnte ..."

„Famos, Käpt'n! Wird gemacht! Wo liegt denn der Kasten? An der Schlachte? Gut! Dann gehen wir übermorgen — nein, gleich morgen mal 'raus und besichtigen ihn. Hauptsache ist jetzt, daß rasch gehandelt wird, ehe ...", hier dämpfte Lüderitz seine Stimme, „ehe uns England da unten zuvorkommt und uns den Bissen wegschnappt."

Es entging den drei Männern im Eifer des Gesprächs, daß der Fremde in der Nische gegenüber, der anscheinend gelangweilt an seiner Shagpfeife sog, bei dem Wort „England" eine rasche Kopfbewegung machte und sie mit einem raschen, durchdringenden Blick musterte. Aber das mochte nur Zufall gewesen sein.

„Ja", führte Vogelsang die Unterhaltung weiter — „Eile tut wahrlich not. Es sieht ganz so aus, als ob die Aufteilung der letzten weißen Flecke in Afrika unter die Großmächte unmittelbar bevorsteht. Bis wir eine Brigg wie die ‚Tilly‘ gechartert, überholt und beladen haben, vergehen nicht wenige Wochen. Ich habe deshalb in aller Bescheidenheit einen Vorschlag zu machen, Herr Lüderitz."

„Na, schießen Sie schon los!"

„Schicken Sie mich schon mit dem nächsten englischen Postdampfer voraus nach Kapstadt. Ich könnte dort bis zur Ankunft der Brigg schon vieles erkunden und vorbereiten. Von früher kenne ich ja noch 'ne Menge Leute, auch englische Kolonialbeamte von Einfluß. Das könnte unserem Vorhaben sehr zustatten kommen."

Lüderitz überlegte nicht lange: „Glänzend! Hat Hand und Fuß, lieber Vogelsang! Mein Wort: Sie reisen! Denn wenn

wir wirklich nicht nur eine Faktorei gründen wollen, sondern eine Kolonie, dann ..."

„Pst! Nicht so laut!" warnte Timpe und schaute sich nach dem einsamen Fremden um. Doch der blickte gar nicht auf, hatte vor sich ein Notizbuch liegen und kritzelte eifrig etwas hinein. Trotzdem hatte der mißtrauische Timpe ein unbehagliches Gefühl, und als Lüderitz in seiner unbekümmerten Art weitersprechen wollte, schnitt er ihm mit einem derben Seemannsspaß das Wort ab und brachte mit Gelächter und Zutrunk das Gespräch glücklich wieder in ungefährlichere Bahnen.

Als bald darauf die drei verbündeten Zecher sich erhoben, um endlich die Schritte heimwärts zu lenken, blieb Kapitän Timpe plötzlich vor dem Tisch des Fremden zu stehen und richtete eine Frage an ihn. Der zog die Augenbrauen hoch, antwortete aber doch höflich: „Nein, Sie irren, wir haben uns nie getroffen bevor."

„Dacht' ich's doch", brummte Timpe, als sie gleich darauf am Roland standen und sich verabschiedeten — „der Kerl war wirklich so'n verdammter Engländer."

„Ist ja ziemlich Wurscht", meinte Lüderitz leichthin, „auf die Entfernung hat der doch kein Wort von unseren Geheimnissen ergattern können."

Drinnen im Ratskeller trank der Fremde in der Nische sein letztes Glas Mosel leer. Er nickte befriedigt. Nein, er hatte sich nicht verhört. Das Flüstergewölbe hatte ihm aus der Nische gegenüber deutlich die Worte zugetragen: „Afrika — Kolonie — geheimhalten."

Diese deutschen Kaufleute hier in Bremen waren zu allen Wagnissen fähig. Mochten die drei Männer Phantasten sein oder nicht, auf jeden Fall würde er in seinem Bericht an das Foreign Office in London die koloniale Aktivität deutscher Kaufmannskreise erwähnen. Damit erhob sich der Engländer und schritt durch die Herbstnacht dem englischen Konsulat zu.

Es wird gehandelt

Vier Wochen waren vergangen seit jenem Abend im Ratskeller. Über das Land an der Unterweser waren Novemberstürme dahingebraust; schwere, tiefhängende Wolken hatten sich an den Türmen und spitzen Giebeln der Hansestadt gestoßen und Tag und Nacht ihre Regenmassen ausgeschüttet, bis Straßen und Plätze blinkten und alles in dampfende Nässe gehüllt war.

Für Lüderitz und seine beiden Verbündeten brachten diese Wochen viel Arbeit. Im Kontor in der Langenstraße wurden fast täglich Besprechungen abgehalten. Das neue Unternehmen nahm alle Zeit und alle Gedanken des Kaufmanns in Anspruch, so daß er das Tabakgeschäft fast ganz seinem bewährten Prokuristen Krische überlassen mußte.

Die erste und wichtigste Frage war: Wo errichten wir die Faktorei, wo landen wir? Das war aber recht schwierig zu entscheiden, denn auf den Karten waren die beiden einzigen bekannten Häfen von Südwest, die Walfischbai im Norden und Angra Pequena im Süden, als britisch bezeichnet. Adolf Lüderitz fand das recht verdrießlich.

„Natürlich sind es die besten Häfen des Landes, die sich die Engländer gekapert haben. Dort werden wir also keinesfalls landen. Ich habe keine Lust, diesen Herren dauernd Durchfuhrzölle für meine Waren zu zahlen. Wir werden uns einen eigenen Hafen ausmachen. Auf einer Küstenlänge von tausend Kilometer wird noch manche brauchbare Bucht vorhanden sein."

Davon war auch Vogelsang überzeugt. „Allerdings", gab er zu bedenken, „gilt der ganze Küstenstrich von Südwest in der Kapkolonie als sehr gefährlich für die Schiffahrt. Viel Klippen

und Riffe, dazu häufig schwere Seenebel. Es soll schon manches Schiff mit Ladung dort verlorengegangen sein. Na, Freund Timpe ist ja ein vorsichtiger Mann."

„Es ist doch richtig, daß Sie vorausfahren, lieber Vogelsang. Wir tappen mit diesem Lande zu sehr im Dunkeln, trotz aller Bemühungen. Die Seekarten lassen auch nicht viel erkennen. Große Strecken sind offenbar noch gar nicht vermessen. Sie müssen in Kapstadt vor allem einen geeigneten Hafen auskundschaften und dann sehen, was Sie über Land und Leute erfahren können. Aber alles immer in der größten Heimlichkeit. Wenn die Briten erst mal Lunte riechen, dann geht's uns so wie an der Goldküste, wo sie uns damals das Land vor der Nase weggeschnappt haben."

Der nächste Schritt war, daß Lüderitz die Zweimastbark „Tilly" kurzerhand käuflich erwarb. Nunmehr nahm das Ausrüsten der Brigg die drei völlig in Anspruch. Dabei war Kapitän Timpe so recht in seinem Element. Er kommandierte die Schiffszimmerleute, heuerte sich eine tüchtige Mannschaft an und leitete das sachgemäße Beladen. Es mußte so vieles bedacht werden.

Der Kreis der Handelswaren war bald festgelegt: Eisenwaren, Kattun und Decken, Tabak und Branntwein, und vor allem tüchtig Waffen und Munition. Vogelsang erklärte Feuerwaffen für besonders wichtig, da die Hottentotten des Namalandes infolge ständiger Kriege mit Nachbarstämmen großen Bedarf daran hätten; auch könnte man mit Gewehren leichter Land von den Häuptlingen kaufen als mit Gold.

Natürlich erforderten all diese Vorbereitungen Geld und nochmals Geld. Aber Lüderitz war in Geldsachen nicht kleinlich. Sobald er den Umfang des Unternehmens einigermaßen zu übersehen glaubte, warf er großzügig die Summe von hundertfünfzigtausend Mark dafür aus. Ihm war nicht bange darum, daß dieses Geld dereinst vielfältig Frucht tragen würde. Sollte

doch nach Berichten von Missionaren und Afrikareisenden das Land, das er zu erobern auszog, im Innern reiche Schätze an Erzen, an Wild und an Vieh bergen.

Erst als alle Zurüstungen in vollem Gange waren, gab Adolf Lüderitz seinen Verwandten und Geschäftsfreunden die kurze Erklärung ab: Ich gründe eine neue Faktorei an der Westküste Afrikas. Von Landerwerb, von Kolonie fiel nicht ein Sterbenswörtchen.

Natürlich fehlte es nicht an wohlmeinenden Freunden und Anverwandten, die Adolf Lüderitz dringend vor der Gründung einer zweiten Faktorei warnten; ja eines Tages gab es sogar eine richtige Szene beim Familienkaffee, der monatlich einmal auf der Kattenburg, dem Landsitz der Familie Lüderitz, vor den Toren der Stadt, abgehalten wurde. Da erhob sich gegen den Kaufmann Tante Agathe, eine höchst resolute alte Dame mit einem richtigen Stachelbart, die sich durchaus als Oberhaupt der Familie fühlte. Sie erklärte, das neue Handelsunternehmen sei ein Wahnsinn, ein Leichtsinn und eine Tollkühnheit; es würde unbedingt ein Fehlschlag werden und die ganze Familie ruinieren. Leider habe der Herr Neffe Adolf ja nie auf den Rat vernünftiger älterer Leute gehört, sondern habe immer alles besser wissen wollen. Er sei eben nie ein seriöser hanseatischer Kaufmann gewesen.

Da war es gewesen, daß der Hausherr mitten in den Redeschwall hinein einfach das Damasttischtuch mit beiden Händen ergriffen und mit allen Tellern und Tassen vom Tisch heruntergezerrt hatte, worauf er, ohne ein Wort, das Zimmer verlassen und einen Gang durch die Felder des Gutes gemacht hatte. Seit dem Tage hatte er Ruhe vor allen unerbetenen Ratschlägen und wohlmeinenden Warnungen.

Wirkliches, fast wortloses Verstehen fand Adolf Lüderitz nur bei seiner stillen, sanften Gattin, Emmy von Lingen, die mit sicherem weiblichem Gefühl ahnte, daß dieses Mal Großes im

Werden war, obwohl er auch ihr gegenüber nur von der Gründung einer Faktorei gesprochen hatte.

Ein Gedanke machte dem Kaufmann viel Kopfzerbrechen. Wenn seine Erwerbungen in Afrika den Grundstein zur ersten deutschen Kolonie bilden sollten, dann mußte er dafür sorgen, daß das Fundament von vornherein recht fest gelegt wurde.

„Die Hauptschwierigkeiten", sagte er sorgenvoll bei einer der geheimen Beratungen zu seinen Vertrauten, „erwarte ich von den Engländern am Kap. Ich wette, daß sie uns den Boden streitig machen, sobald sie etwas von Landkauf hören."

Wie sehr sollte Lüderitz mit dieser Voraussicht recht behalten, wie richtig beurteilte der weltkluge Mann die Engländer!

„Wie aber können wir uns der Einmischung der Briten erwehren? Mit List? Nur bis zur ersten Besitzergreifung bestenfalls. Mit Gewalt? Schon eher ... Wie wär's, wenn wir eine Schar von entschlossenen Männern mit 'rausnähmen und bewaffneten und unser Besitztum gegen jeden feindlichen Angriff verteidigen ließen?"

Vogelsang war gleich Feuer und Flamme. „Hurra, dann führe ich die Armee in den Kampf, zu siegen und zu sterben für unseren Herrscher, Lüderitz den Ersten!"

Der also Angeredete mußte über den pomphaften Schwung dieser Worte so herzlich lachen, daß er alsbald das Wildromantische dieses Gedankens erkannte.

Da hatte er plötzlich eine Eingebung: Bismarck mußte helfen! Er mußte dem Unternehmen seinen starken Arm leihen, er mußte ihm den Schutz des Reiches gewähren! Dann war alles gewonnen!

Lüderitz jubelte ordentlich auf. Hier lag der Schlüssel zum Erfolg! Er wunderte sich selber, daß ihm dieser rettende Gedanke nicht schon eher gekommen war. War es deshalb, weil er als Hanseat gewohnt war, alles aus eigener Kraft durch-

zukämpfen? Diesmal aber erforderte das große Ziel die Hilfe des Großen.

Also ein Gesuch an den Fürsten Bismarck! Aber — durfte er dem Kanzler des jungen Deutschen Reiches mit Kolonialplänen kommen? Gewiß ertönte seit Jahr und Tag im Volke immer vernehmlicher der Ruf: „Wir müssen eigene Kolonien haben!" Schon begann man in Zeitungen, Aufsätzen und Versammlungen die Kolonialfrage zu erörtern. Aber ebensogut wußte Lüderitz, daß der von ihm so glühend verehrte Bismarck mit seiner ganzen Kraft der Festigung des Reiches im Innern zugewandt war. War es da klug und richtig, die innerdeutschen und europäischen Sorgen des großen Kanzlers noch durch überseeische Probleme zu vermehren, zumal ja infolge der Nachbarschaft der Kapkolonie Konflikte mit England unausbleiblich schienen? Durfte er selber für sein kaum begonnenes Werk eine Absage des Auswärtigen Amtes in Berlin riskieren? . . . Nein!

Deshalb tat er das Klügste und Umsichtigste, was ein Mann in seiner Lage tun konnte: er sandte am 16. November 1882 ein Gesuch an den Fürsten Bismarck, in dem er lediglich um den Schutz des Reiches bat für alle Landkäufe, die er zur Anlage einer Faktorei in Südwestafrika abschließen würde.

„Ich bitte Eure Durchlaucht", schrieb er, „mir für das geplante Handelsunternehmen den Schutz des Vaterlandes zu gewähren, und zwar für alle Landeserwerbungen, die mein Beauftragter an der südwestafrikanischen Küste zwischen dem 26. und 27. Grad südlicher Breite machen wird. Da die besten Buchten der Küste bereits in den Händen der Engländer sind, wird der Kapitän meines Schiffes mir einen eigenen Hafen aussuchen, der sich zur Anlage einer Faktorei eignet. Das Land selbst ist zwar an der Küste sandig und unfruchtbar, weist aber im Innern hinter den Hügeln großen Wildreichtum auf. Die Bewohner des Landes, die Buren und schwarzen Eingeborenen, werden ohne Zweifel meine Handelswaren gern kaufen, beson-

ders wenn sie diese ohne englische Einfuhrzölle billig von mir beziehen können. Wie ich höre, sind auch die Berge im Namalande reich an Kupfer und Silber. Ich gedenke daher einen Geologen und später deutsche Arbeiter mit hinauszunehmen, welche die Bergwerke anlegen und ausbeuten werden. Ehe ich aber ein so weitreichendes Unternehmen durchführe, muß ich im festen Besitz eines eigenen Hafens und eines passenden Streifen Landes sein. Dazu kann ich in einem von wilden Völkern bewohnten Lande und bei der unmittelbaren Nachbarschaft der Engländer nur gelangen, wenn ich den Schutz der deutschen Flagge genieße, um welchen ich hiermit ergebenst bitte."

Lüderitz rieb sich vergnügt die Hände, nachdem er das wichtige Schriftstück seinen beiden Vertrauten vorgelesen und unterzeichnet hatte. Er hatte viele Ausblicke geöffnet und doch kein Wort von Kolonie gesagt.

„Das wird das Fundament unseres Unternehmens. In spätestens vier Tagen werden wir die Antwort des Kanzlers haben, und zweifellos in günstigem Sinne."

Vogelsang und Timpe waren nicht so optimistisch. Sie hatten eine richtigere Vorstellung von der Umständlichkeit und peinlichen Genauigkeit, mit der deutsche Behörden arbeiteten.

Als dann endlich eines Tages das ersehnte Schreiben des Auswärtigen Amtes da war, gab es eine rechte Enttäuschung für Lüderitz. Nicht Bismarck selbst hatte ihm geantwortet und ihm für seinen Wagemut gedankt, sondern irgendein Ministerialrat schrieb ganz kühl und sachlich: „Ihre Angaben erwecken diesseits Zweifel, ob Ihnen die wirklichen Verhältnisse des geschilderten Landes genugsam bekannt sind. Wir fordern Sie hiermit auf, Ihre Eingabe unter Angabe genauer Details eingehend zu begründen. Erst dann kann sie Seiner Durchlaucht vorgelegt werden."

Lüderitz war den ganzen Tag ungenießbar, als er das gelesen hatte. Er schimpfte und wetterte weidlich über die verflixten

Schreiberseelen, die sich zwischen ihn und seinen geliebten Kanzler drängten und verhinderten, daß der von seinen Plänen unterrichtet wurde. Im Kontor duckte sich an diesem Tage jeder, vom Lehrling bis zum Prokuristen, wenn der Chef durch die Kontorräume schritt. Doch schon tags darauf hatte sich Lüderitz wieder ganz in der Hand. Sein Zorn war verraucht. Die hinhaltende Antwort des Auswärtigen Amtes hatte nur seine trotzige Entschlossenheit noch gefestigt.

„Nun erst recht!“ loderte er. „Die Zeit des Wartens ist vorbei! Es wird gehandelt! Und zwar sofort! ... Vogelsang, der nächste Postdampfer nach Kapstadt verläßt London am Freitag. Ich lasse sofort telegraphisch einen Platz für Sie buchen! ... Und Sie, Timpe, beschleunigen auf jede Weise das Beladen unserer Brigg. Noch vor Weihnachten muß die ‚Tilly‘ schwimmen!“

Und so geschah es. Am 7. Dezember fuhr Heinrich Vogelsang als Beauftragter der Firma F. A. E. Lüderitz nach London. Am 10. Dezember verließ der Castle-Dampfer „Warwick Castle“ den Londoner Hafen. Am 6. Januar 1883 landete Vogelsang wohlbehalten in Kapstadt.

Lüderitz und Timpe arbeiteten inzwischen mit höchstem Eifer daran, ihren Zweimaster mit Waren zu füllen und fahrtbereit zu machen. Es war ungeheuer viel zu bedenken. Da die Landestelle der Voraussicht nach eine völlig unbewohnte, einsame Bucht sein würde, so mußte alles Material zum Aufbau der ersten Faktoreihäuser mitgenommen werden, Wände und Dächer, Türen und Fenster, dazu die tausend Dinge, die zur Inneneinrichtung gehörten. Endlich war alles bis auf die letzte Latte und den letzten Nagel verpackt. Als Tag der Abfahrt konnte der 22. Dezember festgelegt werden. Von der Firma waren noch die Angestellten Franke und Wagner zur Mitreise ausersehen worden.

An die Stelle des trüben, regnerischen Westwetters war schon seit Tagen leichter Frost getreten und winterlich helle, stille Luft.

Auch der Abfahrtstag hatte mit schnell weichenden Frühnebeln begonnen. An der „Schlachte" herrschte den ganzen Vormittag noch geschäftiges Hasten und Treiben. Der schmale Steg, der zur Brigg hinüberführte, dröhnte ununterbrochen vom Klappern eiliger Füße.

Als dann gegen elf Uhr die letzte Seemannskiste an Bord war und alles für die Seefahrt verstaut und festgezurrt, da kam eine Freudigkeit und Ruhe über ihn wie über einen Feldherrn nach gewonnener Schlacht.

In angeregtem Geplauder stand er mit Kapitän Timpe und den beiden Angestellten der Firma auf dem Achterdeck am Steuerhäuschen, als ein Bote der Firma mit der eben eingetroffenen Morgenpost herantrat. Schon wollte Lüderitz die Briefe ohne weiteres in seine Tasche schieben, als ein Blick auf ein Schreiben fiel mit dem amtlichen Aufdruck „Auswärtiges Amt, Berlin, Wilhelmstraße".

Mit einem Ruck war der Umschlag aufgerissen. Eilig überflogen die Augen des Kaufmanns, die so hell hinter der goldenen Brille hervorblickten, das kurze Schreiben. Dann reichte er mit einem hörbaren Aufatmen der Erleichterung dem Kapitän Timpe den Brief. Darin stand das Folgende:

„Auf Grund eines günstig ausgefallenen Berichts, den der Bremer Generalkonsul uns über Sie und Ihre Handelsunternehmungen erstattet hat, wurde am 20. Dezember Seine Durchlaucht der Fürst Bismarck von Ihrem Anliegen betreffend Errichtung einer Faktorei in Westafrika durch ein Promemoria unterrichtet. Im Zusammenhang damit weisen wir Sie darauf hin, daß der von Ihnen erbetene Schutz sich jedenfalls nicht auf Begleitung Ihres Unternehmens durch ein deutsches Kriegsschiff erstrecken darf. Es muß Ihnen vielmehr überlassen bleiben, sich zunächst *selbst* an der afrikanischen Küste Bahn zu brechen. Im übrigen wäre uns zur völligen Klärung Ihres Vorhabens mündliche Erläuterung des eingereichten Gesuches erwünscht."



Kapstadt mit dem Tafelberg. Fotografie der achtziger Jahre



Der 53 m hohe Bogenfels

„Gott sei Dank!" sagte Lüderitz, der aus diesem gewundenen Amtsdeutsch zuerst das Positive herauslas. „So ist wenigstens die Schranke gefallen, die man zwischen mir und meinem Kanzler errichtet hatte. Und weiter betont dies Schreiben klipp und klar die Notwendigkeit selbständigen Handelns. Wie gut doch, daß wir nicht gewartet haben. Jawohl, meine Herren Geheimräte in Berlin, es wird gehandelt! Wir sind ja schon mitten drin! Schiebt uns nur ruhig die Verantwortung für unser Tun zu, dafür haben wir aber auch die Freiheit des Handelns."

„Aber die Frage des Schutzes", meinte der Kapitän der „Tilly" bedenklich, „bleibt doch, soweit ich die Worte verstehe, noch völlig ungeklärt."

„Was tut's?" erwiderte Lüderitz mit wegwerfender Handbewegung. „Der Kaufmann geht voran, die Flagge wird folgen!"

In der Hochstimmung, in die er sich angesichts der Bedeutung der Stunde hineingesteigert hatte, faßte er plötzlich einen Entschluß, der für die Sprunghaftigkeit seines Wesens bezeichnend war. „Ich fahre mit", erklärte er dem erstaunten Timpe, „allerdings nur bis Vegesack. Der Tag ist zu schön, als daß ich ihn im Kontor vertrauern könnte. Rasch, einen Boten zur Langenstraße! Der gute alte Krische übernimmt für heute mal wieder die Leitung. Und dann Nachricht zur Kattenburg, daß mir mein Wagen nach Vegesack entgegengeschickt wird!" — Die Angestellten, die auf dem Schiff versammelt waren, kannten ihren Chef zu gut, als daß sie versucht hätten, ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

So wurden Punkt zwölf Uhr die Taue losgeworfen und die Segel gesetzt. Vom Ebbestrom und von leichter Südostbrise getrieben, glitt die „Tilly" mit Adolf Lüderitz an Bord die Weser hinunter in langsamer, ruhiger Fahrt. Eine milde Wintersonne ließ die Segel aufleuchten. Weit und hoch spannte sich der Blauhimmel über die flache norddeutsche Ebene, als die alte Hansestadt mit ihren Türmen und Giebeln hinter den Männern versank, die auszogen, ihrem Vaterland die erste Kolonie zu erwerben.

Deutsche landen in Angra Pequena

Der 6. Januar des Jahres 1883 war in Deutschland ungewöhnlich kalt. Klirrender Frost hatte alle Seen und Flüsse, ja sogar Teile des Weserstromes zu Eis erstarren lassen. Der gleiche Tag war auf der Südhälfte der Erdkugel ungewöhnlich heiß. Sonnengluten lasteten schon am Vormittag drückend auf der großen Stadt am Tafelberge.

Planmäßig war um elf Uhr vormittags der Postdampfer „Warwick Castle" in Kapstadt eingetroffen und hatte in den Alfred-Docks festgemacht. Mit dem Strom der Passagiere, die froh waren, die lange Seereise hinter sich zu haben, hatte auch Heinrich Vogelsang den sonndurchglühten Boden Afrikas betreten.

Als er, der Hitze nicht achtend, von den Docks der Stadt zuschritt, trat vor sein inneres Auge die Erinnerung an seine erste Landung in Afrika. Das war nun drei Jahre her. Wie beklommen und unsicher hatte er, fast ein Knabe noch, vor all dem Neuen gestanden, das mit dem schwarzen Erdteil auf ihn einstürmte. Damals hatte er gebangt, ob er den bescheidenen Posten bei der Firma Vietor auch würde ausfüllen können. Heute schritt er anders dahin: breit und selbstbewußt, ein welterfahrener Kaufmann, die Brust geschwellt von kühnen Plänen, ausgestattet mit fast unbeschränkter Vollmacht, ja mehr noch, mit einem Auftrag versehen, der geeignet war, ihm für immer einen Platz in den Annalen der deutschen Geschichte zu verschaffen. Sein erster Gang war zur Schiffsagentur Poppe, Russow & Co. in der Adderley Street. Dort erhielt er die Nachricht, daß die Brigg „Tilly" laut Kabel am 22. Dezember in Bremen abgesegelt war.

Ihre Ankunft in der Tafelbucht war nicht vor Anfang März zu erwarten. Vor ihm lag also eine lange Wartezeit, die er gut nutzen wollte.

Es fiel Vogelsang bei seiner geselligen, heiteren Natur nicht schwer, Eingang in die guten Kreise Kapstadts zu finden, zumal er sehr selbstsicher auftrat und mit Geld nicht sparte. In den Klubs der eleganten jungen Leute war er bald gern gesehen. Man hielt ihn dort allgemein für einen Sohn wohlhabender Eltern, der zu seinem Vergnügen eine Reise um die Welt machte. Da er ein fröhlicher Kamerad und auch ein leidlicher Schütze war, wurde er oft zu Jagdexpeditionen eingeladen, die von jungen Engländern und Buren veranstaltet wurden. Die Kaphalbinsel war damals noch reich an jagdbarem Wild, an Antilopen und Affen, Schakalen und Leoparden, wenn auch Flußpferde und Löwen längst ausgerottet waren.

Doch alle Freuden der Geselligkeit, so schön und wertvoll sie waren, befriedigten Vogelsang nicht. Seine Brust dürstete nach Abenteuern, nach unerhörten Erlebnissen. All sein vorwärtsdrängendes Denken war nach Südwestafrika gerichtet. Wo immer er Gelegenheit fand, brachte er das Gespräch auf das Land zwischen Oranje und Kunene, doch antwortete ihm überall nur Achselzucken. Man wußte nichts Genaues. Auch bei den Kapitänen und Schiffern hörte sich Vogelsang eifrig um nach brauchbaren Häfen und Buchten in Südwest. Vergebens. Immer hieß es, die Küste sei ganz unwirtlich und habe keine Häfen außer Walfischbai und Angra Pequena. Das war entmutigend.

Doch eines Tages trug ihm der Zufall glückliche Kunde zu. Auf einer Springbockjagd lernte Vogelsang einen jungen Schweizer kennen, einen Herrn von Pestalozzi. Mit dem geriet er in ein Gespräch über das unbekannte Südwestafrika. Und dieser Herr behauptete auf einmal, die Bucht von Angra Pequena sei gar nicht englisch, gehöre überhaupt keiner weißen Macht, sondern nur den Hottentotten. Das war denn doch toll! In seiner

Erregung über diese Neuigkeit sprang Vogelsang dem jungen Schweizer fast an die Gurgel: „Wie kommen Sie zu der Behauptung, woher wollen Sie das wissen? Angra Pequena ist doch auf allen Karten als englisch bezeichnet!"

„Ich habe einen Freund", verteidigte sich der Schweizer, „der ein ganz hervorragender Kenner der Länder nördlich vom Oranje ist. Er hat sie viele Jahre kreuz und quer durchreist und erzählt Wunderdinge davon. Wenn Sie es mir nicht glauben, so kommen Sie doch mal mit zu ihm. Er ist übrigens auch ein Deutscher."

So wurde die Bekanntschaft vermittelt, und eines Nachmittags saßen die beiden Jünglinge auf der Stoep*) des strohgedeckten Landhauses von Doktor Theophilus Hahn und lauschten den Erzählungen des weitgereisten Mannes. Er war der Neffe des verdienten Sendboten Hugo Hahn von der rheinischen Mission, der schon in den vierziger Jahren als erster Weißer den Hereros im Damaraland deutsche Kultur und evangelisches Christentum gebracht hatte.

Doktor Theophilus Hahn war ein freundlicher, kluger Mann. Er kannte das Damaraland und auch das Groß-Namaland, wie auch große Teile der Küste aus eigener Anschauung. Von ihm erhielt Vogelsang an diesem Nachmittag die Bestätigung, daß die ganze lange Südwestküste nur zwei brauchbare Häfen aufweise. Von denen sei nur die Walfischbai englisch, während Angra Pequena keiner europäischen Macht gehöre.

„Ich kenne", sagte er, „den Hafen von Angra genau. Bei meinem letzten Besuch im Jahre neunundsiebzig wohnte dort überhaupt kein Europäer. Die Bucht gehört mit dem gesamten Hinterland dem Nama-Häuptling Joseph Fredricks von Bethanien."

Jetzt wußte Vogelsang genug. Das war ja eine höchst wichtige und erstaunliche Entdeckung. Angra Pequena noch frei! Dann hatte er ja den Hafen, den er suchen sollte!

Nun litt es ihn nicht länger tatenlos in Kapstadt. Sein

*) Stoep = Veranda

Entschluß war rasch gefaßt: Ich muß nach Angra Pequena! Und zwar sogleich! Damit mir nicht etwa die Engländer noch im letzten Augenblick zuvorkommen. Denn — merkwürdig war es — obwohl er selbst kein Sterbenswörtchen hatte verlauten lassen, fing man in Kapstadt bereits an zu munkeln, das Deutsche Reich sei darauf aus, sich Kolonialbesitz in Afrika zu erwerben. Mochte das Gerücht auch nur durch das allgemein in der deutschen Öffentlichkeit erwachte Kolonialinteresse ausgelöst sein, so war doch England gewarnt und würde ein wachsames Auge auf alles deutsche Tun und Handeln in Afrika haben.

Also stellte Vogelsang in Hast und Eile eine Expedition zusammen, kaufte eine Maultierkarre, Pferde und Mulis, Proviant und Waffen und Gerät, mietete sich eine Handvoll unternehmungslustiger Kaphottentotten und Bastarde und brach auf, ganz wild und toll und blind vor Eifer. Allen Bekannten hatte er nur von einer längeren Jagdexpedition zum Norden gesprochen, das wahre Ziel dagegen vor allen geheimgehalten.

Es kam, wie es kommen mußte. Zwar wurde der tiefe Sand der Kapvlakte gut überwunden, auch das anschließende Hügelgelände wurde ohne Schwierigkeiten bewältigt, aber nördlich davon stellten sich auf einmal schroff aufragende Bergketten dem tollkühnen Jüngling in den Weg. Ohne Zaudern trieb er Mensch und Tier hinein in das Bergland, in wasserlose, weglose Wildnis. Vorwärts ging es durch steil eingeschnittene Schluchten, über wüste Trümmerfelder, durch trockene Riviere, über Felsplateaus und über Sanddünen. Und alles das in der brütenden Gluthitze des afrikanischen Südsommers! Es dauerte auch nur wenige Tage, da waren die mitgenommenen Wasservorräte verbraucht. Und nirgends ein Tropfen Wasser zu finden! Alle Flußläufe waren leer, alle Quellen versiegt, alle Wasserlöcher trocken. Vergeblich war alles verzweifelte Suchen. Doch rücksichtslos trieb Vogelsang in blinder Vermessenheit seine Expedition weiter. Erzwingen wollte er den Weg zum Oranje! Erst als Mensch und

Tier nahe daran war, zu verderben, gab er zähneknirschend den Befehl zur Umkehr.

Abgemagert, verstört und gänzlich erschöpft traf Vogelsang in Kapstadt wieder ein. — Als Doktor Theophilus Hahn von dem mißglückten Jagdausflug Kunde erhielt, eilte er sofort zu Vogelsang und ließ sich von ihm berichten. Aufmerksam hörte er sich alles an, warf forschende Blicke auf den mitgenommenen Jüngling und sagte schließlich: „Herr Vogelsang, Sie haben mir etwas verschwiegen. Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie zum Oranje wollten und noch weiter?"

Da half es denn freilich nichts, Vogelsang mußte zugeben: „Ich wollte nach Angra Pequena. Dort wollte ich eine Faktorei gründen für eine Exportfirma in Bremen."

Doktor Hahn schüttelte den Kopf über soviel jugendlichen Leichtsinn. „Ich dachte es mir", sagte er einfach, „aber es ist unmöglich, zu Lande dorthin zu kommen. Zumal im Südsommer, bei dieser mörderischen Hitze und Trockenheit. Das hätte Ihnen leicht das Leben kosten können."

Vogelsang war zwar ein wenig beschämt, aber verbissen erklärte er sogleich: „Und ich komme doch nach Angra Pequena! Dann eben auf dem Seewege."

Nun gab sich Doktor Hahn alle Mühe, ihm den anscheinend recht unüberlegten Plan auszureden. „Was wollen Sie dort, in der Wüste? Die Bucht ist völlig unbewohnt, rings nur Sanddünen und kahle Felsen. Es wächst dort nichts, es regnet fast nie, und nirgends finden Sie Süßwasser."

„Dann nehme ich das Trinkwasser von hier mit", beharrte Vogelsang.

„Und mit wem wollen Sie dort handeln? Mit den Eingeborenen? Die wohnen viele Meilen landeinwärts, sind arm und bedürfnislos. Überdies tobt zur Zeit ein heftiger Krieg zwischen Hottentotten und Hereros. Sie müssen doch zugeben, daß alles das für die Eröffnung einer Faktorei dort oben höchst ungünstig ist."

So unerträglich wurde ihm das täglich vergebliche Harren, daß er sich schließlich einen zerlumpten Fischerjungen anheuerte, der gegen ein paar Pennies für ihn Ausguck hielt. Er selber mied den Hafen.

Neun weitere Tage vergingen. Da, endlich, kam in aller Morgenfrühe des neunundneunzigsten Tages der Fischerjunge gelaufen:

„Mister, Mister, your ship is coming!"

Hurra! Endlich! Es war wirklich die „Tilly"! Neunundneunzig Tage hatte die Brigg von zweihundertundsechzig Tonnen unerschrocken das Weltmeer durchsegelt. Neunundneunzig Tage hatte die Besatzung auf engstem Raum Sonne und Regen, Hitze und Kälte, Sturm und Flaute erduldet. Nun war sie am Ziel der langen Reise.

Da die Luft fast windstill war, wurde es Abend, ehe sie in der Tafelbucht Anker warf. Vogelsang war sogleich hinausgerudert und kletterte an Bord. „Hallo, Jungs! Wo ist Kapitän Timpe?" Da kam der auch schon freudestrahlend an und mit ihm Franke und Wagner, die beiden Angestellten der Firma. In der Kapitänskajüte feierten die vier mit einer Flasche Rotspon die glückliche Ankunft der Brigg und stießen kräftig die Gläser an auf ein weiteres Gelingen aller Pläne.

Dann berichtete Vogelsang. Wie horchten die Männer auf, als er von seiner mißglückten Landexpedition erzählte und Angra Pequena als das Ziel bezeichnete.

Wie, Angra Pequena nicht britisch? Die Neuigkeit schlug ein. Dann ging es also gleich weiter, ohne Aufenthalt?

„Jawohl!" erklärte Vogelsang, der sofort die Zügel zur Leitung des ganzen Unternehmens in die Hand nahm. „Die Besatzung braucht ein paar Tage Ruhe. In der Zeit nehmen wir Proviant und Frischwasser über, dazu all die Ausrüstungsgegenstände, die ich inzwischen besorgt habe. In vier Tagen wird auch die Zahl meiner Expeditionsteilnehmer vollständig sein. Ich habe noch fünf

Männer als Mitarbeiter gewonnen, darunter drei Holländer, die uns wegen ihrer Sprachkenntnisse im Verkehr mit den Eingeborenen besonders nützlich sein werden."

Willkommene Nachricht! Je mehr Teilnehmer, um so mehr Abwechslung und Spaß würde es geben. Ehe Vogelsang in später Nachtstunde wieder zurückruderte, schärfte er allen Beteiligten nochmals größte Verschwiegenheit ein. „Die Engländer dürfen auf keinen Fall von unserem Vorhaben Witterung bekommen, sonst schnappen sie uns Angra Pequena vor der Nase weg."

Am nächsten Morgen war Vogelsang schon früh auf den Beinen. Sein erster Gang war zu den Agenten der Firma Lüderitz, den Herren Poppe, Russow & Co., die er einfach aus den Federn herausholte und mit zum Hafen schleppte. Sie kamen gerade zurecht, um zu erleben, wie die „Tilly" ihren Ankerplatz verließ, vorsichtig den Kopf des Wellenbrechers umsteuerte und im inneren Hafen an der Kaimauer festmachte. Als dann die Hafenbehörden an Bord kamen, klappte alles musterhaft. Kein Wort erfuhren die Engländer von der wahren Bestimmung dieser deutschen Brigg. Kein Wort erfuhren sie von dem wahren Inhalt der Ladung, die ja zum großen Teil aus Waffen und Munition für die Eingeborenen bestand.

„Zweimastbark ‚Tilly', deutsches Schiff, mit Stückgütern von Bremen nach East London" stand am 4. April in der „Cape Times" unter der Rubrik Schiffsbewegungen.

Die Agentur von Poppe, Russow & Co. sorgte in den folgenden Tagen dafür, daß alles an Bord kam, was Vogelsang in umsichtiger Weise gekauft hatte: Proviant und Zelte und Wassertanks und vor allem zwei schwere Ochsenwagen mit vollständigem Zubehör. Alles klappte mustergültig, und schon nach vier Tagen war die Brigg fertig zum Auslaufen.

Am 5. April schon lichtete die „Tilly" wieder ihren Anker, mit Vogelsang und dem ganzen Stab seiner Helfer an Bord.

Es war eine bunt zusammengewürfelte Schar. Außer Franke und Wagner waren es die aus Holland gebürtigen Herren William und Louis Klisser sowie Herr de Jongh aus Amsterdam, der Mecklenburger Herr Lahnstein und der Schweizer Herr von Pestalozzi.

Anfangs glitt die „Tilly" zögernd in kaum merklicher Fahrt aus der Tafelbucht heraus. Als aber Robben-Island passiert war, fuhr in die Segel ein frischer Südwest und strich alle Falten aus dem Leinen heraus. Mit schönem Schwung legte sich die Brigg in den Wind und durchschnitt mit weiß aufschäumender Bugwelle die blauen Wasser des Südatlantik.

Die Schar junger Leute an Bord war in bester Stimmung. Da standen und hockten sie alle in malerischer Gruppierung am Bug, blickten kühn voran und sangen und jauchzten begeistert: „Nach Angra Pequena, nach Angra Pequena!"

Hinter ihnen verdämmerten mehr und mehr die gewaltigen Umrisse des Tafelberges, vor ihnen dehnte sich, von frischer, kühler Brise gekräuselt, das unendliche Meer.

Als am Nachmittag die letzte Spur des Festlandes im Dunst verschwunden war und die Brigg im auffrischenden Winde ihre Fahrt verstärkte, rief Vogelsang als bevollmächtigter Leiter der Unternehmung alle Männer des Schiffes auf dem Achterdeck zu einem Kriegsrat zusammen. Während all seine Helfer nebst Kapitän Timpe und den beiden Steuerleuten im Kreise um ihn herumsaßen, stand Vogelsang in der Mitte und hielt mit großem Ernst, der zu seinen zwanzig Jahren in seltsamem Gegensatz stand, eine wohlgesetzte Ansprache.

„Liebe Freunde", begann er, „wir alle haben mit dieser Fahrt ein eigenartiges Unternehmen begonnen, dessen Erfolg noch ganz ungewiß im dunklen Schoß der Zukunft ruht. Neuland gilt es zu erwerben, in wilden, unerforschten Gebieten. Das erfordert die Tatkraft und die volle Hingabe aller an das Werk. Wer weiß, was uns alles an Entbehrungen und Gefahren, an Not und Tod

bevorsteht. Das aber wissen wir: Wesentlich zum Gelingen ist es, daß wir alle zusammenstehen. Notwendig ist es aber auch, daß sich alle mir als dem Führer der Expedition unterordnen. Unser Auftraggeber Adolf Lüderitz hat ein bedeutendes Kapital an dieses Unternehmen gewagt. An uns liegt es, dafür zu sorgen, daß die großen Pläne dieses Mannes nicht scheitern. Auf denn nach Angra Pequena!"

Und wie ein Schwur erklang es rings im Kreise: „Auf nach Angra Pequena!" — Mit dieser Ansprache hatte Vogelsang sich zum anerkannten Führer der lebenslustigen Schar gemacht. Und wiewohl er der Jüngste an Lebensjahren war, machte ihm niemand seine Führerstellung streitig.

Nur kurze Zeit lag der Schein feierlichen Ernstes auf den jungen Gesichtern der Teilnehmer, dann gewann die Sorglosigkeit und Fröhlichkeit der Jugend wieder die Oberhand. Was schert uns die nebelverhangene Zukunft! Unser ist das Heut! So vergingen die Stunden rasch beim Klang der Becher.

Es wurde am anderen Tage empfindlich kühl auf See. Härter wehte der Passat aus Südwesten und drückte mit solcher Kraft auf die Segel, daß die „Tilly" sich schwer nach Steuerbord überlegte. Es war nicht einfach, bei der Schräglage des Schiffes auf dem Deck umherzuspazieren. „Windstärke sechs bis sieben", meinte Kapitän Timpe, „so machen wir rasche Fahrt." Vogelsang stand mit dem Kapitän am Ruderhäuschen und blickte hinaus auf das Meer, das jetzt flaschengrün gefärbt und rings bis an den Horizont mit Myriaden weißgekrönter Wogen übersät war.

„Barbarische Kälte hier nach all der Hitze in Kapstadt", äußerte er und schlug die Arme übereinander. „Woher mag dieser plötzliche Wechsel kommen?"

„Benguellastrom", antwortete der Kapitän lakonisch — „kalte Meeresströmung, die hier an die Küste tritt. Reicht bis zum Kongo 'rauf und soll nach den Seekarten bei Angra Pequena am stärksten sein."

Am dritten Tage wurde es so kalt, daß all die jungen Männer ihre Mäntel aus den Koffern hervorholten und sich manchen steifen Grog brauten, um sich innerlich warm zu halten. Tag und Nacht pfiff und heulte ein kalter Wind in den Tauen und Wanten.

So war alles froh, als nach vier Tagen endlich Land in Sicht kam. Aber welch ein Land! Zerrissene Felsen hoben sich schwarz und drohend aus dem Wasser. Eine schwere Brandung schäumte und stiebte um zackige Klippen. In Landnähe ragten zahllose Felsklötze aus dem Wasser, an denen gewaltige Brecher emporspritzten. Kreisförmig verschäumende Wogen verrieten dem Kundigen gefahrdrohende Felsenriffe.

Mit äußerster Vorsicht tastete sich die „Tilly" an dieser furchtbaren Küste nordwärts. Am Abend trat aus verdämmernden, gischtumsprühten Felsenklippen ein hohes Kap hervor. „Diaz Point" ergab die vom Kapitän durchgeführte Navigation. Gespannt blickten alle Männer auf das düstere Felsenkap, das sich trotzig aus der Flut aufreckte. Es war ihnen allen bewußt, daß einer der historischen Punkte der Welt vor ihnen lag. Dort hatte Bartholomäus Diaz, der kühne portugiesische Seefahrer, vor vierhundert Jahren sein erstes Landungszeichen an südafrikanischer Küste aufgestellt. Das war auf der großen Fahrt gewesen, auf der er als erster die Südspitze Afrikas umsegelt und das Kap der Stürme entdeckt hatte, das später den Namen des Kaps der Guten Hoffnung erhielt. — Aller Augen spähten von der „Tilly" hinüber zum Gipfelpunkt des dunklen Felsmassivs, und allen war, als erkennten sie die Reste der granitnen Säule, die Diaz dort als Denkmal seiner Kühnheit errichtet hatte.

Mit dem Erreichen der Diaz-Spitze waren die Mühen der Seefahrt überstanden. Im Schutz der breiten Felsenzunge steuerte die „Tilly" geradeswegs auf die Küste zu und ging der hereinbrechenden Dunkelheit wegen in der Außenbucht vor Angra Pequena vor Anker. Die Nacht verbrachten alle Teilnehmer der Fahrt in unruhigem Schlummer.

Der 10. April 1883 dämmerte herauf. Über Nacht war der rauhe Südwest-Passat verschwunden. Die Luft war vollkommen windstill und klar, als mit dem alten Seemannsruf „Rise, rise!" die Schlafenden aus ihrer Ruhe gerissen wurden. Als Vogelsang und seine Mannen an Deck erschienen, bot ihnen der erwachende Tag ein Bild von überwältigender Einsamkeit und Größe. Vor ihren Augen dehnte sich in schön gezeichneten Linien ein Land, so kahl, so öde, so bar eines jeglichen Pflanzenwuchses, als sei bei der Schöpfung der Welt an ihm der Ruf Gottes vorübergegangen, als er am dritten Tage befahl: „Es bedecke sich das Antlitz der Erde mit Gras und Blumen und mancherlei Kräutern!"

Schon in diesem ersten Augenblick wußten es alle: das Land, das da vor ihnen lag, so hart und herb, würde ganze Männer verlangen. Sie sahen kein Segel im Hafen, kein Haus am Ufer, nicht den Rauch eines Feuers. Rings war unendliche Einöde.

Doch die Farben des frühen Morgens waren wunderbar und tröstlich. Aus smaragdgrüner Flut hoben sich Inseln mit schwarzem Sockel und schneeweißer Haube, in rötlichem Schein leuchteten Felsengipfel, dazwischen das satte Gelb sandiger Buchten. Fern erglühte ein ungeheurer Dünengürtel in organgefarbenem Licht, dahinter scharf umrissene Gebirge, die in violetten Tönen den Horizont begrenzten.

Doch nur kurze Zeit währte das bezaubernde Farbenspiel. Kaum war im Osten der Sonnenball über den Bergmassen aufgetaucht, da war alles nur noch Licht und schmerzende Helligkeit.

Jetzt ist die Stunde des Handelns da. Ein Boot der „Tilly" wird zu Wasser gelassen. Es wird mit Vogelsang, Timpe, Franke und William Klisser bemannt. Sie legen von der Brigg ab und rudern in die innere Bucht, um einen guten Landeplatz ausfindig zu machen. Ein jeder hat das Gefühl eines geschichtlich bedeutsamen Augenblicks.

Mit gleichmäßigen Schlägen rudern die vier Männer durch eine schmale Durchfahrt zwischen den langgestreckten Inseln

in den inneren Hafen hinein. Da kommt — o Schreck! — auf einmal ein bemanntes Boot hinter den Inseln hervorgeschossen und hält schnurstracks auf die Deutschen zu.

Verraten! durchzuckt es Vogelsang, verraten trotz aller Vorsicht und Heimlichkeit! ... Weiße Männer sind im Boot. Sie winken. Sicher sind es Engländer, die soeben den Union Jack in der Bucht gehißt haben. Triumphierend werden sie den Deutschen die Besitzergreifung melden.

So ist denn alles verloren?

Da legt sich das fremde Boot längsseit. Englische Laute.

„Hallo! Hallo, good morning, gentlemen! Too glad to meet you!"

Drei Worte werden gewechselt. Dann atmet Vogelsang hörbar auf. Gottlob, es sind nur harmlose britische Robbenschläger, die schon seit Monaten in der Bucht hausen. Sie sind heilfroh, einmal wieder Menschen zu sehen und Nachrichten von der großen Welt zu erhalten.

Gleich ist Vogelsang bester Laune. Freigebig bietet er den Fremden von seinem Kognak und seinen guten Bremer Zigarren an. Dann bittet er die gutmütigen, wetterharten Gesellen, ihm in der inneren Bucht einen guten Ankergrund für die „Tilly" zu zeigen.

„We shall be delighted to guide you!" kommt von rauher Kehle die freundliche Antwort. Die Robbenschläger greifen zu den Riemen, das deutsche Boot folgt. So rudert unter Englands Führung Deutschland gemessen der Küste zu.

Es ist zehneinhalb Uhr vormittags. Da knirscht der Kiel des deutschen Bootes in den Sand. Vogelsang springt als erster hinaus und nimmt das Land in Besitz, indem er mit schallender Stimme ruft: „Unser ist Angra Pequena!"

Ein kräftiges Hurra ertönt. Dann setzen auch seine Begleiter den Fuß auf das Land, das Deutschlands erste Kolonie werden sollte.

Fort Vogelsang ersteht

Ein ausgezeichneter Ankergrund", urteilte Steuermann Teschenmacher, als die „Tilly" am 11. April sicher im inneren Hafen lag.

Kapitän Timpe nickte. Es war ein Hafen, der sich sehen lassen konnte. Schon von weit her war die ganze Bucht durch die breit vorgeschobene Diaz-Spitze vor dem ständigen Südwestpassat geschützt. Dann folgte der tief ins Land eingeschnittene Außenhafen und schließlich die innere Bucht, die durch drei vorgelagerte Inseln gegen Stürme aus allen Richtungen zuverlässig gesichert war.

„Die Durchfahrt zwischen Pinguin- und Seehundsinsel ist ja man verdammt schmal", brummte Timpe, „aber sonst ist der Hafen erstklassig."

„Nicht wahr?" sagte Vogelsang hinzutretend. „Adolf Lüderitz wird mit unserer Wahl zufrieden sein. Hier in der Bucht kann eine ganze Flotte Schutz finden ... So, Käpten, nun wollen wir erst mal die ganze Gesellschaft zusammentrommeln."

Das geschah, und vor dem großen Kriegsrat breitete Vogelsang seine Pläne aus.

„Also heute ist Ruhetag. Und morgen früh fangen wir mit dem Ausladen an. Die Senke dort drüben unserem Ankerplatz gerade gegenüber scheint mir vortrefflich geeignet zur Anlage einer Faktorei. Den Ruhetag nutzen wir gleich zu einer kleinen Entdeckungsreise um die Bucht aus. Ich muß auch heute noch einen Eingeborenen als Boten zum Missionar nach Bethanien schicken mit dem Ersuchen, mir umgehend Pferde für einen Ritt ins Innere zu senden. Ich werde nicht eher Ruhe finden, als bis wir die Bucht rechtmäßig von dem Hottentottenhäuptling durch Kauf erworben

haben. — So, und nun alle Mann an Land! Gewehre, Proviant und Trinkwasser werden mitgenommen."

Als die Schar der acht sich zu ihrem ersten Landausflug in Bewegung setzte, wohlbepackt und schwerbewaffnet, sah sie einer Bande von Seeräubern nicht unähnlich. Alle stapften unter Vogelsangs Führung fröhlich dahin. Sie überquerten den Platz für die Faktorei und erstiegen darauf einen Sandhügel, der einen Überblick gewährte. Neugierig schauten sie sich um, entdeckten aber nur Sanddünen und kahle Felsen, so weit das Auge reichte.

Dann überkletterten sie die Hänge eines stark zerwitterten Granitberges und wateten durch tiefen, losen Sand dem Südende der Bucht zu. Dort hatten die Robbenschläger ihr Lager. Erst kamen die niedrigen Rundhütten oder Pontoks der Hottentotten, roh hergerichtet aus Walfischrippen und mit Schakalfellen bedeckt. Etwas abseits davon stand im Windschutz einer Felsenwand die Behausung der fünf Weißen. Es war nur eine erbärmliche Hütte aus Kistenholz und Blech, ohne Fensterscheiben, nach europäischen Begriffen kaum ein Unterschlupf für Zigeuner. Doch diese englischen Robbenschläger kannten es nicht anders und hausten dort ganz zufrieden, solange die Robbensaison dauerte.

Nach der Begrüßung rückte Vogelsang gleich mit seinem Anliegen heraus. „Ich brauche einen Eilboten, der mir einen wichtigen Brief nach Bethanien bringt, aber einen zuverlässigen Mann."

„Wenn's weiter nichts ist", erwiderte einer der gutmütigen Riesen — „das kann sofort geschehen. Haben Sie den Brief da? Gut."

Ein Pfiff, ein Ruf: „Achab!" Und schon stand wie hingezaubert vor den überraschten Vogelsangleuten ein abschreckend häßlicher kleiner Kerl von lehmbrauner Hautfarbe. Die hohe, gerade Stirn, die starken Backenknochen, die ungezählten Falten in der Haut und der zwerghafte Wuchs ließen ihn als Buschmann erkennen.

„Achab, hör mal!“ Und nun verklarte ihm der Robbenschläger, was er tun sollte. Der Kleine antwortete lebhaft in den seltsamen Klixlauten seiner Sprache, verschwand in seinem Pontok und war bald wieder da, mit Köcher und Bogen und Fellsack ausgerüstet. Kaum hatte er den Brief und ein paar Platten Tabak erhalten, da trabte er auch schon los, in die Wüste hinaus. Vogelsang sah ihm interessiert nach.

„Wie lange braucht denn wohl so'n Kerl bis Bethanien?“

„Der Achab ist bestimmt in vier Tagen da.“

„Wie“, staunte Vogelsang — „zu Fuß — in vier Tagen? Bis Bethanien sind es doch über zweihundertfünfzig Kilometer!“

„Das ist nichts Besonderes“, antwortete der Engländer ruhig. „Es gibt Buschmänner, die an einem Tage hundert Kilometer zurücklegen.“

Froh über den raschen Erfolg seines Besuches, teilte Vogelsang den fünf Männern freigebig von dem mitgeführten Proviant aus, und ehe er sich verabschiedete, erkundigte er sich näher nach ihrem Gewerbe. „Ja, wir arbeiten für die Firma Spence & Co. Die hat den Robbenschlag an der ganzen Küste von Südwest gepachtet. Wir sind jedes Jahr von März bis August hier. Dann kehren wir nach Kapstadt zurück.“

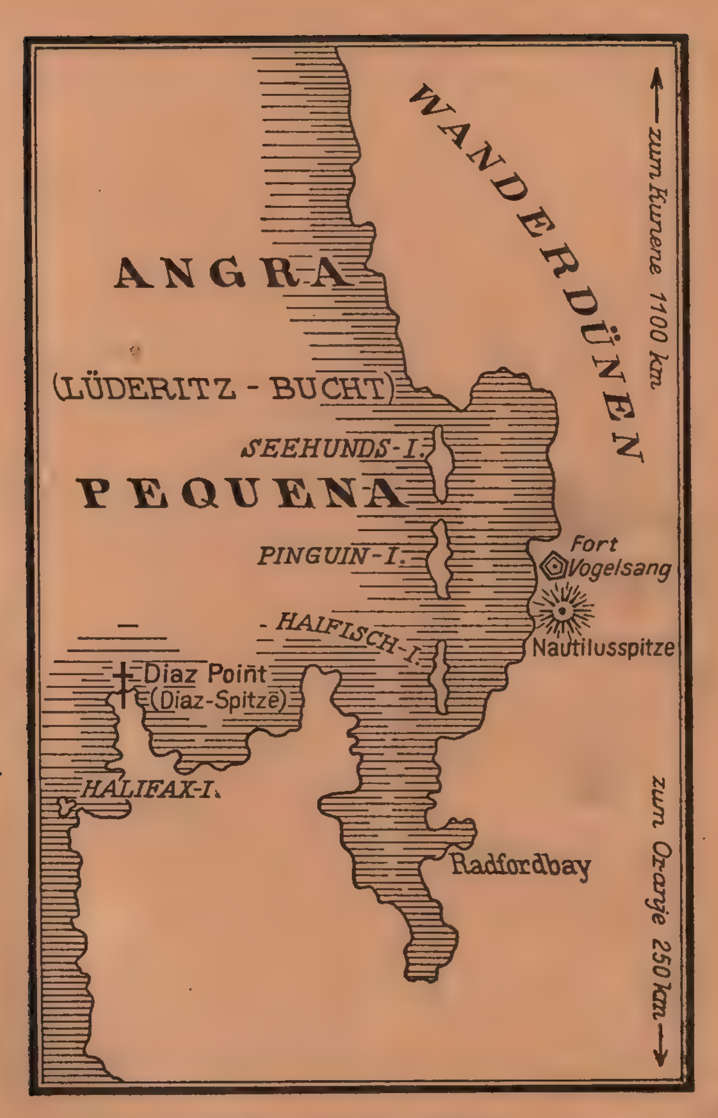
Der Erkundungsmarsch führte dann die Vogelsangleute an grauweiß gebänderten Gneisfelsen vorbei zu einer lagunenartig flach auslaufenden Meeresbucht. Der Strand war von ungezählten Seevögeln aller Art bevölkert, die sich um Haufen toter Fische balgten, welche die Flut angespült hatte. Im seichten Wasser der Lagune aber standen Tausende von hochbeinigen Flamingos und fischten. Wenn sich die Gruppe der Menschen näherte, flog jeweils eine Kette dieser schönen Vögel auf, schwebte eine kurze Weile als rosenrote Wolke im blauen Himmel und senkte sich dann mit sanften Flügelschlägen wieder zur Lagune nieder. Wie fischreich mußte die Bucht sein, wenn soviel Wassergeflügel mühelos seine Nahrung an den Ufern fand!



Fort Vogelsang in der Bucht Angra Pequena, von der Seeseite gesehen
Fotografie aus dem Jahre 1883



Eine Farm bei Bethanien



Die Bucht von Angra Pequena

Am jenseitigen Gestade wurde das Gelände wieder felsig und unübersichtlich. Ein Bergrücken stellte sich den Wanderern in den Weg, der den Ausblick verwehrte. Pestalozzi rannte, übermütig wie ein junges Füllen, allen voran die Höhe hinauf. Oben aber blieb er plötzlich stehen und warf die Arme hoch wie in großer Überraschung. Dann winkte er lebhaft. Die sieben stürmten den Hang hinauf. Da sahen sie es alle: Ein Haus! Ein Haus und kein Traum!

Ganz schlicht und selbstverständlich stand da am Ufer der Lagune ein Haus, ein richtiges hölzernes Haus mit rotem Dach, mit Fenstern und mit einer Tür und sogar mit einer kleinen Veranda.

Da blaffte ein Hund. Die acht jungen Leute eilten hinunter und — standen plötzlich wie gebannt. Denn an den Pfosten des Hauses gelehnt stand auf einmal vor ihnen ein hünenhafter Mann mit struppigem gelbem Bart, der sie ernst, ja geradezu mürrisch musterte. Den dargebotenen Gruß überhörte er, reckte sich nur empor und sagte auf englisch: „Mein Name ist Radford. Ich habe Ihr Schiff gesehen und auch, daß Sie da drüben gelandet sind. Ich weiß nicht, welche Absichten Sie hier haben. Aber das sage ich Ihnen: Hier an der Lagune lebe ich mit meiner Familie. Mir gehört die Jagd und auch die Fischerei. Wer mir zu nahe kommt, mag sich in acht nehmen. Good morning." Damit wandte er sich und schlug die Tür seines Hauses hinter sich zu.

„Ist das möglich!" rief Pestalozzi verblüfft. „Der einzige Siedler auf hundert Meilen — und diese Begrüßung!"

„Der Kerl hat einfach 'nen Spleen!" äußerten die anderen achselzuckend, als sie sich zur Rückkehr wandten. Nur Vogelsang machte ein bedenkliches Gesicht. „Engländer! Wer weiß, was wir von der Seite noch zu erwarten haben. Mir ahnt nichts Gutes."

Die seltsame Begegnung mit dem Mister Radford ging Vogelsang auch am folgenden Tage nicht aus dem Sinn, als

mit dem Ausladen begonnen wurde. Er teilte seinen Leuten in kurzen Worten mit, daß in allem größte Eile geboten wäre, damit ihnen nicht die Engländer in letzter Stunde noch zuvorkämen. „So, und nun alle Mann antreten zum Löschen der Ladung! Heute in vier Wochen muß die Faktorei fix und fertig dastehen!"

Nun wurden von der „Tilly" den ganzen Tag über Holzflöße herübergesandt. Zuerst wurde das Zelt errichtet, Matratzen und Gepäck geordnet und mit dem Landen von Waren und Baumaterial begonnen.

Bei dem Fehlen eines Landungssteges und jeglicher Hilfsmittel, wie Kräne und Winden, war das Ausladen äußerst beschwerlich. Die acht jungen Leute waren ja so harter körperlicher Arbeit ganz ungewohnt. Erst ging es zwar mit viel Humor und Gelächter ans Werk; Vogelsangs Eifer steckte alle an. Bald aber verging ihnen das Lachen. Allzu hart preßten sich die ungefügen Balken und Bohlen in die Schulter, allzu schwer drückten die Kisten und Ballen den schweißnassen Rücken nieder.

Am Abend aber waren alle guter Dinge, ließen fröhlich im Zelt die Becher kreisen und tranken auf das Wohl der Firma und ihres Chefs. Als es ans Schlafen ging, wurde eine Nachtwache eingeteilt, mit geladenem Gewehr und der Parole „Tilly". Pestalozzi hatte die Ehre der ersten Wache. Er fror zwar tüchtig in der Nachtkühle, bemerkte aber weder eine Spur von reißenden Tieren noch von räuberischen Eingeborenen.

Während der nächsten Tage wurde angestrengt am Aufbau der Faktorei gearbeitet. Morgens um sechs Uhr wurde mit dem Seemannsruf „Rise, Rise!" alles geweckt. Zum Frühstück gab es Kaffee und Fisch und Pellkartoffeln. Dann ging es ans Ausladen der Kisten und Holzflöße, die von der „Tilly" hergesandt wurden.

Das Wetter blieb schön und warm und fast windstill. Alle beklagten es, nutzlos soviel dicke wollene Kleidungsstücke mitgebracht zu haben, denn sie liefen den ganzen Tag nur in Leinen-

hemd, leichter Hose und großem Strohhut umher. Schwierigkeiten machte das Kochen. Die Küche bestand nur aus einem Herd, der im Freien zwischen Kisten und Kasten aufgestellt war. Ein jeder versuchte sich der Reihe nach als Koch, aber keiner brachte eine ordentliche Mahlzeit zustande, so daß schließlich ein Hottentott als Koch angestellt wurde. Der kochte nicht schlecht, hielt aber nichts von europäischer Reinlichkeit und fuhr ständig mit seinen dreckigen Fingern im Essen herum. Doch auch bei den Weißen wurden die Versuche, sich morgens zu waschen, immer seltener, da das Süßwasser nicht angegriffen werden durfte, das Meerwasser aber dem Zwecke schlecht entsprach.

Der 15. April war ein Sonntag. Es wurde darum etwas länger geruht. Da das Wetter klar und nicht zu warm war, zogen de Jongh, die Brüder Klisser und Pestalozzi auf eine Entdeckungsfahrt zum Nordende der Bucht. Wohin sie auch kamen und blickten, überall war Sand, Sand und wieder Sand. Nur selten tauchten Granitfelsen inselhaft aus den Dünen empor. In den Gesteinsspalten wuchs hier und da ein zwerghaft verkümmerter Busch, dessen Zweige saftlos und bitter waren. Vergeblich spähten die Dahinwandernden nach jagdbarem Wild aus; sie sahen nur Eidechsen und Chamäleons und einzelne Schlangen. Dagegen war die Vogelwelt reich vertreten durch Möwen und Pinguine, Flamingos und Kormorane. Die Brüder Klisser gruben unterwegs an mehreren Stellen nach Süßwasser. Umsonst. Bis zum Nordzipfel des Hafens drangen die vier Männer vor. Dort lagen am Strande, von den Meereswogen angespült, viele wunderschöne bunte Steinchen, von denen Pestalozzi sich eine Handvoll einsteckte. Auf dem Heimweg gelang es de Jongh, einen großen Meeresvogel zu schießen, schwarz, mit rotem Schnabel und roten Füßen. Sein Fleisch schmeckte tranig, war zäh und kaum genießbar.

In der Nacht war das Wetter ungewöhnlich warm, die Sternenwelt des Südhimmels leuchtete und funkelte, und viele

Sternschnuppen fielen hernieder. Aber schon am Montagmorgen schlug das Wetter um. Der gefürchtete Südwest fing an zu wehen und steigerte dann seine Wut von Tag zu Tag. Fauchend und knatternd schnob er bei wolkenlos blauem Himmel daher und warf den Männern bei ihrer schweren Arbeit unaufhörlich Schwaden von Sand und Kies ins Gesicht. Es wurde eine schlimme Woche.

Hitze und Wind waren besonders in den Mittagsstunden kaum zu ertragen; das Licht des Tages war grell und den Augen schmerzhaft. Auch mußten die Männer beim Ausladen oft bis an die Schultern im kalten Wasser stehen. Wenn sie dann die schweren Kisten und Balken ans Ufer schleppten und der Wind ihnen kalt durch die triefend nassen Kleider fuhr, dann war keinem nach Scherzen zumute. Dazu kam, daß die Nächte empfindlich kalt wurden und meist frierend in rasch errichtetem leichtem Zelt verbracht werden mußten.

Die Folgen all dieser Unbilden blieben nicht aus. Bald litten die meisten der Männer von der Sonnenhitze und dem Stehen im Salzwasser an verbrannten Armen und Beinen. Pestalozzi, der anfangs nur eine Mütze als Kopfbedeckung getragen hatte, bekam eine Art Sonnenstich mit starken Kopfschmerzen und Fieber, Lahnstein klagte über geschwollene Füße, und Franke, der eine Nacht in nassen Kleidern geschlafen hatte, fühlte danach so starke Beklemmungen, mit Fieber verbunden, daß er an Bord der „Tilly" gebracht werden mußte. Die Strapazen waren wirklich zu groß. Die Gesichter wurden unwirsch; hier und da flackerten auch böse Worte auf.

Auch Vogelsang mußte die Zähne zusammenbeißen. Doch als der „Chef" und Leiter des Unternehmens ließ er sich nichts merken. Immer zeigte er sich vor seinen Leuten fröhlich und kameradschaftlich und schleppte und arbeitete stets so unverdrossen, daß er alle anderen durch sein Beispiel ansteckte. Bald schämte sich jeder, ihm seine Mißstimmung zu zeigen.

In den Nächten, die jetzt recht kalt waren, lag Vogelsang oft noch lange wach im Zelt. Dann kamen ihm wohl Zweifel, ob der Erfolg wohl die furchtbare Mühe und Aufopferung lohnen würde, die er von sich und all seinen Mannen verlangen mußte.

Viele Jahre später schrieb Vogelsang, im Rückblick auf jene Tage: „Wäre ich damals nicht voll Jugendübermut gewesen, ich glaube nicht, daß ich die mir gestellte Aufgabe so gelöst hätte, wie ich es getan habe. Ich bin überzeugt, ich hätte nur krank zu werden brauchen oder den Mut sinken lassen, sofort wäre eine Verwirrung entstanden. Dann hatten wir nur sehr wenig Wasser und kein frisches Fleisch. Ein jeder wird sich danach seine Ansicht machen können, wie es bei uns aussah."

Die Süßwasserfrage bereitete Vogelsang ernste Sorgen. Es war schlimm, daß nirgends ein Quell, nirgends eine Wasserstelle vorhanden war. Gewiß, man konnte regelmäßig Trinkwasser mit dem Schiff von Kapstadt holen. Tausend Meilen weit! Welche Entfernung! Wenn nun einmal gegen alle Voraussicht das Wasser ausblieb? Durfte er all seine Mitarbeiter der Gefahr des Verdurstens aussetzen?... Weiter quälte ihn die Frage, wie es im Inland aussah. Konnte man dort wirklich Handel treiben, waren dort wirklich Weiden für Rinder und Schafe, waren die Berge wirklich so reich an Erzen, wie ihm berichtet worden?

Wenn nur erst der Bote aus Bethanien mit den Pferden da wäre! Zehn Tage war nun der Buschmann schon unterwegs. Wenn ihm etwas zugestoßen war, wenn er den Brief verloren hatte? Wie quälend waren all diese Sorgen!

War aber die Nacht vorbei, dann war alle Unruhe fort. Fröhlich und mit blanken Augen trat Vogelsang am frühen Morgen den Genossen entgegen: „Jungens, ein neuer Tag! Neue Arbeit und neue Freude!"

Der Bau der Faktorei wurde in dieser Woche sehr gefördert,

das Fundament zum Geschäftshaus wurde gelegt und auch schon mit dem Aufrichten der Seitenwände begonnen. Am Strande häuften sich Stapel von Bauholz und Kisten und Warenballen. Das große Wohnzelt wurde erheblich verbessert. Es erhielt einen Fußbodenbelag aus Brettern. Dadurch wurden die Vogelsangleute endlich von dem schrecklichen Sand befreit, der sich ihnen nicht nur in die Kleider, sondern geradezu in den Körper selbst hineinfraß.

Zum Glück flaute am Ende der Woche der Südwestwind stark ab, und am Sonnabend gab es beim Wecken eine Überraschung: es regnete! Allerdings war es nur ein feiner Sprühregen, der bald wieder aufhörte und einem heiteren, klaren Tage Platz machte. Gegen Mittag kam in der Bucht eine ganz ungewöhnlich starke Brandung auf; ein Zeichen dafür, daß draußen auf hoher See ein Sturm getobt haben mußte.

Der Sonntag war ganz windstill. Am Strande stand eine großartige Brandung, die alle Vogelsangleute benutzten, um zu baden. Während sie sich in den Wellen tummelten, bemerkten sie im Wasser einige Seehunde und weiter draußen die gefahrkündende Rückenflosse eines großen Menschenhais.

Später machten die Brüder Klisser sich wieder auf und gruben nach Wasser. Sie fanden das Skelett eines riesigen Walfisches im Sande, aber kein Wasser.

Da immer noch keine Nachrichten aus Bethanien da waren, wollten sich am Nachmittag Franke und Wagner im Boot zu den Robbenschlägern begeben, die ihr Lager vorübergehend auf die Seehundsinsel verlegt hatten. Aber die Brandung war so stark, daß beim Hinausschieben das Boot durch eine hereinbrechende Woge gefüllt wurde; dadurch wurde die Abfahrt unmöglich gemacht.

Am Abend, als alle am Lagerfeuer neben dem halbfertigen Wohnhaus zusammensaßen, erklärte Vogelsang plötzlich: „Dies ewige Warten auf den Boten und die Pferde geht mir an die

Nieren. Wenn der Buschmann morgen nicht eintrifft, gehe ich zu Fuß nach Bethanien. Zwei Mann möchte ich mitnehmen. Wer den nötigen Schneid hat, kann mich begleiten."

Da gab es natürlich ein großes Hallo. Und ehe sich's die anderen recht überdachten, hatten sich Franke und Lahnstein schon gemeldet.

Am Abend des 23. April wurde der abenteuerliche Marsch dann angetreten, trotz der Warnung des bedachtsamen Kapitäns Timpe. Die Expedition, bestehend aus drei Weißen, dem eingeborenen Koch und zwei Namas als Lastträgern, wurde von den Zurückbleibenden noch ein Stück Weges begleitet.

Eine gute Stunde ging es durch Sand und zwischen zerwitterten Felsstücken nach Osten, ein Wüstenmarsch im Mondschein. Kein Laut war hörbar; einmal wurde ein Rudel Schakale sichtbar, sonst regte sich nichts ... Auf einmal zeigten die braunen Lastträger Lust, sich etwas auszuruhen. Als es ihnen gestattet wurde, verschwanden sie mit dem Koch in einer Felsschlucht. Alle glaubten natürlich, daß sie fahnenflüchtig geworden wären. Aber nein. Schon nach kurzer Zeit kehrten sie zurück, und ganz verdutzt sahen die Weißen, daß sie ihre Gefäße mit Trinkwasser gefüllt hatten. So wußten also die Eingeborenen, wo die schöne Gottesgabe zu finden war! Die Vogelsangleute und besonders die Brüder Klisser verschworen sich, nicht zu ruhen, bis sie ihnen das Geheimnis abgelockt hätten.

Darauf trennte man sich. Ein Händedruck, ein „Glückauf!", dann verschwand die Expedition in der Nacht ... Todmüde kamen die anderen wieder in der Bucht an; Schinken und Biskuits wurden verschlungen — dann sanken alle, mit Ausnahme der Wache, erschöpft auf ihr Lager.

Treu und unverdrossen wurde während der nächsten beiden Tage von den Zurückgebliebenen an der Faktorei gearbeitet. Das Dach des großen Hauses wurde gerichtet, Wirtschaftsgebäude und Warenschuppen wuchsen in die Höhe. Von der

„Tilly" kamen Gewehrkisten und Haushaltsgegenstände herüber. Die Mißstimmung der letzten Tage war bei allen verflogen. Man sah doch jetzt Wie und Wo. Die Faktorei wurde Wirklichkeit.

Am dritten Tage saßen die Männer bei der Abendmahlzeit; es gab eine stark gewürzte Fischsuppe nach dem Rezept des Kapitäns, die allen ausgezeichnet schmeckte. Da ertönte plötzlich Pferdegetrappel. Alle sprangen auf. Der Bote aus Bethanien mit den Pferden!

Doch was war das? Die Leute, die da taumelnd, todmüde auf den Gäulen hingen, das waren doch — wahrhaftig! — es waren Vogelsang und seine Begleiter! Da glitten und fielen sie auch schon herunter, den Kameraden in die Arme.

„Was gibt's? Was ist los?" Die drei, mit verbrannten, verquollenen Gesichtern und glanzlosen Augen, lallten nur Unzusammenhängendes, ließen sich etwas zu trinken geben und sanken in bleiernen Schlaf.

Zwanzig Stunden hintereinander schliefen die Erschöpften. Dann hatte ihre Jugend alles überwunden, bis auf einige Hautverbrennungen . . .

Nun berichtete Vogelsang. In der hellen Mondnacht waren sie durch tiefen Sand und über Felsgeröll mühsam genug, aber stetig, vorangekommen. Aber in der Morgenfrühe, als sie noch mitten im Gürtel der Wanderdünen steckten, war der Sandsturm losgebrochen. Es tobte, schrie und gellte in den Lüften, als wären alle Gewalten der Hölle losgelassen. Ungeheure Sandschwaden fegten heran, wirbelten bergehoch und verfinsterten sogar die Sonne. Dazu unerträgliche, sengende Hitze, deren trockne Glut bis ins Mark drang. Bald war der letzte Tropfen Wasser verbraucht. Wahnsinniger Durst peinigte sie. Wasser, nur Wasser! . . . Halb von Sinnen waren sie dahingetaumelt. Was half ihnen aller Wille, was nützte ihnen alle Kühnheit gegenüber solchen verderblichen Naturgewalten! . . . Als am

Abend sich die Wut des Sandsturmes legte, gelang es ihnen noch, dem Meer der Wanderdünen zu entrinnen und die Wagenspur des Bayweges zu gewinnen. Dann waren sie an einer roten Sandsteinkuppe zusammengebrochen. Nach stundenlangem Hindämmern hatten sie plötzlich Pferdetraben und Zurufe gehört. Es war der Eilbote aus Bethanien mit sechs Pferden und zwei Hottentotten. — Ja, es war eine tolle Sache gewesen — ums Haar wäre es schief gegangen.

Aber schon war Vogelsang ganz der alte. Während Franke und Lahnstein an Bord der „Tilly" gingen, um sich von den Strapazen zu erholen, sprühte er wieder vor neu erwachter Unternehmungslust.

„Morgen reiten wir", erklärte er — „ich habe keine Ruhe, bis ich den Kauf der Bucht mit dem Häuptling abgeschlossen habe."

Diesmal bestimmte er den erfahrenen Holländer de Jongh und Pestalozzi zu seinen Begleitern.

Doch bevor sie abritten, gab es noch ein wichtiges Ereignis zu feiern. Das große Wohnhaus, das Hauptgebäude der Faktorei, war fertig geworden. Nach welchen Mühen! Nun hatten sie endlich wieder ein Dach überm Kopf, ein Heim, in dem sie als Europäer leben konnten.

Zur Mittagstunde rief Vogelsang alle seine Mitarbeiter, die ganze Besatzung der „Tilly" und auch alle Eingeborenen zusammen, die an dem Werke geholfen hatten. Mit einer kleinen Ansprache dankte er allen für ihre Hilfe. Da trat unerwartet der Steuermann Teschenmacher vor, ein buntbemaltes Holzschild in der Hand. Das hob er hoch empor, so daß jeder die goldenen Worte auf blauem Grund lesen konnte, und sprach dann feierlich: „Zu Ehren unseres unermüdlichen Chefs und Leiters taufe ich im Auftrage aller beteiligten Männer diesen Platz auf den Namen ‚Fort Vogelsang'!"

Ein Hoch erschallte, und alle freuten sich der wohlgelungenen

Überraschung. Nach einem Umtrunk wurde dann alles für die große Expedition des Chefs nach Bethanien zugerüstet.

Mit sinkender Sonne setzte sich die Reiterschar in Marsch. Voran ritt der Hottentott Daniel Fredericks, Richter von Bethanien, eine große, kräftige Gestalt mit klugem, schlauem Gesicht, der ein ausgezeichneter Reiter und Pfadfinder war. Dann folgten die drei Weißen, und den Schluß machte der zweite Hottentott mit einem Packpferd. Bald verschwanden die fünf Reiter in rascher Gangart hinter den Felsenklippen der Bucht.

So begann ein Ritt, der allen Teilnehmern unvergeßlich blieb.

*

Den Zurückbleibenden wurde auch diesmal die Zeit des Wartens nicht lang. Arbeit gab es in Hülle und Fülle. Wirtschaftsraum, Küche und Warenspeicher mußten vollendet werden. Viel Kopfzerbrechen machte die Unterbringung der beträchtlichen Mengen von Waffen und Munition. Schließlich entdeckte Wagner in einem nahen Gneisfelsen eine tief eingeschnittene Schlucht, die mit Spitzhacke und Dynamit zur richtigen Höhle erweitert und „Lüderitzhöhle" getauft wurde.

Ein wichtiger Tag war für Fort Vogelsang der 2. Mai, an dem endlich nach so vielen vergeblichen Bemühungen etwas Wasser gefunden wurde. Das Wasserloch war zwar fünf Meilen entfernt und enthielt nur schlechtes, übelriechendes Wasser, aber es wurde wenigstens von den Eingeborenen getrunken und konnte später zum Tränken von Vieh Verwendung finden.

Nach zwölf Tagen des Wartens und Harrens kam endlich ein berittener Bote auf der Faktorei an mit der freudigen Nachricht, daß die Vogelsang-Expedition nahe wäre. Sofort begab sich Kapitän Timpe an Land. Auf der „Tilly" wurde die deutsche Flagge gehißt, und gleich darauf trafen die Reiter ein, von allen

aufs freudigste begrüßt. Als Vogelsang dann sofort bekanntgab, daß er die ganze Bucht in aller Form Rechtens vom Häuptling zu Bethanien gekauft habe, da war den ganzen Tag des Freuens kein Ende.

Der Schiffszimmermann arbeitete nachmittags zwei volle Stunden daran, einen Flaggenmast herzurichten. Der wurde in die Erde gerammt, neben dem Wohnhaus mit dem stolzen Namen „Fort Vogelsang".

Dann ließ Vogelsang alle Weißen der Faktorei und der Brigg „Tilly" im Halbkreis antreten und sprach: „Im Namen der Firma F. A. E. Lüderitz ergreife ich als Bevollmächtigter hiermit offiziell Besitz von der Bucht Angra Pequena, die ich in rechtmäßigem Kaufvertrag vom Häuptling Joseph Fredericks zu Bethanien gekauft habe."

Während er mit eigenen Händen die schwarz-weiß-rote Fahne an dem Flaggenmast emporzog, brachen die versammelten Weißen in ein brausendes Hurra aus, das an den Bergwänden widerhallte und weit in die Bucht hinausklang. Es war das erstemal in der Geschichte, daß die Farben des Deutschen Reiches auf afrikanischem Boden gehißt wurden.

Gearbeitet wurde an diesem großen Tage nicht mehr. Da der Abend warm und fast windstill war, wurde auf der Veranda von „Fort Vogelsang" eine Festtafel gedeckt, die alle Teilnehmer zur fröhlichen Feier vereinigte. Der Champagner perlte im Glase, begeisterte Reden wurden gehalten, alles erschien an diesem Abend in glückhaftem Lichte. Das Meer rauschte, die Lampen brannten mit traulichem Schein, zu ihren Häupten knatterte leise die Fahne im Nachtwind. In dieser Stunde war es, daß zum erstenmal seit all den Wochen ein Heimatgefühl in die Herzen dieser deutschen Männer einzog. Am stärksten spürte es Vogelsang, als er sich in dieser Nachtstunde erhob und den letzten Trinkspruch des Abends ausbrachte. Der lautete:

„Es lebe des Deutschen Reiches erste Kolonie!"

Das Auswärtige Amt wartet ab

Der 15. Juni 1883 war eigentlich der erste rechte Sommertag in Bremen. Schon am frühen Nachmittag duftete überall am Wall und in den Gärten betäubend der Flieder. Die jungen Mädchen gingen in hellen, blumigen Kleidern spazieren und trugen den Strohhut am Bande in der Hand. In den Kontoren und Speichern der Hafenstraßen war die Luft unerträglich stickig. Überall waren die Fenster der Büroräume weit geöffnet.

Auch der Kaufmann Adolf Lüderitz arbeitete heute in seinem Privatkontor in der Langenstraße in Hemdärmeln bei geöffneten Fenstern. Eben blickte er hinaus, denn er vermeinte zu spüren, daß der Sommerhauch ihm ein wenig von dem Fliederduft in sein verstaubtes Kontor trage. Da klopfte es an der Tür. „Herein!"

„Ein Kabel aus Kapstadt, Herr Lüderitz!"

„Endlich!" Er riß es auf.

„Land vom Chief gekauft gegen einmalige Zahlung. Vogelsang."

Hei, wie frohlockte da der Kaufmann, der so viel an dies Unternehmen gewagt. Er stürzte zur Tür, riß sie auf und rief seinen Prokuristen. „Krische, da, lesen Sie! Ich kannte ja meinen Vogelsang, ich wußte, daß es ihm gelingen würde."

Gleich ließ Lüderitz seinen Wagen anspannen und fuhr hinaus zur Kattenburg nach Lesum. Unmöglich, an diesem Tage noch zu arbeiten. Frau und Kinder sollten doch an seiner Freude über den ersten Erfolg teilnehmen.

Mit größter Ungeduld sah Lüderitz dem ersten schriftlichen

Bericht seines Bevollmächtigten entgegen. „Noch weiß ich nichts Greifbares", klagte er — „nicht einmal, wo mein Besitz liegt."

Noch vier Wochen vergingen, ehe der erste Brief aus Afrika eintraf. Dann endlich hielt Lüderitz den Bericht seines Vogelsang in den Händen. Da las er denn mit heißem Herzen — von all den Plänen und Taten, von allen Gefahren und Abenteuern und von dem großen Erfolg am Ende aller wechselvollen Erlebnisse. Da stand:

„Am 26. April verließen wir die Bucht von Angra Pequena zu Pferde. Tagelang ritten wir durch die Wüste und sahen nichts als Sand und Felsgestein. In furchtbarer Eile ging es dahin, ohne die nötige Nachtruhe. Immer trieb der Hottentott Daniel, der uns führte, die abgehetzten Pferde von neuem an mit dem Ruf: ‚Meine Pferde verdursten, wenn wir nicht rasch reiten.' Einmal entdeckten wir ein Rudel Springbockantilopen. Daniel schwang wild sein Gewehr in der Luft. Er fieberte vor Jagdeifer, aber er wollte nicht schießen, da doch ein Sonntag war. Am 28. April kamen wir nach Aus, der ersten Süßwasserstation zwischen Angra und Bethanien. Dort lagerten wir an einer Quelle in einer sehr romantischen Schlucht und begrüßten den Missionar Bam aus Bethanien, der uns mit seinem Ochsenwagen so weit entgegengekommen war. Am nächsten Tage ging es weiter mit neuen Pferden, über Berge, Schluchten, über loses Geröll. Am 30. April erreichten wir endlich Bethanien, dessen kleine Kirche und Missionshaus nebst etwa fünfzig Hottentottenkralen von weitem sichtbar ist. Nach köstlicher Erfrischung im Hause des Missionars baten wir den Häuptling Joseph Fredericks um eine Unterredung für den nächsten Morgen, die auch bewilligt wurde. Am 1. Mai war dann der große Augenblick gekommen. Nach dem Frühstück betraten wir drei Weißen den Palast des Chiefs, der aus Lehm, Steinen und Bambus bestand. De Jongh trug die von mir aufgesetzte Rede auf kapholländisch recht schneidig vor, und ein Hottentottenlehrer, Christian Goliath,

übersetzte sie in die Namasprache. Die Antwort des Chiefs, der sich erst mit seinen Richtern beraten wollte, erhielten wir erst am Nachmittag. Inzwischen bereiteten wir den Vertrag vor. Um drei Uhr nachmittags empfingen wir dann in der zweiten Ratssitzung die Zustimmung des Häuptlings. Darauf wurde der Kaufvertrag von uns allen unterschrieben. Ich füge eine Abschrift bei.

Ich möchte Sie nun bitten, sehr geehrter Herr Lüderitz, die nötigen Schritte zu tun, damit so bald wie nur irgend möglich das Land unter den Schutz der Deutschen Regierung kommt."

„Jawohl!" sagte Lüderitz laut, als er den Bericht bis zu Ende gelesen hatte. „Das ist nun die Hauptsache: wirksamer Schutz durch das Deutsche Reich."

Darauf las er noch einmal recht genau den kurzen, sachlichen Bericht seines getreuen Vogelsang, der ihn fesselnder dünkte als der spannendste Abenteurerroman. Dann erst nahm er den holländisch geschriebenen Kaufvertrag selbst in die Hand und las:

„Heute, den 1. Mai 1883, hat Joseph Fredericks, Kapitän von Bethanien, als der gegenwärtige Besitzer von dem Hafen von Angra Pequena und von dem umliegenden Lande, den ganzen Hafen und das angrenzende Land, fünf Meilen nach allen Richtungen, an die Firma F. A. E. Lüderitz in Bremen in Deutschland für den Betrag von einhundert Pfund Sterling in Gold und zweihundert Gewehren mit Zubehör verkauft und abgetreten.

Bethanien, den 1. Mai 1883.

Für Joseph Fredericks: Der Generalbevollmächtigte der Firma Lüderitz:

* * * Heinrich Vogelsang."

Feierlich, ja fast mit einem Gefühl von Ehrfurcht, hielt Lüderitz das unscheinbare Dokument in den Händen. Er fühlte mit völlig zukunftssicherem Instinkt: Dies ist die Keimzelle, aus

der sich ein großes und wertvolles Kolonialreich für Deutschland entwickeln wird.

Sogleich setzte er sich an den Schreibtisch und teilte dem Auswärtigen Amt mit, daß er sich in den nächsten Tagen selber in Berlin zur Vorlage des ersten Kaufvertrages einfinden werde ...

Der Wirkliche Geheime Rat von Bojanowski rieb ärgerlich seinen Zeigefinger an seiner Nase, als er von dieser Absicht des Bremer Kaufmanns las. „Ein unruhiger und unbequemer Mensch", klagte er. „Ich fürchte, der wird uns mit seinem Afrikafimmel noch viel Arbeit und Verdruß bereiten." Aber empfangen mußte man diesen Herrn Lüderitz schon, das war nicht zu umgehen.

Am 8. August fand die Unterredung statt. Da standen sie sich in den hohen, kühlen Räumen des Auswärtigen Amtes gegenüber: der überkorrekte, geschmeidige Ministerialrat und der ehrliche, derbe, freie Bremer Kaufmann. Herr von Bojanowski klemmte sein Monokel ein: „Nun, verehrter Herr Lüderitz, tragen Sie mir mal Ihre Wünsche vor." Dieser, in keiner Weise eingeschüchtert, schilderte ihm zunächst mal kurz den Kauf, die Lage und den Umfang seines Gebietes.

„Für dies Territorium", schloß Lüderitz einfach, „erbitte ich mir den Rechtsschutz des Deutschen Reiches."

„Hm", erwiderte der Beamte zurückhaltend. „Ehe wir dieser Frage nähertreten, möchte ich doch erst von Ihnen hören, welche Absichten Sie dort unten haben in einem Gebiet, das mir als recht öde und unfruchtbar bezeichnet wird."

Lüderitz überlegte einen Augenblick. Sollte er diesem glatten, geschmeidigen Herrn von seinen geheimen Hoffnungen und seinen Erwerbungen sagen? Nein, sein sicherer Instinkt warnte ihn, das Wort „Kolonie" diesem Beamten gegenüber zu gebrauchen. So sprach er denn nur von seiner Faktorei und seinen geplanten Handelsgeschäften.

„Der Tauschhandel mit den Eingeborenen wird die Grundlage des Faktoreigeschäftes sein. Das Hinterland ist reich an Wild von mancherlei Art, die Schwarzen besitzen große Viehherden. Der Fell- und Straußenfedernhandel wird dort rasch aufblühen."

„Ihre Bucht", unterbrach da der Ministerialrat ein wenig spöttisch, „soll aber nach meinen Informationen bedenklichen Mangel an Trinkwasser haben."

„Allerdings, deshalb plane ich auch, Techniker und Ingenieure mit hinauszunehmen, die mir Süßwasserbrunnen graben und dann auch Straßen ins Innere bauen sollen. Des weiteren werde ich mir Bergleute verpflichten, die nach Erzen schürfen sollen. Reiches Kupfervorkommen in den Bergen ist bereits erwiesen, ich rechne auch mit Salpeterlagern, vielleicht gar mit Goldvorkommen."

„Sieh da, das sind ja interessante Pläne!" staunte Herr von Bojanowski.

„Aber längst nicht alle", sagte Lüderitz eifrig — „nach weiterer Entwicklung der Faktorei werde ich mich auch auf Viehzucht legen. Kapstadt ist ein ausgezeichneter Markt dafür. Ich werde tüchtige deutsche Bauernsöhne dafür gewinnen und im Lande ansiedeln."

„Und das alles in einem Territorium von fünf Meilen Umfang, wie hier im Kaufvertrag steht?" unterbrach der Beamte nüchtern den Redefluß des anderen.

Lüderitz, der den ironischen Unterton spürte, antwortete ruhig: „Ich habe meinen Bevollmächtigten bereits telegraphisch angewiesen, den ganzen Küstenstreifen von Angra Pequena bis zum Oranje auf zwanzig Meilen Breite zu kaufen. Überdies beabsichtige ich noch Gebiete in der Nähe von Bethanien zu erwerben."

Als der Beamte von all diesen kühnen und anscheinend auch gut fundierten Plänen hörte, da bekam er denn endlich doch Hochachtung vor dem Unternehmungsgeist dieses hanseatischen

Kaufmanns und fragte mit erfreulicher Sachlichkeit, wie sich Lüderitz denn den Schutz seines Gebietes durch die deutsche Regierung denke. Lüderitz antwortete ganz klar und präzis: „Ich bitte das Reich darum, erstens meine Niederlassung gegen Einheimische und Fremde zu schützen, zweitens durch ein deutsches Kriegsschiff in jenen Gewässern die Flagge zeigen zu lassen."

Herr von Bojanowski als gewiegter Diplomat zögerte, ehe er die wohlabgewogene Antwort gab: „Selbstverständlich können Sie für Ihre Besitzung auf den Schutz des Reiches rechnen, der allen Angehörigen des Deutschen Reiches zusteht. Natürlich werden wir Ihre Besitzansprüche einer sorgfältigen Prüfung unterziehen und vor allem feststellen, ob nicht England ältere Ansprüche auf Angra Pequena hat. Über die Frage der Entsendung eines Kriegsschiffes vermag ich Ihnen eine bindende Antwort nicht zu geben. Doch werde ich Ihr Gesuch heute noch dem Fürsten Bismarck vorlegen. Vielleicht können Sie morgen noch einmal vorsprechen, um die Entscheidung Seiner Durchlaucht mit nach Bremen zu nehmen."

Als Lüderitz darauf die Unterredung als beendet ansah und sich verabschieden wollte, hielt ihn der Ministerialrat mit einer Frage zurück.

„Sagen Sie mal, mein lieber Herr Lüderitz, Sie haben also das Land von dem Hottentottenhäuptling gekauft. Ist das nun so zu verstehen, als ob Sie sich etwa in Deutschland oder Frankreich ein Landgut gekauft hätten, oder sind Sie der Meinung, daß der Häuptling mit dem Verkauf auch seine Hoheitsrechte auf die Bucht aufgegeben hat?"

„Allerdings bin ich der Überzeugung, daß mit dem Kauf zugleich die Hoheitsrechte auf mich übergegangen sind. Ich werde also für Waren aus fremden Ländern in meinem Hafen auch Zölle erheben."

„Dann wären Sie also — ein richtiger König auf Ihrem eigenen Gebiet?"

„Jawohl. Natürlich nur so lange, bis das Reich einmal die Hoheitsrechte über dieses Gebiet selbst übernimmt."

„Um Himmels willen, bester Herr Lüderitz", wehrte der Beamte erschrocken ab — „kommen Sie uns nicht mit solchen Gedanken! So etwas könnte ja geradezu zur Kolonialpolitik führen. Und auf ein so unsicheres und gefahrvolles Gebiet darf sich unser junges Reich auf keinen Fall begeben. Ich kann Sie nicht dringend genug davor warnen, Ihr Gebiet als etwa zum Deutschen Reiche gehörig zu betrachten."

Wie gut doch, dachte Adolf Lüderitz, als er gleich darauf gemächlich die Straße Unter den Linden entlangschlenderte, wie gut, daß ich diesem Herrn von meinen wahren Kolonialplänen nichts verraten habe. Durchgeführt werden sie doch, allen Ministerialräten und Ämtern zum Trotz. Und unser großer Reichskanzler wird mir schon dabei helfen.

Am anderen Morgen fand sich Lüderitz wieder im Auswärtigen Amt ein. Da erfuhr er, daß er sich in seinem felsenfesten Vertrauen auf Bismarck nicht getäuscht hatte.

„Seine Durchlaucht haben Ihren Antrag auf Schutz des Reiches grundsätzlich genehmigt", erklärte Herr von Bojanowski mit sauersüßer Miene — „natürlich mit dem Vorbehalt, daß sich dieser Schutz lediglich auf Ihre Faktorei und Ihre Handelsgeschäfte erstreckt. Das Deutsche Konsulat in Kapstadt wird angewiesen werden, Ihnen allen erforderlichen Schutz und Hilfe zu gewähren. Aber", fügte er mit erhobenem Zeigefinger warnend hinzu, „selbstverständlich nur, solange Ihre Ansprüche nicht mit den älteren Rechten der Engländer zusammenstoßen."

Wohlweislich verschwieg Herr von Bojanowski bei dieser Eröffnung, daß er selbst dem Fürsten empfohlen hatte, diesem Herrn Lüderitz sollte man zur Selbsthilfe raten, und daß Bismarck darauf kurz und bündig erklärt hatte: „Wir werden seine Rechte immer schützen, solange er Deutscher ist."

„Auch das Zweite", fuhr der Beamte fort, „hat der Kanzler

Ihnen zugestanden. Ein deutsches Kriegsschiff wird voraussichtlich in kurzem jene Gewässer besuchen und dabei gelegentlich die deutsche Flagge in der Bucht von Angra Pequena zeigen."

Mit dem Gefühl großer Genugtuung trat Lüderitz die Heimreise an. War es ihm auch nicht gelungen, bis zum Kanzler selbst vorzudringen, so hatte er doch manches erreicht. Im übrigen war er heilfroh, der eisigen Atmosphäre der handelspolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes entronnen zu sein. Er schüttelte sich. Nein, auf so glattem Boden würde er nie zu leben vermögen.

In Bremen erwartete ihn eine Überraschung. Ein weiterer Brief von Vogelsang war gerade eingetroffen. Darin teilte dieser dem Kaufmann mit, daß er am 12. Mai in der Bucht die deutsche Flagge gehißt habe. Lüderitz strahlte. Bravo, Vogelsang! Das war eine mutige Tat! Das war ein Meisterstück!

Doch als er weiterlas, umwölkte sich seine Stirn. Das war ja eine schöne Bescherung! Diese verflixten Engländer! Da stand doch schwarz auf weiß: „Innerhalb des von uns gekauften Gebietes liegen drei Inseln, die recht wertvoll für Guano und Robbenschlag sind. Nun behauptet eine Herr Spence, britischer Untertan aus Kapstadt, der hier den Robbenschlag ausüben läßt, daß diese Inseln ihm gehörten. Angeblich will er sie vom Häuptling Joseph Fredericks schon vor Jahren gekauft haben. Der Häuptling selber bestreitet jeden Verkauf."

Lüderitz ließ seine Faust hart auf den Tisch fallen. „Da haben wir die Schweinerei! Genau wie ich voraussah und fürchtete. Jetzt wird England versuchen, mir das ganze Gebiet wieder abzujagen."

Mit hastigen Schritten ging er im Kontor auf und ab. „Ich muß sofort Gegenmaßnahmen ergreifen. Den Kerl, diesen Spence, müssen wir von der Bucht fortkriegen."

Schon stürmte Lüderitz los. Im Eilschritt ging es die Langenstraße hinunter, über den Rathausplatz und weiter zur Redaktion

der Weser-Zeitung. Mit dem Hauptschriftleiter des Blattes hatte er eine eingehende Besprechung. Dann ließ er seinen Wagen kommen und fuhr schnurstracks auf sein Landhaus zu Frau und Kindern.

„Liebste Emmy", sprudelte er los, als ihn die Gattin ruhig und heiter wie immer empfing, „es hat sich alles dramatisch zugespitzt. Kaum hat mir Bismarck seinen Schutz für Angra zugesagt, da kommt schon so ein Kerl von einem Engländer und behauptet ganz frech, daß er ältere Rechte auf die Bucht habe. Mein ganzes Werk kommt dadurch ins Wanken. Aber ich führe meine Kolonialpläne trotzdem durch. Meine Entschlüsse sind schon gefaßt. Der erste Schlag erfolgt morgen durch die Presse. Du wirst staunen, liebe Emmy, und ganz Deutschland wird aufhorchen."

Die beiden Ehegatten schritten Arm in Arm durch den Garten zur Laube, wo der Tee gedeckt war. Die feine, stille Art der Gattin verfehlte nicht ihre beruhigende Wirkung auf den Kaufmann. In ruhigem Gleichmaß floß das Gespräch nun eine Weile hin. Dann aber vermochte Adolf Lüderitz in seiner Unrast nicht länger an sich zu halten. Heftig schob er den Stuhl zurück, zog ein paarmal an seiner Zigarre und begann dann unvermittelt: „Liebe Emmy, außerdem habe ich dir noch eine Mitteilung zu machen. Ich fahre selber nach Afrika. Sieh mal, ich kann Vogelsang nicht alle Verantwortung aufbürden. Und durch die Ansprüche dieses Herrn Spence wird die Sache so verwickelt, daß meine Anwesenheit in Angra unumgänglich nötig ist. Bedenke, es geht nicht nur um mich und mein Geschäft, sondern um die erste deutsche Kolonie und damit um Deutschlands Zukunft. Da müssen wir alle Opfer bringen. Auch du, liebe Emmy. Du weißt ja, wie schwer es mir wird, dich und die Kinder für Monate zu verlassen."

Frau Emmy Lüderitz schwieg, sie strich nur behutsam über ihres Mannes Hand und nickte. Sie kannte ja ihren Mann und seine zähe Hartnäckigkeit, mit der er durchführte, was er sich einmal vorgenommen hatte. Auch hatte sie diesen Entschluß in

ihm reifen sehen. So war sie nicht sonderlich überrascht. Nur als er auf ihre Frage antwortete: „Die Ausreise erfolgt schon in acht Tagen, ich habe eben telegrafisch einen Platz auf dem Dampfer gebucht", da konnte sie nicht anders, als ein wenig bestürzt zu äußern: „So bald schon?"

Am nächsten Morgen war ganz Bremen in Aufregung. Die Weser-Zeitung brachte einen Leitartikel, der mit großer, auffallender Schlagzeile überschrieben war: Deutsche Flaggenhissung in Angra Pequena. Und darunter stand zu lesen, daß ein Bremer Kaufmann die Initiative ergriffen und als erster die Flagge des Deutschen Reiches in Südwestafrika gehißt habe. Das Auswärtige Amt sei unterrichtet und habe sich mit der Flaggenhissung einverstanden erklärt. Ja es habe ausdrücklich dem Unternehmen des Herrn Lüderitz den Schutz des Reiches zugesichert. Ein deutsches Kriegsschiff werde sich baldigst nach Angra Pequena begeben, um dort die Flagge des Reiches zu zeigen.

Das war's, was an diesem Tage ganz Bremen in Aufregung brachte. Und es zeigte sich schon jetzt sofort das erstaunliche Bild, daß alle Schichten der Bremer Bevölkerung diesem Schritt ihres Mitbürgers freudig zustimmten. Überall auf den Straßen, in den Kontoren, auf der Börse wie auf dem Markt war das Wort zu hören: Unser Lüderitz hat für Deutschland das erste Stück Kolonie erworben.

Noch erstaunlicher war, daß schon am Tage darauf alle Zeitungen Deutschlands die Nachricht von der Flaggenhissung brachten und erfüllt waren von stolzen und freudigen Aufsätzen. Es zeigte sich, für Lüderitz selbst unerwartet, daß der überwiegende Teil des Volkes hinter dem Kolonialgedanken stand. Lüderitz erhielt in den folgenden Tagen eine Unmasse von Telegrammen, Briefen, Anfragen und Glückwünschen, in denen ihm begeisterte Zustimmung aus allen Kreisen des Volkes entgegenklang.

Mit einem Hochgefühl ohnegleichen traf Adolf Lüderitz seine

Vorbereitungen zur Reise nach Afrika. Dennoch war er als Hanseat nüchtern genug, sich von der wachsenden Begeisterung des Volkes nicht blenden zu lassen.

Am 19. August, um elf Uhr vormittags, bestieg er den Lloyd-Dampfer „Deutschland", der ihn nach London bringen sollte. Beim Abschied von der Gattin und den Freunden am Kai sprach er sich ganz schlicht und einfach über seine Aufgabe aus: „Ich darf nicht vergessen, daß ich schließlich erst wenige Quadratmeilen Land mein eigen nenne. Eine Kolonie ist das noch nicht, aber ich ziehe aus, die erste Kolonie zu erwerben, und ich werde nicht eher zurückkehren, bis ich dies Ziel erreicht habe. Der Weg wird schwer sein, aber ich werde es schaffen. Möge der Name dieses schönen Schiffes von guter Vorbedeutung für meine Aufgabe sein."

In zwanzigstündiger Fahrt erreichte der Schnelldampfer „Deutschland" den Hafen von London. Dort stieg Lüderitz auf den Postdampfer „Conway Castle" über, der ihn in dreiundzwanzig Tagen nach Kapstadt bringen sollte.

Unterm Kreuz des Südens

Unermüdlich pflügte die „Conway Castle" mit stählernem Bug den Atlantik. Schnurgerade riß sie ihre Furche in die unermeßliche Fläche des Meeres.

Adolf Lüderitz war ein Frühaufsteher. Wenn noch das Deck geschrubbt und gespült wurde, stand er schon ganz vorn am Bug. Den Fuß stellte er in die Ankerklüse, die Arme legte er breit auf die Reling und ließ sich den Fahrtwind um die Stirn streichen. So vermochte er am schönsten das ewig gleiche, ewig wechselvolle Spiel von Schiff und Meer zu beobachten.

Adolf Lüderitz hob das Haupt dem Winde entgegen. Seine Augen gingen über die unendliche Wasserwüste, bis sie schließlich fern am südlichen Horizont haften blieben. Dort, wo Himmel und Meer zusammenstießen, lag Kapstadt, dort lag irgendwo auch Angra Pequena.

Vor seines Geistes Auge hoben sich Felsenriffe aus den Fluten, wölbten sich dünenreiche Buchten, dehnten sich weite Steppen mit Wild und Rinderherden. Sich selber schaute der Kaufmann, wie er das Land durchritt, gefolgt von seinen Mannen, der Beherrscher einer Terra Nova, der Herr des wilden, unbekannten Südwestafrika.

Da fuhr ihm ein Scheuerbesen und ein klappernder Eimer mitten in das schöne, stolze Bild hinein und vertrieb ihn aus dem Land seiner Träume. Richtig, da war der Dampfer, die Morgenluft machte hungrig, gleich würde das Horn zum Frühstück blasen. Das Deck war jetzt blitzsauber, von allen Seiten stiegen die Passagiere aus ihren Kabinen ans Licht, und bald war wie jeden Tag das Schiff belebt und bunt von fröhlichen Menschen.

Längst hatte die „Conway Castle" Madeira, den ersten und einzigen Anlaufhafen, hinter sich. Seitdem war nur einmal Land in Sicht gekommen. Mit anderen Fahrgästen hatte Lüderitz lange an der Backbordreling gestanden und hinübergeblickt auf den schmalen, blau schattenden Küstenstreifen, der in der Abenddämmerung düster am Horizont stand. Das also war ein Zipfelchen des riesigen Kontinents Afrika! In der Nacht hatten an der Stelle, wo das Land sichtbar gewesen war, schwere Tropengewitter gestanden. Blitz um Blitz war niedergezuckt, Donner war nicht hörbar geworden. Am anderen Morgen war rings um das Schiff wieder nur Wasser sichtbar gewesen.

Seitdem das Schiff sich auf der südlichen Halbkugel bewegte, waren alle Passagiere bester Laune. Die Unbilden des Nordatlantik waren längst vergessen, die Tropenwärme machte gesellig, das Meer war ruhig, die Nächte waren von berauschender Schönheit. Unmerklich verging die Zeit in süßem Nichtstun, in Spiel und Tanz. — Aus dem lose und zufällig zusammengeführten Haufen Menschen war im Verlaufe der Seefahrt immer mehr eine fest gegliederte, einheitliche Schiffsgesellschaft geworden.

Im Mittelpunkt der Schiffsgesellschaft stand Adolf Lüderitz. Er entfaltete alle seine Talente und geselligen Gaben auf dieser Fahrt. Er war der Anführer bei den Bordspielen, er leitete das Maskenfest, arrangierte die Äquatortaufe und sprühte immer von lustigen Einfällen.

Vor allem anderen aber war Adolf Lüderitz geschätzt als geistvoller und fesselnder Plauderer. In den warmen Tropennächten vereinigte er Abend für Abend einen Kreis von Männern und Frauen um sich, die nichts Schöneres kannten, als auf dem Bootsdeck, im Liegestuhl lang ausgestreckt, seinen Erzählungen zu lauschen.

Auch am Abend des 6. September, der besonders schön und sternenklar war, hatte sich der Kreis um den Bremer Kaufmann zusammengefunden. Am Firmament glänzte schon das Kreuz

des Südens. Man sprach über Jugenderinnerungen. Da wandte sich eine der Damen mit liebenswürdigem Lächeln an den Kaufmann: „Ach, bitte, verehrter Herr Lüderitz, erzählen Sie uns heute einmal aus Ihrer Jugendzeit!"

Lüderitz überlegte einen Augenblick. Die Bitte rief längst versunkene Gesichte und Geschehnisse in seiner Seele wach. Die Stunde war günstig. So begann er:

„Die Jahre meiner Jugend waren so erfüllt von sonderbaren, verworrenen, ja phantastischen Erlebnissen, daß mir heute nicht selten zumute ist, als hätte ich das alles nur in irgendeinem spannenden Abenteuerbuch gelesen. Und doch trage ich hier im Knie zeitlebens eine Kugel mit mir herum als böse und oft störende Erinnerung an jene wilden Jugendtage.

Ich hatte drei Jahre kaufmännische Lehre im elterlichen Geschäft hinter mir bei einem Vater, der mir stets allzu genau und peinlich erschienen war. Kaum zwanzig Jahre war ich alt, da litt es mich nicht mehr in der Enge der Heimat. Ich wohnte am Tor zur Welt. Tagtäglich sah ich den Weserstrom hinab die Ozeanschiffe fahren. Was lag da näher, als daß ich mich eines Tages auch unter die große Zahl der Deutschen mischte, die das weite Meer zu neuen Ufern lockte!

Mit einem jener altmodischen Dampfer, die wie Segelschiffe mit einem Schornstein aussahen, fuhr ich im Jahre 1854 nach Amerika, um die Tabakmärkte von Virginia und Kentucky kennenzulernen. Mein Vater hatte mir eine Stellung als Lehrling bei der Bremer Firma Rück, Motz & Co. verschafft, die in Kolima an der Westküste von Mexiko eine Niederlassung hatte. Nach einer Fahrt von drei Wochen landete unser Schiff in Vera Cruz, und ich hatte nun ganz Mexiko von Osten nach Westen zu durchqueren, um zu meinem Bestimmungsort zu gelangen. Eine Bahn gab es im Lande noch nicht, so mußte ich auf Reittieren die weite Strecke zurücklegen.

Glücklicherweise hatte mich mein sonst so sparsamer Vater

für die große Reise reichlich mit Geldmitteln versehen. So konnte ich mich in Vera Cruz recht üppig ausstatten. Ich kaufte mir gute Pferde und Maultiere, dazu Sättel und Decken und Proviant. Ich selbst kleidete mich sofort in die malerische mexikanische Landestracht, mit Sombrero, mit farbenfrohem weitem Umhang, Sarape genannt, und hohen gelben Reitstiefeln, die mit riesigen silbernen Räädersporen verziert waren. Daß Degen, Dolch und Flinte nicht fehlten, versteht sich von selbst. So zog ich, begleitet von einem halben Dutzend verwegen aussehender Indios, ins Land hinein wie ein spanischer Grande mit seinen Vasallen.

Zuerst führte der Ritt durch eine feuchtheiße tropische Niederung, die nur dünn besiedelt war. Zu beiden Seiten des Weges stand lianenverfilztes grünes Dickicht, von den wunderbarsten, leuchtenden Orchideen überwuchert und erfüllt von buntschillernden Vögeln, Schmetterlingen und fremdartigem kriechendem Getier. Zwei Tagesmärsche hinter Vera Cruz schon stieg das Gelände stark an. Bergmassen türmten sich auf. Durch tief eingeschnittene Schluchten ging's in mühsamer Kletterei hinan zur innermexikanischen Hochebene. Wir zogen den gleichen steilen, staubigen Bergpfad hinauf, den schon der Eroberer Cortez mit seinen Kriegern nahm. Im ersten Morgenlicht glühte überraschend der Pik von Arizaba als rosig flammender Kegel zwischen dunklem Tropengrün auf.

Oben war das Land steinig, dürr und wasserarm. Es war bestanden mit Orgelkakteen und Agaven von gigantischen Ausmaßen. Nur selten trafen wir auf unserem Marsch auf Viehranchos oder auf armselige Indianerdörfer. Bisweilen auch stießen wir auf Ruinen von Tempeln und Grabpyramiden längst versunkener Kulturen, vor denen ich in ratlosem Staunen stand.

Zuerst war mir alles neu und fesselnd. Dann aber wirkte die Kargheit der Fläche, die ungewohnte trockene Hitze, die dünne Luft und die endlose Gleichförmigkeit der Kakteenwüste doch

überaus ermüdend. So war ich froh, als hoch über Wolkenstreifen in makellosem Weiß die schneeige Kuppe des Popokatepetl sichtbar wurde, die uns kündete, daß die Hauptstadt von Montezumas Reich nicht mehr fern sei.

Wegmüde und bestaubt, aber stolz auf die vollbrachte Leistung, hielt ich meinen Einzug in Mexiko-City und suchte und fand bald eine zusagende Herberge. Als reisenden Übersee-Kaufmann nahm der Wirt mich überaus höflich und zuvorkommend auf und wies mir die besten Gemächer seines Hauses an.

Ich beschloß, mich in der Hauptstadt gründlich von den Strapazen des langen Marsches zu erholen und so lange zu verweilen, bis ich alle Sehenswürdigkeiten ausgiebig genossen hatte. Und zu sehen gab's recht viel in Mexiko-City. Da waren die uralten Tempelreste der Tolteken- und Aztekenkultur, die wehrhaften Gebäude und Mauern aus der Zeit der blutigen spanischen Conquistadores, da war die gewaltige Kathedrale mit ihrem pomphaften Barock, und da war das lebensfrohe, grellbunte Mexiko von heute mit seinem malerischen Gewimmel auf den Straßen, seinem lauten Markttreiben, seinen urwüchsigen Volksfesten, seinen Stierkämpfen, das Mexiko von heute mit seiner Tropenhitze, mit all seinem Dreck und all seiner Fröhlichkeit.

Die phantasievoll-bunte Tracht der Marschtage hatte ich in der Hauptstadt abgelegt und kleidete mich nun nach Art der Vornehmen in der Herrentracht der alten kastilianischen Familien, ganz Schwarz in Schwarz. Wie anders wirkten jetzt Silberdegen und Silbersporen zu schwarzem Federhut und schwarzer Kniehose!

Eines Nachmittags ritt ich wieder einmal voller Grandezza mit meinem Gefolge von Dienern durch die Straßen, als ich ein palastähnliches Gebäude passierte, das aus festem Quaderstein gefügt war und zur Straße nur ein einziges, vergittertes Fenster zeigte. Unversehens blickte ich empor und gewahrte hinter den Gittern eine Frauengestalt von — wie es mir vorkam — bezaubernder Anmut."

„Ach", unterbrach hier die jüngste der Zuhörerinnen den Erzähler und rückte näher heran — „jetzt wird die Sache spannend."

Lüderitz nickte nur. „Flugs riß ich den Federhut vom Kopfe, grüßte artig hinauf und glaubte auch als Antwort ein ganz leichtes Neigen des schönen Hauptes zu bemerken. Gleich brannte mein Herz lichterloh. Auf raschen Schwingen flog meine Phantasie zu der Fremden empor und umkreiste sie seit dieser Stunde unaufhörlich in namenloser Sehnsucht. Von sehnsuchtsvoller Liebesglut verzehrt, verbrachte ich die nächsten Tage wie im Traum. Jeden Nachmittag ritt ich um die gleiche Stunde in pomphaftem Aufzug am Hause der Geliebten vorbei, und das Herz klopfte mir zum Zerspringen, als die Schöne jetzt meinen Gruß deutlich mit holdem Lächeln erwiderte. Dadurch kühn gemacht, warf ich ihr einmal eine Kußhand zum Gitterfenster hinauf, während ich die Linke beteuernd aufs Herz legte.

Inzwischen war ich nicht müßig und brachte durch meinen Bedienten in Erfahrung, daß jenes Haus dem Marquese Silva de Lopez gehörte, einem begüterten und angesehenen kastilianischen Edelmanne. Das Fräulein am Gitterfenster konnte nur seine achtzehnjährige Tochter Elvira sein, die seit dem Tode der Mutter dem Vater das Haus führte. Fieberhaft sann ich auf Mittel, wie ich der Angebeteten nähertreten könnte. Das Schicksal half mir.

Es war an einem Sonntagmorgen. Ich hatte mich zur Frühmesse in die ehrwürdige Kathedrale begeben, um den Stimmungszauber eines mexikanischen Gottesdienstes zu erfahren. In der dämmerigen Kühle stand ich, an einen der mächtigen Rundpfeiler gelehnt, und ließ meine Blicke über die Schar der hereinströmenden Frauen und Mädchen gleiten, als ich plötzlich meine angebetete Elvira zu erkennen glaubte. Wie alle Damen trug sie die über den hohen Schildpattkamm gelegte Spitzenmantille, aus der ihr kirschrotes Mündchen verführerisch hervorleuchtete.

Ich trat einen Schritt vor. Sie zuckte leise zusammen. O Seligkeit, sie war es wirklich! Zu meinem Entzücken kniete sie

rasch und entschlossen neben meinem Pfeiler nieder, gefolgt von einer rundlichen Person, in der ich ihre Zofe oder Amme vermutete.

Ohne Zaudern kniete ich an Elviras Seite nieder und begann auf sie einzureden, während der Priester am Altar eintönig psalmodierte und die Menge rings die Knie beugte und Knabenstimmen aus der Höhe jubilierten und Weihrauchduft süß den dämmerdunklen Raum zwischen den Malachitsäulen durchzog. Des Spanischen noch fast unkundig, bediente ich mich des Englischen in der vagen Hoffnung, die Schöne würde mich schon verstehen. Ich überhäufte sie mit zärtlichen Ausdrücken, ich beschwor sie, ich flehte sie an, in ein Stelldichein zu willigen.

Blutübergossen kniete Elvira, schlug dann und wann ein Kreuz und sah starr gerade vor sich hin. Keine Antwort erhielt ich, nicht das geringste Zeichen gab sie mir . . . Die Messe ging zu Ende. Verzweifelt erhob ich mich, taumelte dem Ausgang zu und verharrte eine kurze Weile ganz verzagt am Portal, als plötzlich unerwartet die Amme Elviras meinen Arm anrührte und mir im Vorübergehen einen Zettel in die Hand drückte. Darauf standen flüchtig gekritzelt in Englisch die Worte: ‚To-night seventh hour at the backgate of our garden.'

Punkt sieben Uhr durchschritt ich die Pforte. Elvira erwartete mich in einer Laube von blühenden Bougainvillen. Wir stürzten einander in die Arme in aufflammender Leidenschaft . . . Als wir endlich wieder zur Welt zurückfanden, beschwor mich Elvira, sie sogleich zu verlassen und künftig alle erdenkliche Vorsicht walten zu lassen, denn der Vater sei gar streng und zu raschen Taten des Jähzorns fähig.

Das sollte ich schon bei dem nächsten Zusammentreffen mit der Geliebten erfahren. Ich schlüpfte gerade durch das Hinterpförtchen in die Laube, als unvermutet ein heftiges Tropengewitter losbrach. Mit der Entschlossenheit junger Liebe zog mich Elvira hinter sich ins Haus und in ihr Mädchenzimmer hinein.

Der Marquese hatte eine Sitzung im Staatsrat, so daß seine Rückkehr während der nächsten drei Stunden keinesfalls zu befürchten war. Konnten wir beiden Liebenden ahnen, daß die Pferde des Präsidenten, durch einen jäh niederfahrenden Blitz scheu gemacht, auf der Zocala den Wagen umgeworfen hatten? Konnten wir ahnen, daß infolge der Armverletzung, die der Präsident bei diesem Unfall erlitten hatte, die Sitzung des Staatsrats vertagt werden mußte?

Wie aus dem Erdboden gewachsen stand Elviras Vater plötzlich vor uns, in dem Augenblick, als ich, vor ihr kniend, ihre Hand mit Küssen bedeckte und mit leidenschaftlicher Stimme in sie drang, mit mir zu fliehen. Zornrot im Gesicht, zog der Marquese unverweilt seinen Degen. Während er wütend auf mich eindrang, erhob ich mich, viel zu rasch und daher so ungeschickt, daß ich über meine eigenen Füße stolperte und im Augenblick eine höchst lächerliche Figur abgab.

Der Vater, der mein Stolpern als furchtsames Zurückweichen auslegte, senkte sofort die Degenspitze, musterte mich spöttisch von unten bis oben und wandte sich mit dem verächtlich herausgezischten Wort „Feigling!" von mir ab.

Da brauste ich los: „Marquese, Sie beleidigen mich! Ich fordere Sie zum Duell!"

Ein eiskalter Blick streifte mich. „Junger Bursche, wer sind Sie eigentlich?"

„Ich . . . ich . . . bin ein deutscher Kaufmann", stotterte ich verblüfft.

„Wenn das Ihr einziger Adelsbrief ist, wird kein mexikanischer Edelmann mit Ihnen die Klinge kreuzen", kam es messerscharf von seinen Lippen. Dann deutete er zur Tür. „Hinaus!"

Was war zu tun? Ich war waffenlos, und Elvira rang flehentlich die Hände. Sicher bot ich einen kläglichen Anblick, als ich gesenkten Hauptes meinen Rückzug durch die Tür antrat. Aber draußen schwor ich sogleich, mich zu rächen und dem

Marquese meinen Mut zu beweisen. Aber wie? Ich überlegte hin und her, Tag und Nacht, fand aber keinen mir zusagenden Weg.

Da bot das Schicksal von selber unerwartet eine Gelegenheit. Das war am nächsten Sonntag bei dem großen Stierkampf im Campo Alto, der Arena der Hauptstadt. Trotz aller Zerrissenheit des Herzens war ich aufs höchste begierig, einen Stierkampf in einem so fremdartigen Lande wie Mexiko zu erleben.

Ich hatte einen recht guten und übersichtlichen Platz unterhalb der gedeckten Ehrentribüne. Dicht vor mir lag der Stierring im grellen Sonnenglast. Vor dem Kampf beobachtete ich die festlich bunte, erwartungsfrohe Menge: die sonngebräunten Haciendados mit ihren Damen, die Vaqueros und Pastores, die Kleinbauern und Soldaten. Sie alle fieberten, während die Musik flotte Märsche spielte, mit viel Stimmengewirr und südlicher Lebhaftigkeit dem Beginn des Schauspiels entgegen.

Als ich dann den Blick zur sonngeschützten Balustrade hob, die bunt war von den blumigen Gewändern der Damen, gewahrte ich plötzlich Elvira neben ihrem Vater unter den Ehrengästen. Sofort versuchte ich, durch lebhaftes Hutschwenken ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Doch im gleichen Augenblick brüllte die Volksmenge begeistert los: ‚El toro, el toro!‘

Die Cuadrilla hielt ihren zeremoniellen Einzug. Der Stierkampf begann. Nicht lange dauerte es, da hatte der Taumel der Massen mich so sehr angesteckt, daß ich alles um mich herum vergaß. Ich war ganz im Bann des Kampfes.

Der Stier war ein besonders bösartiger Geselle mit gefährlichen, senkrecht vorspringenden Hörnern. Er jagte seine Peiniger, die Picadores und Banderilleros, nur so in der Arena umher.

Da griff unmittelbar vor meinem Platz der beliebteste der Lanzenreiter den Stier mit größtem Schneid an. Doch während er nach dem Einstechen der Lanze kurz kehrtmachte, wurde sein Pferd an der Hinterhand von einem Horn des ‚toro‘ getroffen. Es bäumte sich so steil auf, daß der Picador aus dem Sattel

glitt und sich mit einem seiner Sporen im Sattelgurt verfing. In jammervollster Weise hing der Unglückliche mit dem Kopf am Boden, vom Pferde geschleift, während der Stier unverzüglich zum Angriff ansetzte.

Alles Volk hielt den Atem an. Da durchzuckte es mich: Elvira! — Blitzschnell war es geschehen, mit mächtigem Flankenschwung hatte ich die Palisadenwand übersprungen. Zwei Schritte — und ich fiel dem Pferd, das gerade losrasen wollte, in die Zügel.

Das Folgende geschah in Gedankenschnelle. Mit kräftigem Ruck hob ich das Bein des Reiters an. Sein Körper fiel schwer in den Sand. Während der Stier, der eine Sekunde wie angewurzelt dagestanden hatte, heranraste, schwang ich mich selber aufs Pferd und stieß dem wütenden Tier die vom Boden aufgegriffene Lanze in die Schulter. Das hatte den gewünschten Erfolg. Jählings stürzte sich der Stier auf den neuen Gegner, so daß zwei Wärter den bewußtlosen Picador schnell wegtragen und über die Palisade heben konnten. Ich brauste inzwischen, von dem rasenden Stier verfolgt, im Caracho um das ganze weite Rund der Arena, umbrandet vom Jubel und Beifallsgeschrei der Massen.

Als ich dann am Ausgang abstieg und mein Pferd abgab, erschien schon ein Diener in Livree und bat mich auf die Ehrentribüne. Da durchzuckte es mich zum zweiten Male: Elvira!

Und wirklich, während der Ehrenpräsident mich wegen meines entschlossenen Eingreifens beglückwünschte, stand die Geliebte mit dem Vater strahlend daneben. Es erschien mir als der stolzeste Augenblick meines Lebens, als dann der Marquese Silva de Lopez vor mir salutierte, dieweil seine Tochter einen wunderbar fein gehäkelten rotseidenen Schal von ihren Schultern nahm, den sie mir mit dem holdseligsten Lächeln der Welt überreichte ... Noch heute bewahre ich ihn daheim als kostbarstes Andenken an die mexikanischen Jahre auf."

Sinnend hielt Adolf Lüderitz an dieser Stelle seiner Erzählung ein paar Atemzüge inne. Dann sprach er weiter: „Zu Elviras schmerzlicher Überraschung verließ ich schon am dritten Tage nach dem Stierkampf die Stadt und zog meine Straße weiter nach Colima, um dort meine Stellung anzutreten."

„Wie konnten Sie nur!" rief wiederum die jüngste der Zuhörerinnen temperamentvoll aus. „Nach einem so glänzenden Erfolge! Dann haben Sie eben Elvira nie richtig geliebt!"

Lüderitz lächelte leise. „Falsch, meine Gnädigste, ganz falsch! Wohl war durch die Ereignisse inzwischen meine blinde Verliebtheit geschwunden, aber nur, um einer stilleren, tieferen Liebe den Platz zu lassen. Wenn ich Mexiko-City so rasch verließ, so geschah das einfach, weil ich als Kaufmann nüchtern genug war, mir zu sagen: Du hast mit dem Stierkampf eine so schwindelnde Höhe des Ruhmes und Erfolges erreicht, daß jedes weitere Verweilen ein Absinken, wenn nicht gar ein Abstürzen bringen muß. Ich hätte es mit meinen zwanzig Jahren einfach nicht ertragen, wenn Elvira und ihr Vater die dürre Wahrheit über mich erfahren hätten, daß ich nur ein simpler kleiner Lehrling in einem Tabakgeschäft der Provinz war.

Meine Lehrlingszeit in Colima währte nur sechs Monate, dann erhielt ich schon einen gut bezahlten Posten als Filialleiter. Zum Unglück machte gerade jetzt, wiewohl unsere Geschäfte in Mexiko gut gingen, das Stammhaus der Firma in Bremen Pleite. Das ganze Amerikageschäft wurde liquidiert, und ich saß auf der Straße.

Kurz entschlossen reiste ich nach Mexiko-City zurück und erwarb mir in der weiteren Umgebung der Hauptstadt einen Vieh-Rancho, um darauf Pferde- und Maultierzucht zu betreiben. Ich tat das teilweise aus echter Neigung zur Landwirtschaft, teilweise aber auch, um Elvira nahe zu sein und ihr als Herr einer Estanzia zu imponieren.

Da der Marquese trotz meines Auftretens beim Stierkampf

nichts von einer Verbindung zwischen seiner Tochter und mir wissen wollte, so waren wir gezwungen, uns in aller Heimlichkeit am dritten Orte zu treffen. Alle vierzehn Tage besuchte Elvira eine Freundin auf einer Hazienda, einige Meilen westlich der Hauptstadt gelegen. Und alle vierzehn Tage besuchte ich von meinem Rancho aus über Sonntag die gleiche Besitzung, wobei ich fünfundzwanzig englische Meilen in östlicher Richtung zu reiten hatte.

Nun war Mexiko gerade in dieser Zeit von fortwährenden Revolutionen heimgesucht, die eigentlich kaum mehr waren als Raub- und Beutezüge von Banden, die brandschatzend die Lande durchstreiften. Auf einsam gelegenen Haziendas und Ranchos hatten die Herren Räuber, meist Mestizen und Kreolen, es natürlich besonders abgesehen. Meine Besitzung war bisher verschont geblieben, da sie in einer kañonartig eingeschnittenen Senke lag, abseits der großen Heerstraße, die über die Hochfläche führte. Ohne viel Besorgnis unternahm ich also alle vierzehn Tage meine Minnefahrt und überließ meinen Rancho der Obhut meines zuverlässigen Oberhirten. So ging es Monate hindurch.

Einmal kehrte ich wieder heim, in einer warmen Juninacht, das Herz ganz erfüllt von dem Glück erhörter Liebe. Ich mußte scharf zureiten, wollte ich vor dem Frühtränken noch zu einer Stunde Schlaf kommen.

Schon ritt ich in die Senke hinab, da bemerkte ich plötzlich in Richtung meines Wohnhauses einen Schein wie von einem Feuer. Ich galoppierte an und sah bald flackernde Flammen lodern. Zwischen Gebüsch schlich ich mich heran und sah, was geschehen. Eine revolutionäre Bande hatte den Rancho überfallen, eine neu gebaute Scheune in Brand gesteckt und feierte nun mit großen Mengen des berauschenden Pulque ihr Siegesfest auf dem Platz vor meinem Wohnhause. Ein fetter Hammel briet am Spieß, rings im Kreise lagerte die angetrunkene Schar der Banditen.

Hinter einer Hürde fand ich meine Hirten so schwer gefesselt und geknebelt, daß man eine Wache als überflüssig angesehen hatte. Ich befreite sie, drückte ihnen Waffen aus meinem Versteck im Wohnhaus in die Hand, und schon stürzten wir uns auf die revolutionären Räuber, die gerade mit ihrer Beute zum Aufbruch rüsteten. Wir schossen unsere Flinten ab, und im Nu war ein regelrechtes Gefecht im Gange.

Die Banditen faßten sich nach der ersten Überraschung über Erwarten rasch. Leider gelang es einem der Kerle, einen Feuerbrand ins Wohnhaus zu werfen, das alsbald in hellen Flammen stand. Bei ihrem Schein kämpfte ich mit meinen getreuen Vaqueros um Eigentum und Leben. Im Nahkampf drangen wir mit Gewehrkolben und Beil auf unsere Gegner ein. Einen hatte ich gleich zu Beginn niedergeschossen, einen zweiten schmetterte ein Beilhieb zu Boden.

Da erhielt ich plötzlich aus zehn Schritt Entfernung eine Kugel ins Bein mit einem Schlag, der mich gleich zur Erde streckte. Schon gab ich mich verloren, da sprang mein Oberhirte dazwischen, erledigte meinen Angreifer und zerrte mich rasch in ein dichtes Kakteengebüsch hinein. Von dort her sah ich halb ohnmächtig vor Schmerzen und zähneknirschend mein ganzes Besitztum in Flammen aufgehen, während im Morgendämmer die Revolutionäre mit ihrem Raub eilig über die Hochfläche verschwanden.

Wochenlang lag ich mit Wundfieber und Schmerzen in einer Indio-Hütte versteckt, dieweil die Revolutionäre eifrig nach mir fahndeten, da ich einen ihrer Anführer abgetan hatte. In dieser Zeit versuchte ich alles, um meiner Geliebten Nachricht zu geben, doch vergebens. Mexiko-City war in der Hand der Gegenrevolutionäre, jegliche Verbindung war daher abgeschnitten. Erst nach Monaten erfuhr ich, daß Elvira, seit langem ohne Nachricht von mir, auf Drängen des Vaters einem jungen Edelmann das Jawort gegeben hatte.

Da verließ ich denn, gänzlich ausgeplündert und penniless, Mexiko und wandte mich in die Staaten, nachdem ich vergeblich versucht hatte, von der Regierung eine Entschädigung für mein vernichtetes Eigentum zu erlangen. Wo in aller Welt aber hätte damals ein Deutscher Schutz seiner Rechte gefunden!"

Gedankenvoll blickte Lüderitz einen Augenblick über das dunkle Meer.

„Und dann?" drängte einer der Zuhörer.

„Dann trieb ich mich noch eine Weile in den Staaten umher. Aber es ging mir dort herzlich schlecht. So kehrte ich schließlich gänzlich abgerissen nach Bremen zurück, ein Gescheiterter, ein halber Krüppel, dessen Untaten den Vater in der bürgerlichen Enge seiner christlichen Weltanschauung mit Entsetzen erfüllten."

Als Adolf Lüderitz geendet hatte, blieben die Hörer noch eine Weile schweigend im Bann der bunten und abenteuerreichen Bilder, die der Erzähler heraufbeschworen hatte. Dann fragte aus dem Dunkel die Stimme einer Frau: „Herr Lüderitz, war es nun Wahrheit oder Dichtung, was Sie uns soeben berichtet haben?"

„Beides, gnädige Frau. Es war in der Jugend erlebte Wahrheit, vom Erzähler rückschauend zur Dichtung gestaltet. Nun aber ist es spät geworden, das Kreuz des Südens steht schon hoch, und morgen ist auch ein Tag."

Doch am nächsten Tag war alles anders. Die Wärme der Äquatorzone war dahin. Ein kühler Wind sang und pfiff den ganzen Tag in den Tauen. Gegen Abend wurde es empfindlich kalt. Nach dem Nachtessen erschienen alle Reisenden in dicken Mänteln auf Deck und rannten mit hochgeschlagenen Kragen, die Hände tief in den Taschen, auf den Deckplanken hin und her, um sich warm zu halten. Auch in den Gesellschaftsräumen blieb es fröstelig und ungemütlich. Der kalte Südwestpassat hatte alle fröhliche Behaglichkeit der warmen Tropennächte weggeblasen.

Nachdem dann der Wendekreis des Steinbocks überschritten war, wurde die Kühle noch empfindlicher. Bei wolkenlosem

Himmel steigerte sich die Stärke des Südwestwindes fast zum Sturme. Das Meer, das am Äquator wie ein Silberspiegel im Opalschimmer zartester Farben und Reflexe dagelegen hatte, war nun ständig aufgewühlt von Myriaden weißmähniger Wogen. Mit unwirscher Hand fegte der Wind unaufhörlich Schwaden von sprühendem Gischt über das ganze Schiff.

Von nun an war Adolf Lüderitz oft auf der Kommandobrücke zu finden. Kapitän und Offiziere litten den hochgewachsenen deutschen Kaufmann dort gern, der ein so ausgezeichnetes Englisch sprach, so anregend zu plaudern wußte und an allem Wissenswerten so lebendigen Anteil nahm.

„Wie weit sind wir denn hier von der Küste ab, Käpt'n?"

„Na, an die hundert Meilen. Südwest-Afrika heißt das Land. Werden gerade auf der Höhe von Angra Pequena sein."

„Angra Pequena", wiederholte Lüderitz — „das klingt ja ganz portugiesisch."

„Jawoll, stimmt! Die Portugiesen haben einst die Bucht entdeckt. Ist jetzt aber Niemandsland. Als junger Steuermann war ich mal mit einem Segler dort. Der Hafen ist gut, aber das Land ist furchtbar. Drum hat's auch niemand haben wollen."

Scharf spähte Lüderitz über die bewegte Wasserfläche hin. Nein, da war kein Land zu sehen. Nur ein Schleier von Gischt und Dunst am fernen Horizont.

Das Land ist furchtbar! Wie oft hatte er nun schon ein ähnliches Urteil gehört. Ein banges Gefühl wollte ihn beschleichen. Wenn nun Südwest wirklich wertlos war? Wenn nun sein Wagen sinnlos war? Wenn er Kraft und Geld und Gut vergeudete um nichts, um einen Haufen Sand und Steine!?

Verlangend spähte er hinüber zum östlichen Horizont. Doch da war nur das Meer und der Himmel und ein Schleier von Gischt und Dunst. Noch blieb ihm die Zukunft verhangen.

In Kapstadt. Hanseat gegen Krämer

In der Frühe des 13. September stand die „Conway Castle" in der Höhe von Dassen Island, nur noch fünfzig Seemeilen von Kapstadt entfernt. Ein linder Hauch, kaum spürbar, wehte von der Landseite her. Spiegelglatt lag das Meer.

Adolf Lüderitz kletterte nach dem Frühstück wie gewohnt zur Kommandobrücke empor. Dort stand Kapitän Alison. Der legte zur Begrüßung nur kurz die Hand an die Mütze, deutete mit ausgestrecktem Arm in die Fahrtrichtung und sagte: „Table Mountain (Tafelberg)."

Der Kaufmann schaute über das Meer, nach Süden bis zum fernen Horizont, und sah nichts als sommerlichen Dunst und flimmernde Luft. Doch dann hob er den Blick in den Himmel. Da sah er es: eine ungeheure Tafel stand dort hoch und breit in der seidigblauen Luft. Lotrecht, mit klar umrissener Kontur, hob sie sich aus dem Meer. Es war, als habe Gott selber sie dorthingestellt, damit sie allzu kühnen Seefahrern Halt gebiete: Bis hierher und nicht weiter!

Durch eine See von flüssigem Silber glitt der Dampfer geradenwegs auf den Tafelberg zu. Ganz langsam wandelte, löste sich das gleichmäßig schattige Blau des Umrisses, gewann die Riesenmauer Farbe, Leben, gegliederte Gestalt. Doch es dauerte noch volle fünf Stunden, bis der Dampfer den Leuchtturm von Robben Island passierte.

Nun erst entfaltete sich vor den erstaunten Augen der Reisenden das Panorama der Tafelbucht in seiner ganzen überwältigenden Schönheit. Lüderitz, der schon so viel von den Schönheiten der Erde gesehen hatte, stand auf der Brücke und schaute

und schaute... Silberblau dehnte sich die Bucht in weitgeschwungenem Bogen, umspielt von einem Kranz schneeweißer Wellen. Dahinter lag helleuchtend im Sonnenglanz das Häusermeer der großen Stadt. Sie war eingebettet in schluchtenreiche, begrünte Hänge, über denen sich gewaltig die rote Wand des Tafelberges auftürmte. Zu den Flanken des Riesen standen trutzig gereckt seine zwei Gesellen, rechts das wuchtige Löwenhaupt und links die scharf gezackte Teufelsspitze.

Als Adolf Lüderitz endlich den Blick von dem unvergleichlich schönen Bilde losriß, bog der Dampfer gerade um den Kopf des Wellenbrechers, der mit seinen Quadern die Hafeneinfahrt gegen Weststürme schützt. Dann standen die Kolben der Maschine, die mit ihrem stählernen Rhythmus dreiundzwanzig Tage lang den Leib des Schiffes durchschüttert hatten, plötzlich still. Die „Conway Castle" machte an der Kaimauer des Alfred-Dockes fest.

Zur Mittagsstunde setzte dann Adolf Lüderitz zum erstenmal seinen Fuß auf afrikanischen Boden. Er spürte nichts von dem Abschiedsweh, das fast stets den Reisenden befällt, wenn er nach langer Seefahrt „sein" Schiff verlassen muß. Seine Seele war in diesem Augenblick nur auf das Kommende gerichtet. Einen Blick warf er über das Hafengetriebe mit seiner Buntheit und seinem Lärm, dann bestieg er einen Hansom, dessen farbiger Lenker ihn schon auf der Landungsbrücke erspäht und mit großem Stimmaufwand unaufhörlich zum Einsteigen genötigt hatte.

Als Lüderitz in seinem fremdartigen Gefährt den neuangelegten Dock Road dahinschaukelte, der Hafen und Stadt verband, war ihm der Sinn ganz froh und leicht. Kaum aber hatte er vor dem Hause von Poppe, Russow & Co. den Hansom verlassen und das Kontor der Geschäftsfreunde betreten, da war es auch schon aus mit der unbeschwerten Heiterkeit.

Der stets sachliche und ein wenig derbe Herr Poppe fiel gleich mit der Tür ins Haus. „Gut, daß Sie da sind, Herr Lüderitz. Während Sie über den Ozean fuhren, hat es nämlich mit Angra

Pequena neue Schwierigkeiten gegeben. Dieser Mister Spence macht neuerdings nicht nur Anspruch auf die drei Inseln innerhalb der Bucht, sondern auch auf Teile der Küste inmitten des von Ihnen gekauften Gebietes. Und das Fatale ist, er hat darauf amtlich bei der Kapregierung Klage eingereicht, und unser Gouverneur hat darauf sofort das Kriegsschiff ‚Starling' zur Untersuchung der Angelegenheit zur Bucht entsandt."

Das war ja ein reizender Empfang. Dieser vermaledeite Engländer! Dann stand es ja noch viel schlimmer, als er gefürchtet hatte. Keine Zeit durfte er verlieren! Zum Kämpfen war er hergekommen. Nun wohl, mochte der Kampf gleich beginnen!

„Dann muß ich also gleich heute noch zum deutschen Konsul. Ferner werde ich umgehend den Gouverneur der Kapkolonie um eine Unterredung ersuchen. Drittens werde ich alles in Bewegung setzen, um so rasch wie möglich nach Angra zu kommen."

Herr Poppe wiegte bedenklich sein Haupt. „Erhoffen Sie nicht zu viel vom Konsul Lippert. Der ist ein vorsichtiger Mann und vor allem darauf bedacht, sich mit den Engländern gut zu stellen. Wir Deutschen hier wissen manch Liedchen davon zu singen."

„Der Deubel soll ihn holen, wenn er mir nicht hilft! Ich erwarte sogar, daß der Gouverneur —"

„Der ist bestimmt für Sie heute nicht mehr zu sprechen. Man arbeitet hier ja überhaupt nicht in so stürmischem Tempo wie drüben. Immer hübsch mit der afrikanischen Ruhe! Das gilt besonders für die Engländer! Erst müssen Sie mal Ihren Gasthof aufsuchen, Herr Lüderitz. Ich habe im Hotel Bristol Zimmer für Sie bestellt. Es ist ganz in der Nähe, an der Ecke Darling Street. Wenn Sie sich dort eingerichtet und gestärkt haben, kommen Sie wieder hierher. Ich begleite Sie dann zum Konsul."

Nach einer guten Stunde war Lüderitz schon wieder im Kontor. „Wie, so rasch schon?" wunderte sich Herr Poppe, nahm aber sogleich einen Strohhut vom Haken und zog mit dem

Kaufmann los. Der Hitze wegen bestiegen sie die Pferdebahn und fuhren bis zum oberen Ende der Adderley Street. Zu Fuß gingen sie dann durch die Wale Street und standen bald vor dem Konsulatsgebäude, auf dem die Flagge des Deutschen Reiches wehte.

Konsul Lippert empfing die Herren höflich, doch offensichtlich ohne besondere Freude.

„Über den Kauf der Bucht", sagte er, „und die Ansprüche des Herrn Spence bin ich natürlich hinreichend informiert. Eine sehr heikle Angelegenheit, meine Herren, bei der es vor allem darauf ankommen wird, daß wir England und die Kapregierung nicht vor den Kopf stoßen."

„Ich dachte", warf Lüderitz ein, „ein deutscher Konsul wäre vor allem dazu da, die Rechte seiner Landsleute zu wahren."

„Das natürlich auch", beeilte sich Herr Lippert zu versichern, „aber es ist doch von größter Wichtigkeit, daß wir bei dem mächtigen England keinen Anstoß erregen. Ich habe übrigens vom Auswärtigen Amt ausdrücklich die Weisung erhalten, möglichst im vermittelnden Sinne zu wirken."

„Na, und haben Sie sich schon irgendwelche Gedanken gemacht", fragte Lüderitz mit leichtem Spott, „wie diese vermittelnde Tätigkeit in meinem Falle aussehen soll?"

„Aber gewiß. Wie mir mein Freund Mister Bouwer, der erste Sekretär des Gouverneurs, mitteilt, sind die Ansprüche des Herrn Spence älteren Datums. Ich rate Ihnen also, diesem Mann das strittige Gebiet einfach abzukaufen. Dann wären alle Schwierigkeiten behoben."

Dem Kaufmann schwoll bei diesen Worten die Zornesader, doch beherrschte er sich und erklärte nur in scharfem Ton: „Ich denke gar nicht daran, diesem Mister Spence ein Stück Land abzukaufen, das mit Fug und Recht mir gehört! Ich weigere mich, zu glauben, daß jener Herr das Gebiet jemals rechtmäßig erworben hat. Ich habe es dagegen in aller Form vom Häuptling Joseph Fredericks zu Bethanien gekauft. Dieses mein Recht werde

ich gegen alle Mächte der Welt verteidigen, und das um so tatkräftiger, als Bismarck mir den Schutz des Reiches für meine Erwerbungen zugesagt hat!"

„Aber nur", fiel der Konsul geschwind ein, „solange sie nicht mit den Ansprüchen anderer kollidieren, und das scheint mir jetzt doch vorzuliegen. Bester Herr Lüderitz, seien Sie vorsichtig! Bedenken Sie stets, daß jedes aggressive Vorgehen Ihrerseits nur schaden kann. In Ihrem eigenen sowohl wie in des Reiches Interesse rate ich Ihnen dringend, vor allen Dingen gute Beziehungen mit den englischen Behörden hier zu unterhalten."

„Ihren guten Rat vermag ich leider nicht anzunehmen, Herr Konsul Lippert. Das Recht ist auf meiner Seite; dafür werde ich kämpfen, geradlinig und ohne Winkelzüge! Ob die Engländer daran Anstoß nehmen, ist mir Wurscht!"

Ein unangenehmer Mensch, dieser Bremer Kaufmann, dachte der Konsul, während er durchs Fenster Adolf Lüderitz und seinem Begleiter nachsah, der wird mir noch viel zu schaffen machen.

Was Adolf Lüderitz über den Konsul dachte, kleidete er nicht in Worte. Zu Herrn Poppe sagte er lediglich: „Wie gut doch, daß ich an Bismarck einen so starken Rückhalt habe ... Aber nun zum Gouverneur!"

„Wie, Sie wollen wirklich noch heute nachmittag den Versuch machen?"

„Aber natürlich! Verschiebe nie auf morgen, was du heut noch tun kannst, ist mein Grundsatz."

„Dann wollen wir aber durch die ‚Gardens' gehen. Sie sehen dann gleich eine der größten Sehenswürdigkeiten Kapstadts."

Aus schmerzender Tageshelle traten sie ein in das grüne Dämmerdunkel des Parks, den schon vor zweihundert Jahren die Holländer angelegt hatten. Auf gepflegten Wegen ging es hinein in die leuchtende Pracht all der Blumen und Blüten, in das fremdartige Prangen all der Büsche und Bäume. Im saftiggrünen Rasen schwammen lodernde Inseln von Purpurlilien, von

Goldgladiolen und lichten Chrysanthemen. Mandelbäumchen blühten in zartestem Rosa, süß und betäubend dufteten die schneeweißen Dolden der zierlichen Pfefferbäume. Gruppen von Silberbäumen und feingliedrigen Akazien begrenzten die Grasflächen. Dahinter standen schlanke Fächerpalmen und hoch aufgeschossene Eukalyptusbäume mit ihrem seltsam hellen Grün.

Voller Entzücken wanderte Lüderitz durch den Paradiesesgarten, den weißen Tropenhut in der Hand. Wie doch das Grün den Augen wohltat! Wie süß es aus tausend Blüten duftete! Wie all die Vöglein jubilierten!

Vor einem ausgedehnten Rondell blieb der Kaufmann plötzlich stehen. „Der Tausend!" sagte er zu seinem Begleiter. „Da steht ja unsere heimische Birke direkt neben einer mexikanischen Agave — und dort die nordische Kiefer gerade neben einer Dattelpalme!"

Herr Poppe nickte vergnügt. „Das ist ja das Besondere dieses Parkes, daß er alles Widrige der Erde zu schöner Harmonie vereint. Sie finden hier Gewächse aus allen Klimazonen. Schauen Sie nur!"

Nun entdeckte es Lüderitz unter seiner Anleitung überall. Da wuchs chinesischer Bambus neben englischem Haselstrauch, indischer Tee neben welscher Kastanie, ägyptische Papyrusstaude neben deutscher Fichte, indischer Reis neben japanischer Kirsche. Es war wirklich ein Garten Eden.

Zwischen Pinien und Lianen, zwischen Rosenwänden und Bougainvillen schlenderten die beiden Männer gemächlich dem Ausgang des Parkes zu. Durch ein verwittertes Steintor bogen sie in eine breite Allee knorriger alter Eichbäume ein, wie sie wohl überall in Niedersachsen, aber nirgends sonst im ganzen großen afrikanischen Kontinent zu finden sind.

Im Schatten der riesigen Eichen erreichten sie dann in wenigen Minuten das Gouvernementsgebäude. Gouverneur Smyth saß natürlich schon längst beim „Tea" und erholte sich im

bequemen Liegestuhl von seinen aufreibenden Regierungsgeschäften. Immerhin erreichte es Lüderitz beim Sekretär Bouwer, daß ihm eine Unterredung mit Seiner Exzellenz für den übernächsten Tag zugesagt wurde. Offenbar brauchten die Herren noch achtundvierzig Stunden, um ihre Akten zu studieren und sich gegen die Ansprüche dieses Deutschen zu wappnen.

Lüderitz verwandte den Zwischentag dazu, die Stadt am Tafelberge gründlich kennenzulernen. Schon früh am Morgen erkletterte er den Signal Hill, um erst einmal das Ganze zu überschauen. Im Schatten einer Pinie sitzend genoß er den Rundblick. Wie erinnerte das großartige Bild zu seinen Füßen an Neapel! Der gleiche südlich blaue Himmel, die gleichen blendend weißen Häuserreihen in dunkles Grün gebettet, die gleiche Umrahmung durch ragende Berge von starker, edler Linienführung. Nur war alles gewaltiger hier in Afrika.

Dann stieg der Kaufmann wieder hinab und tauchte ein in das Häusermeer der Stadt. Wie viele verschiedenartige Elemente formten doch ihr Antlitz! Da waren die schönen alten holländischen Häuser und Kirchen, da waren die nüchternen englischen Geschäftsgebäude, da waren die Bretter- und Wellblechbuden des Kapvolkes und auch die grellfarbenen Steinbauten und weißen Moscheen der Inder und Malaien.

Als Adolf Lüderitz in die Longstreet einbog, geriet er mitten in den Strom des sprudelnden Lebens. Über das Steinpflaster rumpelten schwere Ochsenwagen, Reiter trabten dahin, zweirädrige Hansoms rollten flink vorüber, und auf Bürgersteigen drängte sich ein buntes Menschengewühl. Da sah man vierschrötige Buren in Khakihemd und Kordhose, glatt rasierte englische Kaufleute im Zylinder, Malaien in ihren seltsamen Riesenstrohhüten, turbangeschmückte Inder, zerlumpte Hottentotten und langbezopfte chinesische Kulis in blauen Gewändern mit klappernden Holzsandalen, Burenfrauen in weißer Haube und Schürze, ferner Matrosen aus aller Herren Ländern, rotröckige Tommies und

dazwischen überall Scharen halbnackter gelber und brauner Piccaninies (Negerkinder), die schreiend und bettelnd den Fremden nachliefen. Es war ein überaus buntscheckiges Bild.

Im Strome treibend kam Lüderitz schließlich zum Fischereihafen an der Rogge-Bai. Dort schaukelten Hunderte von Fischerbooten auf blauer Flut. Manche rüsteten zur Fahrt, manche luden auf dem hölzernen Pier den Fang der letzten Nacht aus. Snoek und Knurrhähne und Langusten kamen zum Vorschein. Ein Kutter brachte als kostbare Beute ganze Kisten blaßgrüner Pinguineier mit ... Am Strande wurden Netze geflickt und Segel getrocknet. In Gruppen standen die Fischer vor den Erfrischungsbuden und rauchten Plattentabak und tranken ihren Brandy und würzten sich den Trunk mit derben Späßen und viel Gelächter.

Um zur Adderley Street zurückzugelangen, mußte Lüderitz ein ganzes Stück durch tiefen Sand stapfen. Dann begannen die ersten Häuser, weit zurückgelegen, mit blühenden Sonnenblumen in den Vorgärten. Erst an der Waterkant Street begann wieder die Großstadt mit dem Bahnhof zur Linken, mit den Geschäftshäusern und Banken, mit Polizisten und Pferdebahn. Der Kaufmann bemerkte, wie hier in den Hauptstraßen überall Kolonnen farbiger Arbeiter dabei waren, Vorgärten zu beseitigen und Bürgersteige anzulegen. Hier wurde gepflastert, dort wurden Gaslaternen aufgerichtet. Die Standard Bank ließ sich sogar schon elektrische Beleuchtung legen. Überall wich das Alte dem Neuen, überall wich die Behaglichkeit dem Fortschritt. Kapstadt stand auf der Schwelle zweier Zeiten.

Endlich war der Tag des Wartens überstanden. Die Stunde war da, zu der Adolf Lüderitz vom Generalleutnant Smyth, dem Gouverneur der Kapkolonie, empfangen wurde.

„Exzellenz", begann der Kaufmann frei von der Leber weg, „ich möchte Ihnen Mitteilung über meine Erwerbungen in Südwest-Afrika machen. Es handelt sich um die Bucht von Angra

Pequena, die ich vor einigen Monaten zwecks Anlage einer Faktorei käuflich erworben habe."

„Ach, das ist mir ja sehr interessant! Darf ich Sie zunächst einmal fragen, was Sie als Deutschen veranlaßt, gerade mir diese Mitteilung zu machen?"

„Gerne. Es sind, wie ich höre, englischerseits Zweifel darüber entstanden, ob ich die Bucht zu Recht als mein Eigentum betrachten darf. Ich bringe Ihnen deshalb den dokumentarischen Beweis."

Damit holte Lüderitz den berühmten Vertrag hervor, den Vogelsang am 1. Mai in Bethanien abgeschlossen hatte. Der Gouverneur sah mit gespielter Zerstreutheit in das Schriftstück hinein und bat dann den Kaufmann, ihm doch an Hand der Seekarte genau den Umfang seines Besitzes anzugeben. Mit zwei kräftigen Strichen des Daumens umriß Lüderitz sein Gebiet, die ganze Bucht vom North-East Point bis zur Diaz-Spitze, nebst fünf Meilen Inland.

Darauf fragte der Gouverneur wie beiläufig: „Rechnen Sie denn die drei Inseln dort, die Haifisch-, Seehunds- und Pinguininsel, auch zu Ihrem Besitz?"

Ohne Zögern antwortete der Kaufmann:

„Natürlich, sie liegen ja alle drei in meiner Bucht."

Da ließ sich der Gouverneur von seinem Sekretär ein bereitgehaltenes Dokument reichen und hielt es Lüderitz wortlos unter die Nase. Darin las Lüderitz mit wachsendem Erstaunen und Verdruß, daß ein englischer Schiffskapitän mit Namen Jones von elf namentlich aufgeführten Inseln längs der Küste Südwests schon im Jahre 1864 Besitz ergriffen hatte. Kein Zweifel, da standen neben Itschabo-, Plumpudding- und Rostbeef-Insel auch jene strittigen drei Inseln aufgeführt.

„Die genannten Inseln sind danach als britischer Besitz zu betrachten. Die von mir vertretene Regierung hat sie dementsprechend auf eine Reihe von Jahren an die Firma Spence

verpachtet zur Ausübung des Robbenschlags und zur Guanogewinnung."

Das war denn doch ein Schlag für Adolf Lüderitz, der seine Rechtsgrundlage wanken fühlte. Es dauerte ein paar Atemzüge, bis er sich gefaßt hatte. Dann aber hatte er auch schon den schwachen Punkt seines Angreifers erkannt. „Herr Gouverneur", fragte er kurz, „von wem hat denn Kapitän Jones die elf Inseln gekauft?"

Der stutzte und erwiderte dann ganz kindlich: „Gekauft? Die Inseln waren doch vor zwanzig Jahren allesamt Noman'sland. Bewohnt waren sie nur von Robben und Seevögeln. Gekauft" — hier lächelte er freundlich — „hat Captain Jones die Inseln natürlich nicht." Und wieder lächelte er wie über einen guten Witz. Dabei blickte er zu seinem Sekretär, Herrn Bouwer, hinüber und erkannte plötzlich an dessen langem Gesicht, daß er in eine Falle getappt war, die Lüderitz ihm mit diplomatischem Geschick gestellt hatte. Da die Antwort nun einmal seinem Munde entfahren war, hielt es der Gouverneur für gut, sogleich zum zweiten Schlage auszuholen, den er dem Deutschen zugedacht hatte.

„Herr Spence behauptet übrigens", begann er in schroffem Ton, „daß er nicht nur auf die Inseln, sondern auch auf einen beträchtlichen Teil des Festlandes Anspruch habe, nämlich auf den ganzen Küstenstreifen zwischen Angra Pequena und Angras Juntas. Die Kapregierung wird sich natürlich hinter diese Ansprüche stellen."

Der Gouverneur und sein Sekretär tauschten einen schnellen Blick aus. So! Das war ein Schlag, der saß! — Und diesmal versagte wirklich des Kaufmanns Schlagfertigkeit. Merklich erregt ersuchte er den Gouverneur um Beweise für diese Behauptung. Der zuckte nur die Achseln und erklärte von oben herab: „Das ist nicht die Sache der Kapregierung. Wenden Sie sich nur direkt an Herrn Spence, der wird Ihnen schon die nötigen Erklärungen geben."

Zornentbrannt rannte Lüderitz sofort zum Konsul Lippert und berichtete ihm vom Verlauf der Audienz. „Dieser Herr Spence maßt sich mit echt englischer Unverfrorenheit Rechte an, die er offenbar gar nicht besitzt."

„Aber so seien Sie doch vernünftig!" versuchte der Konsul den Aufgeregten zu beruhigen. „Gesetzt, es wäre so, wie Sie unterstellen, dann wäre es immer noch viel klüger, Sie befolgten meinen Rat, gäben ein wenig nach und einigten sich gütlich mit Herrn Spence."

Damit kam er aber bei Lüderitz gerade an den Rechten. „Nichts von Klugheit, nichts von Nachgiebigkeit!" rief er heftig. „Ich will nur mein Recht, und das fechte ich durch bis zum Letzten!"

Konsul Lippert hob ein wenig beleidigt die Schultern. „Na schön. Ob sie aber mit Ihrer schroffen Haltung den Intentionen Bismarcks und des Reiches entsprechen, erscheint mir sehr fraglich."

„Das zu beurteilen überlassen Sie nur mir!" antwortete Lüderitz ziemlich grob. „Vielleicht kenne ich Bismarcks Absichten doch besser als Sie ... Um aber endlich weiterzukommen — ich bin hier, um Ihnen zu sagen, daß ich diesen Mister Spence möglichst bald selber sprechen möchte. Können Sie das für mich arrangieren?"

„Gewiß doch. Herr Spence ist meines Wissens gerade von einer Reise zurückgekommen. Ich werde ihn für morgen nachmittag hierher ins Konsulat bitten lassen."

Herr Spence ging ohne weiteres auf den Vorschlag ein. Die Unterredung fand im Beisein des Konsuls statt. Mister Spence war ein ziemlich untersetzter, breit gebauter Mann mit schwärzlicher Bartkrause rings um das Kinn und glattrasierter Oberlippe. Sein etwas ölig-pastoraler Gesichtsausdruck gefiel dem Kaufmann ganz und gar nicht.

Es begann damit, daß Lüderitz ihn direkt fragte: „Gehören Ihnen die Inseln an der Küste Südwests?"

Herr Spence versicherte sofort mit tönenden Worten, daß er sie schon vor Jahren von dem alten Chief Christian Fredericks gekauft habe, nachdem er von der Kapregierung das Recht des Robbenschlags erhalten habe.

„Und wo haben Sie den Vertrag?"

„Vertrag? Ja, du lieber Himmel, das weiß ich nicht. Bei meinem ausgedehnten Geschäftsbetrieb häufen sich die Akten zu Stößen in meinem Kontor. Aber ich werde ihn heraussuchen lassen. Es kann allerdings Tage, vielleicht auch Wochen dauern, bis er gefunden wird."

Als Lüderitz das hörte, hielt er es doch für gut, seinen Trumpf sofort auszuspielen und nicht bis zum Schluß aufzuheben. Er griff in die Rocktasche, holte ein Schriftstück hervor und reichte es Mister Spence hin. „Lesen Sie mal. Das schickt mir mein Vertreter in Angra Pequena. Es ist gestern mit dem Küstendampfer gekommen."

Es war die Abschrift eines Vertrages, den Herr Spence vor fünf Jahren mit dem Häuptling Christian Fredericks zu Bethanien abgeschlossen hatte. Darin war eindeutig festgelegt, daß er die Inseln nicht gekauft hatte! Es war ihm nur das Minenrecht und Fischereirecht an der Küste für eine Reihe von Jahren zugestanden worden.

Herr Spence las das Schriftstück und gab es dann ganz seelenruhig und freundlich an Lüderitz zurück.

„Na, und?" fragte der ungeduldig. „Und wie verträgt sich das da mit der von Ihnen geäußerten Behauptung?"

Ohne mit der Wimper zu zucken, erklärte der Engländer jetzt: „Das hat alles seine Richtigkeit. Eine gewisse Zeit nach diesem Vertrag habe ich dann die Inseln käuflich erworben und auch gleich den ganzen Küstenstreifen mitgekauft. Hat mich ein schweres Stück Geld gekostet. Bare achthundert Pfund Sterling in blanken Goldstücken habe ich dem Chief aus Bethanien dafür auf den Tisch gelegt."

Das war denn Lüderitz doch zuviel.

„So! Und wie wollen Sie das alles beweisen?" brach er wutentbrannt los.

„Beweisen, beweisen! Weiß der Deubel, wo der Vertrag unter all meinen Akten stecken mag. Aber wenn ich Ihnen als Gentleman erkläre, daß es so ist, dann werden Sie als Gentleman mir das auch ohne Beweis glauben."

„Dann wäre ich ein schöner Esel!" brüllte Lüderitz nun heftig. „Ihnen glaube ich überhaupt nichts mehr! Ich fahre selbst nach Bethanien und werde an Ort und Stelle durch den Häuptling entscheiden lassen, wem das Gebiet gehört!"

Ohne Gruß rannte Lüderitz davon und ließ Mister Spence und den Konsul ziemlich verdutzt zurück. „Schade", flötete der Engländer, „ich hätte gern mit diesem Herrn ein Geschäft gemacht. Für eine runde Summe in Pfunden hätte ich ihm meine Ansprüche ohne weiteres abgetreten."

Lüderitz war jetzt zum Äußersten entschlossen. Er konnte es nicht mehr erwarten, nach Angra Pequena zu kommen. Mit aller Energie stürzte er sich auf die Vorbereitungen zur Weiterfahrt. Aber so rasch, wie seine Ungeduld es wünschte, ging es doch nicht. Er bestürmte Herrn Poppe: „Sie müssen mir sofort Fahrtgelegenheit nach Südwest verschaffen."

Der zuckte die Achseln. „Vorgestern ist der Kutter nach Port Nolloth in See gegangen. Der nächste fährt erst in vierzehn Tagen."

Lüderitz stöhnte: „In vierzehn Tagen! Wieviel kostbare Zeit geht mir da verloren!"

Natürlich fuhr er baldigst selbst zum Hafen und stöberte in den Docks umher und forschte und fragte. Immer wieder hieß es: „Sie müssen vierzehn Tage warten, dann fährt die ‚Namaqua', ein kleiner Küstendampfer, nach Norden."

Da versuchte es Adolf Lüderitz bei den Fischern der Rogge-Bai, aber deren Fahrzeuge waren alle gar zu winzig. Wie sollte

er da mit all seinem unentbehrlichen Gepäck unterkommen! So mußte er sich wohl oder übel entschließen, auf die Abfahrt der „Namaqua“ zu warten.

Ein Lichtblick war es für den Kaufmann, daß mit dem nächsten Postdampfer der Steiger Prescher aus Hamburg ankam. So hatte er doch eine fühlende Seele um sich, der er stets seine Sorgen und Nöte mitteilen konnte. Von Prescher, einem besonnenen, sachkundigen Manne, versprach sich Lüderitz viel. Der sollte ihm in der Bucht Wasser erschließen und Brunnen graben. Vor allem aber sollte er ihm bei der Suche nach wertvollen Mineralien helfen.

Er schleppte daher Prescher gleich mit zum Direktor des Südafrika-Museums. Der zeigte ihnen bereitwillig Gesteinsproben aller Art, darunter auch Kupfererze von der Dokiepmine am Oranje und aus dem Hererolande. Prescher war begeistert, da manche der Stücke bis achtzig Prozent Kupfer hatten.

„Und hier“, sagte der Direktor geheimnisvoll, „habe ich noch etwas Besonderes aus dem Lande des Jan Jonker Afrikaner. Ein Elefantenjäger aus Südwest mit Namen Erikson hat es mir kürzlich geschenkt.“

Voll Neugier sahen die beiden hin und fuhren plötzlich wie elektrisiert in die Höhe. Donnerwetter! Das war ja Gold, rotes Gold, was ihnen da aus dem milchweißen Quarzstück entgegenleuchtete! Wie das die Phantasie des Kaufmanns entzündete: Kupfer und Gold aus Südwest! Nur zu heben brauchte er die Schätze, um das ganze Land reich und glücklich zu machen! Wäre er doch erst in Angra!

Bis zur Abfahrt des Küstendampfers waren noch vielerlei Einkäufe zu erledigen. Mit Prescher zusammen beschaffte sich Lüderitz Material zum Brunnenbau, Maschinen zum Gesteinsbohren, einen Windmotor und eine Auswahl von Ackergeräten. Vom Obergärtner des botanischen Gartens verschaffte er sich Samen von Pflanzen, die sich auch im Sande entwickeln. Dann

versah er sich, von Herrn Poppe beraten, mit all den vielen Dingen, die für eine längere Expedition ins Innere notwendig erschienen. Dazu gehörten in erster Linie zwei schwere Ochsenwagen mit Plandach und Jochen und allem Zubehör.

Als die Wagen reisefertig auf dem Ausspannplatz standen, um den Weg zum Dock und zum Dampfer anzutreten, hatte Lüderitz plötzlich einen Einfall. Aus seinem Reisegepäck holte er vier schwarz-weiß-rote Fahnen hervor, die er von Deutschland mitgebracht hatte, und ließ jeden der Wagen zu beiden Seiten damit schmücken.

„So", lachte er, „nun machen wir erst mal einen festlichen Zug durch die Stadt. Los, Jungs, einspannen!"

Obwohl der biedere Herr Poppe darüber sehr den Kopf schüttelte, bogen die Wagen nicht zum Dock Road, sondern in die Adderley Street ein.

Nun waren Ochsenwagen in der Hauptstraße damals nichts Ungewöhnliches, aber diese beiden Wagen erregten doch das größte Aufsehen. Es war gerade Geschäftsschluß. Überall blieben die Leute stehen und bestaunten den Flaggenschmuck der Wagen.

„Seht doch, seht doch, deutsche Fahnen in Kapstadt! Was wollen diese Deutschen?!" Manche lachten, manche schimpften, manche zuckten die Achseln, aber alle hatten irgendwie das Gefühl, daß dieser Aufzug etwas zu bedeuten habe.

Adolf Lüderitz saß mit verschränkten Armen auf der Vorkiste des ersten Wagens und freute sich wie ein Schulbube über das Aufsehen, das er mit den deutschen Farben erregte.

Jetzt können sie's ja ruhig sehen, dachte er trotzig, morgen geht's auf die See, und dann darf jeder Engländer wissen, daß Angra Pequena deutsch ist.

Der Zufall wollte, daß gerade Generalleutnant Smyth und sein Sekretär des Weges kamen und den Aufzug erblickten. Der Gouverneur staunte. „Sehen Sie doch mal, Bouwer, ist das nicht der deutsche Querkopf, der kürzlich von mir empfangen wurde?"

„Wahrhaftig, Exzellenz, er ist's, umgeben von flatternden deutschen Fahnen!"

„Ja — aber, das ist doch die reinste Provokation!"

„Ganz recht, Exzellenz, mir scheint, das alles riecht verdammt nach deutschen Kolonien, trotz aller Ableugnungsversuche des deutschen Konsuls. Wir werden was dagegen unternehmen müssen."

„Jawohl, und zwar schleunigst, meine ich. Notieren Sie, Bouwer! Heute noch Ziffertelegramm an die Foreign Office nach London: Auffällige Demonstration deutscher Farben in Kapstadt, vermutlich im Zusammenhang mit geplanter Kolonialgründung in Südwest."

Sekretär Bouwer blickte den dahinrollenden Wagen nach. „Es erscheint mir doch ratsam, Exzellenz, daß wir gleichzeitig unsern Freund Spence veranlassen, durch uns in London Beschwerde zu erheben gegen das Vorgehen dieses Bremer Kaufmanns, der ihm seine älteren Besitzrechte streitig zu machen wagt."

Mein ist die Bucht!

Schwerer, dicker, undurchdringlicher Nebel lag auf dem Meere. Er hüllte alles ein: die ewig bewegte Fläche des Südatlantik, die Inseln, den Saum der Küste, die Felsenriffe. Auch das Schifflein hüllte er ein, das sich vorsichtig und zögernd durch das graue Einerlei nach Norden schob. Nicht eine Spur der Wasserfläche war von der niedrigen Brücke der „Namaqua" aus zu sehen. So dicht war der Nebel.

Kapitän Harris fluchte. „Damned! Das wird uns einen ganzen Tag kosten!" Adolf Lüderitz neben ihm auf der Brücke nickte nur und starrte weiter in das Grau. Wie unheimlich dieser Nebel! Das war ja fast, als hätte man plötzlich das Augenlicht verloren.

Wie still es war! Er horchte. Da zerriß das Nebelhorn des Dampfers brüllend die Stille. Dann wieder kein Laut, nur das gleichmäßige, dumpfe Stampfen der Kolbenmaschine. Bis dann jäh das Nebelhorn wieder aufbrüllte ... So suchte der Dampfer durch den Nebel seinen Weg, Stunde um Stunde. Und alle zwei Minuten brüllte das Nebelhorn. Es klang beinahe wie das Röhren eines gewaltigen Hirsches, der in der nebligen Frühe eines aufdämmernden Novembermorgens die Heide durchzieht.

Endlich gab Kapitän Harris das Kommando „Ruder hart Steuerbord!" Seinen Berechnungen nach mußte die „Namaqua" auf der Höhe von Angra Pequena sein.

Mit äußerster Vorsicht tastete sich der Dampfer an die Küste heran. Auf einer kleinen Plattform, die seitlich über den Schiffsrand hinausgeklappt war, stand ein Matrose. Der schwang in

kurzen Abständen ein Bleilot an langer Leine aus und sang die gemessene Tiefe zur Kommandobrücke hinauf.

Zuerst ertönte wiederholt: „Kein Grund! — — Kein Grund!" Dann aber hieß es schon: „Zwölf Faden!" Und gleich darauf: „Zehn Faden!"

Auf der Kommandobrücke wuchs die Spannung. Ganz langsam hämmerte die Kolbenmaschine. Wieder schwang der Matrose das Blei aus. „Sieben Faden!"

Da schrillte der Maschinentelegraph: „Maschine stop!" Und zum Bug hin dröhnte das Kommando: „Backbordanker raus!"

Schon klatschte der Anker ins Wasser und sank unter dem Rasseln der Kette auf den Grund. Der Zweite Offizier, der das Manöver leitete, spähte über Bord. Jetzt mußte sich die Ankerkette straffen, jetzt der Dampfer herumschwoien!

Aber — nichts geschah. Schlaff hing die Kette an der Bordwand hinab. „Sechs Faden!" sang der Matrose aus.

Alle Teufel! Der Dampfer trieb! Die Kette war gerissen! Ein Schrei zur Brücke! „Steuerbordanker raus!" brüllte der Kapitän zurück.

Mit einem Satz waren die Männer an den Winschen. Sekunden später klatschte der zweite Anker hinab. In das Rasseln der Kette, in die unerträgliche Spannung hinein tönte singend die Stimme des lotenden Matrosen: „Fünf Faden!"

Alles an Bord hielt den Atem an. Endlos rasselte die Kette, endlos dehnten sich die Sekunden . . . Loten! „Vier Faden!"

Mit verzerrtem Gesicht starrte der Kapitän durch den Nebel hinab. Knirschte es nicht schon unterm Kiel? Riß nicht schon der Schiffsboden auf mit kreischendem Ton —?

Da richtete sich vorn am Bug der Zweite Offizier auf, seine Hände legten sich zum Trichter um seinen Mund: „Anker hat gefaßt!" — Schon schwoite die „Namaqua" zögernd herum. „Vier Faden!" klang zum letztenmal die ruhige Stimme des Matrosen zur Brücke herauf.

Eine Stunde lag der Dampfer im dicken Nebel vor Anker. Dann kam ein leichter Wind auf, die Luft wurde hell, das Grau des Nebels wandelte sich in milchiges Weiß. Plötzlich fuhr ein Windstoß über das Deck und zerriß die Nebelwand.

Auf einmal lag das Schiff klar und deutlich da in blaugrüner Flut und — großer Gott — kaum zweihundert Meter vorm Bug standen drohend die Felsenklippen der Küste. Alles starrte entsetzt hinüber. Da nahten neue Nebelschwaden, die Lücke schloß sich, einförmiges Grau hüllte Schiff und Meer und Klippen ein.

Der kurze Augenblick hatte genügt, den Standort des Schiffes festzulegen. Acht Seemeilen südlich von Angra! Kapitän Harris fluchte lästerlich. Dieser verdammte Nebel! Der hätte ihn ums Haar Stellung und Schiff gekostet!

Der Anker wurde gehievt. Nur fort von den Gefahren der Küste! Fünf Meilen dampfte die „Namaqua" in die See hinaus, nahm dann erst den Nordkurs wieder auf und erreichte, immer nur halbe Fahrt laufend, nach zwei Stunden die Höhe von Diaz Point. Dort hörte unerwartet die gewaltige Nebelbank auf. Wie aus dem Dunkel eines Tunnels fuhr der Dampfer plötzlich in das helle Sonnenlicht hinein.

Da sah Adolf Lüderitz zum erstenmal vor sich die Bucht, die sein eigen war. Während die „Namaqua" mit voller Fahrt zwischen Pinguin- und Seehundsinsel hindurch schon in den inneren Hafen einlief, spähte er voll Spannung zur Küste hinüber. Da überfiel ihn ein tiefes Erschrecken; denn er sah nur Wüstensand und Felsgestein und furchtbare Öde und Unwirtlichkeit. Das also war Angra Pequena? Daß sein Gebiet nicht schön war, hatten ihm alle Berichte gemeldet, aber so trostlos, so tot hatte er sich die Landschaft nicht vorgestellt.

Die Hände auf die Reling gestützt, spähte der Kaufmann schärfer hinüber. Da sah er nahe dem Strande ein paar dürftige niedrige Gebäude. „Fort Vogelsang", sagte er laut, halb fragend, zu sich selbst. Welch pomphafter Name für diese Hütten!

Während die „Namaqua" die innere Bucht langsam durchquerte, kam Leben und Bewegung in das Faktoreigelände. Hell gekleidete Europäer und halbnackte braune Gestalten wurden sichtbar, Tücher wurden geschwenkt, ein Boot an dem schmalen Landungssteg klargemacht und am Fahnenmast das Hissen der Flagge vorbereitet.

Bis zu diesem Augenblick hatte Lüderitz trotz allen Bemühens doch eigentlich nur das Empfinden gehabt, als erblicke er als Passagier auf der Seefahrt irgendeine armselige Niederlassung irgendeines wüstenhaften Landes. Als aber die schwarz-weiß-roten Farben helleuchtend und rein am Mast hochstiegen, da sang und klang es auf einmal in seinem Blut: Deutschland, Deutschland über alles! Seine Augen erblickten eine unwirtliche Bucht, doch sein Herz wußte, daß hier der Grundstein zu einem neuen Deutschland gelegt war. „Gebe Gott", flüsterten seine Lippen, „daß mir das Werk gelingt!"

Schon lagen die Häuser und Hütten der Faktorei zum Greifen nahe vor dem Bug des Dampfers, da erst fiel der Anker. Langsam stellte die „Namaqua" sich mit der Nase gegen den Wind, nach Südwesten. Da ertönte von Backbord plötzlich ein lautes, fröhliches „Hurra!" herauf. Ein Boot kam längsseit, machte am Fallreep fest, eilige Füße klapperten die Holzstufen empor, drei junge Menschen schwangen sich gewandt an Bord und standen strahlend vor ihrem Chef.

„Hallo, Wagner, Franke, Lahnstein! Wie gut ihr alle aussehₜ — und so sonnverbrannt!"

Wagner, der in Vertretung Vogelsangs die Faktorei leitete, sprach einige Worte der Begrüßung ... „Willkommen in Angra Pequena, Herr Lüderitz! Ja, wir sind, Gott sei Dank, alle gesund und vergnügt. Einmütig bedauern wir nur, daß nicht der Mann, dem die Entstehung der Niederlassung vor allem zu verdanken ist, Sie hier an meiner Stelle begrüßen darf."

„Es ehrt Sie, meine Herren, daß Sie in so freundlicher Weise

Ihres Faktoreileiters gedenken. Sie sprechen aus, was ich selber empfinde. Leider habe ich Heinrich Vogelsang auch in Kapstadt nicht getroffen. Fünf Tage vor meiner Ankunft war sein Schiff dort abgefahren. Wir können ihm nur einen recht erfolgreichen Heimaturlaub wünschen und der Hoffnung Ausdruck geben, daß er in einigen Monaten gesund und frisch wieder in unserer Mitte stehen möge!"

Mit dem festlichen Begrüßungsabend, auf den die Weißen der Faktorei fest gerechnet hatten, wurde es jedoch nichts. Adolf Lüderitz glühte vor Tatendrang. Überlang war die Zeit der Muße gewesen. Er war am Ziel. Nun wollte er wirken.

„Jetzt wird erst ausgeladen", erklärte er munter — „erst die Arbeit, dann das Vergnügen! Feiern können wir auch morgen noch."

Ehe die weißen Angestellten sich von ihrem Erstaunen erholen konnten, war Lüderitz schon in voller Tätigkeit. „Vorwärts!" kommandierte er die Farbigen. „Angefaßt! Hier die beiden Tropenkoffer, dort die Kiste ins Boot!"

Nun begann ein Schaffen und Schuften, wie es die Niederlassung seit den Tagen der Gründung nicht mehr erlebt hatte. Das Gepäck des Chefs wurde an Land gebracht, und dann ging es gleich an das Ausladen der Kisten, der Warenballen und der Ochsenwagen. Überall war Lüderitz die Seele des Tuns, er ordnete an, er leitete, er legte selbst Hand an, wo es not tat. Sein Fleiß, seine Tatkraft wirkten Wunder bei Weißen und Eingeborenen. Alles wirkte angestrengt; der Schweiß rann in Strömen ... Spät in der Nacht erst wurde die Arbeit für einige Stunden unterbrochen, und beim ersten Frühlicht ging es wieder weiter. Und siehe da! In Stunden wurde das Werk vollendet, das sonst bei dem üblichen „afrikanischen" Arbeitstempo Tage erfordert hätte.

„Herr Lüderitz", sagte Wagner vorwurfsvoll, als am Nachmittag die letzte Kiste auf den Strand krachte, „nun haben Sie noch kaum einen Blick auf unsere Faktorei geworfen."

Wahrhaftig, es war so. Lüderitz war selbst ganz betroffen. „Nichts für ungut, lieber Wagner, das holen wir aber jetzt gleich nach."

Doch was war das? Langgezogen ertönte von der „Namaqua" dreimal dröhnend die Dampfsirene. „Den Deibel!" schrie Lüderitz, „Der Kahn will doch nicht etwa weiterfahren?"

Mit einem Sprung war er im Boot, die Besichtigung der Faktorei war vergessen, in Wagners Begleitung ruderte er zum Dampfer hin.

„He, Käpt'n, was ist los?"

„Wir fahren ab. Ladung für Mister Radford löschen!"

„Sie fahren nicht ab!" donnerte Lüderitz, der schon die Stufen des Fallreeps emporkletterte. „Ich verbiete Ihnen, auf meinem Gebiet Waren für andere Leute zu löschen!"

Der aufgeregte, schroffe Ton der Worte verletzte Kapitän Harris. Er wurde rot im Gesicht. „Mister Lüderitz, ich tue, was mir paßt. Sie haben mir nichts zu verbieten."

„Sie irren, Kapitän Harris!" schrie der Kaufmann. „Hier bin ich Alleinherrscher. Die ganze Bucht ist mein Eigentum. Ich untersage Ihnen nochmals, hier ohne meine Genehmigung Waren an Land zu bringen!"

Das war zuviel für den braven Kapitän. „Herr", brüllte auch er nun, „Sie haben wohl den Größenwahn! Rutschen Sie mir den Buckel runter! Ich fahre ab. Basta!"

Da ließ Lüderitz, jedes Maß und Ziel verlierend, sich hinreißen und drohte: „Wenn Sie fahren, lasse ich auf Sie feuern!" ... Kaum aber waren diese unüberlegten Worte gesprochen, da erkannte er selber deren Maßlosigkeit und brach aus hellstem Zorn unvermittelt in schallendes Gelächter aus. Der Kapitän starrte, im Augenblick völlig verblüfft, den Kaufmann wutverzerrt an, dann löste sich auch auf seinem Gesicht plötzlich die Spannung, und mit einem Laut, der fast wie ein Wiehern klang, fiel er in das Lachen des anderen ein.

Ein wenig später schon schüttelten sich die beiden grimmen Widersacher versöhnt die Hände. Die Lösung war gefunden: Die „Namaqua" fuhr ab, aber Wagner blieb auf Befehl des Chefs an Bord, um das Schiff zur Radford-Bai zu geleiten. Dort wurde ein genaues Verzeichnis der gelöschten Waren aufgenommen und der Engländer zu seinem Verdruß aufgefordert, den von Lüderitz festgesetzten Zoll zu zahlen.

Längst war das Kreuz des Südens strahlend über der Bucht von Angra Pequena aufgegangen, als endlich Adolf Lüderitz Zeit fand, den arbeitsreichen Tag durch einen fröhlichen Umtrunk im Kreise seiner Mitarbeiter zu beschließen.

Zur gleichen Stunde, da auf Fort Vogelsang die Becher freudig klangen, stießen auch auf der „Namaqua" die Gläser zusammen, nur mit etwas schärferem Laut. Da saßen zwei Männer in verräucherter Kajüte und tranken ihren Whisky. Mister Radford hetzte den Kapitän gegen Lüderitz auf. „Nur nichts gefallen lassen, sonst drängt uns dieser verdammte Deutsche hier noch ganz raus."

„Nur ohne Sorge", lallte Kapitän Harris mit schwerer Zunge, „ich protestiere. Beim hohen Gouverneur in Cape Town protestiere ich. Und wenn es darum Krieg zwischen England und Deutschland gibt — ich protestiere!"

Schnell vergaß Lüderitz den Zwischenfall mit dem Kapitän der „Namaqua". Das Neue nahm ihn ganz gefangen. Endlich war er in Afrika, in seiner Bucht, auf eigenem Grund und Boden. Mochte dieses Stück Land auch so trostlos und öde sein wie sonst kaum ein Fleck auf dem weiten Rund der Erde, das war ihm kaum eine Enttäuschung. Der Hafen war gut, war recht brauchbar, das war zunächst das Wichtigste.

Seine erste Sorge war: Wie komme ich ins Inland, wie komme ich nach Bethanien? Er wußte, daß er die Ruhe seines Herzens nicht eher finden würde, als bis ihm aus des Häuptlings eigenem Munde bestätigt wurde, daß Bucht und Küstenland der

Firma F. A. E. Lüderitz gehörten. Deshalb schrieb er umgehend einen Brief an Joseph Fredericks, in dem er um schleunige Entsendung von vierzig Zugochsen ersuchte.

In der Zeit des Wartens hatte Lüderitz reichlich Muße, sich in der Bucht umzusehen. Das mußte er Vogelsang lassen, der Platz für die Faktorei war gut gewählt. Die Baulichkeiten lagen frei da, auf festem Untergrund und doch wirksam gegen Sandstürme geschützt. Die Schiffe der Firma fanden hier dicht unter Land guten Ankergrund ... Aber das Auge des Chefs sah noch mehr: er sah, daß vieles getan war, aber noch viel mehr zu tun übrig war. Die Warenschuppen waren zu flüchtig erbaut und boten gegen die Meeresfeuchtigkeit nur unvollkommen Schutz. „Herumflicken nützt da nicht viel", entschied er — „wir bauen einen neuen Schuppen." Zwei Wochen später stand ein geräumiger, sorgfältig verschalter und abgedichteter Lagerschuppen da.

Dann ging Lüderitz daran, den dürftigen Landungssteg zu verstärken und ein Dutzend Meter weiter hinauszubauen. Und nun fand sich für den Rastlosen immer neue Arbeit. Es kam ihm jetzt sehr zustatten, daß er daheim auf der Kattenburg das Schmiede- und Tischlerhandwerk erlernt hatte. So konnte er selbst tüchtig mit zugreifen und sägte und hämmerte den lieben langen Tag herum.

Die Weißen der Niederlassung blickten auf sein Tun mit Staunen, ja zuweilen sogar mit leichtem Verdruß. Das vertrug sich wenig mit ihrer „afrikanischen Ruhe", an die sie sich im Laufe der Monate gewöhnt hatten. Aber man konnte doch nicht untätig sein, wenn der Chef selber so emsig wirkte. Sie versuchten, ihn zu warnen: „Lassen Sie lieber das Handanlegen, Herr Lüderitz, ein Weißer tut das in Afrika nicht. Sie werden allen Respekt bei den Schwarzen verlieren."

Lüderitz hörte nicht darauf und hämmerte lustig weiter. Und seltsam, von Tag zu Tag wuchs die Achtung der Eingeborenen

vor dem „groten Baas" aus Duitsland. Sicherlich respektierten sie in erster Linie sein starkes Herrentum, dann aber seine große handwerkliche Geschicklichkeit, und schließlich machte es auf sie nicht geringen Eindruck, daß der Kaufmann vom ersten Tage an seine Befehle in fließendem Holländisch erteilte. Ein Deutschmann, der das konnte, war für sie ein rechter Aubaas.

Die weißen Angestellten zeigten sich mit dem rastlosen Tätigsein ihres Chefs erst dann völlig ausgesöhnt, als er ihnen an das Wohnhaus eine schöne, gedeckte Veranda nach Art der kapländischen Stoep anbaute. Nun konnten sie ihre Mahlzeiten in der frischen Luft, vom Flugsand unbelästigt, einnehmen. Schön war auf der Stoep die erste Stunde des Tages, schön auch die Abendstunde, wenn Himmel und Meer und Bucht im Zauber rosenroter und violetter Farbtöne erglühten. Die Farben gaben der Landschaft Leben.

Sonst aber blieb dies Land dem Kaufmann vorerst fremd. Seine Seele fand noch keinen Zugang zu diesem Afrika, in dem tagsüber alles so grell, so fahl und so entsetzlich einerlei war. Wie hatte er als passionierter Jäger sich auf die Jagd in der Bucht gefreut. Aber auch damit war es nicht viel. Einmal schoß er einen Goldschakal, sonst waren Wasservögel seine einzige Jagdbeute.

Trotz aller Geschäftigkeit wartete Adolf Lüderitz mit großer Ungeduld auf das Eintreffen der Ochsengespanne. Als die Angestellten ihm wieder ihre berühmte afrikanische Ruhe empfahlen, wehrte er verzweifelt ab: „Die lerne ich nie, will ich auch gar nicht lernen! Ihr jungen Leute lebt so in den Tag hinein, als ob eure Jugend ewig währe. In meinem Alter aber blickt man weiter; da muß man Tag und Stunde nutzen."

Da auf der Faktorei in Haus und Hof alles so weit in Ordnung war, gewöhnte sich Lüderitz in der Folge daran, den Steiger Prescher auf seinen Erkundungsgängen zu begleiten. Kreuz und quer durchstreiften die beiden das Gebiet der Bucht auf der

Suche nach Erzen und Wasser. Kupfer fand sich nirgends, nur wertloser Eisenstein. Auch das Wassergraben brachte keinen Erfolg, so sehr auch der Kaufmann in den Bergmann drang. Im Norden wie im Süden der Bucht wurden in mühevoller Arbeit Brunnenschächte bis zwölf Meter tief in den Erdboden getrieben. Einmal sammelte sich auch Wasser, es war aber so stark brackig, daß es selbst von den Hottentotten zurückgewiesen wurde. Lüderitz wurde ungeduldig und gab im stillen Prescher die Schuld. Aber was half es, auch der besaß nicht den Zauberstab, mit dem man aus dürren Felsen Trinkwasser schlagen konnte.

Trotz aller Mißerfolge wollte Lüderitz einfach nicht glauben, daß im ganzen weiten Umkreis der Bucht kein Wasser zu finden sein sollte. Er überwand sich sogar, ging ins Lager der englischen Robbenschläger und horchte sie aus. Doch immer kam mit Achselzucken die gleiche Antwort: „Freshwater? Nothing doing." Selbst die Hottentotten der Bucht wußten nichts. Wasserstellen? O ja — dort, wo die Sonne aufgeht, weit im Inland — aber nicht hier an der Küste.

Doch noch immer wollte Lüderitz sich nicht beugen. „Vielleicht haben wir bei der Wassersuche immer zu sehr an der Faktorei geklebt. Gehen wir doch mal ein paar Meilen weiter hinaus."

Es wurde eine richtige kleine Expedition von zwei Tagen. Etwas abenteuerlich ausstaffiert, die Flinte auf der Schulter, den Rucksack auf dem Buckel und die Feldflasche am Gurt, wanderten die zwei über die Radford-Bai hinaus nach Süden. An der sandigen, flachen Lagune vorbei ging's in ein zerklüftetes Berggelände von großer Wildheit, das in beschwerlicher Kletterei hügelauf, hügelab überwunden wurde.

Als der Tag zur Neige ging, erblickten sie endlich eine ausgedehnte flache Talmulde, deren Boden mit rötlichem Kies bedeckt war. Auf der tiefsten Stelle der Mulde war in der Dämmerung ein Pfahl mit einem Holzschild zu erkennen.

„Der ganzen Struktur der Landschaft nach würde ich hier



Am Rande der Namib-Wüste mit ihren charakteristischen kakteenartigen Gewächsen



Wanderdünen in der Namib

noch eher Wasser vermuten als an irgendeinem anderen Punkte in der Nähe der Bucht", urteilte Prescher, während sie auf das Zeichen zuschritten.

Hoffnung beflügelte des Kaufmanns Schritte. Ja, was sollte das anderes sein! Hier hatte jemand Wasser gefunden und die Stelle durch den Pfahl markiert, um sie später wiederzufinden. Ob nicht vielleicht Mr. Radford hier seine geheime Wasserstelle hatte?

Sie kamen zu dem Zeichen, das von niedrigen, graugrünen Wüstenpflanzen umgeben war, und lasen auf der Tafel erschüttert die Worte:

Oliver Thomson
He died
of hunger and thirst.

Da kehrte Lüderitz schweigend um, sprach ein paarmal heftig „Nein, nein!" in den Wind hinein und gab dann die Wassersuche auf. Auch am nächsten Tage blieb er während des ganzen Rückmarsches schweigsam.

Es war schon längst dunkel, als die beiden Wüstenwanderer übermüde in der Bucht eintrafen. Auf Fort Vogelsang war Wagner noch wach.

„Was Neues passiert?"

„Jawohl, Herr Lüderitz, Mr. Spence aus Kapstadt ist heute mit einem Kutter angekommen. Er war erst bei seinen Leuten auf der Seehundsinsel und ist dann zum Südende der Bucht hinübergerudert. Wahrscheinlich nächtigt er im Lager der Robbenschläger am Diamantberg."

Lüderitz brummte nur etwas Unverständliches zu dieser Neuigkeit; er war zu müde, um sich über die Ankunft eines Mr. Spence zu erregen. Nach dem langen Fußmarsch mußte er erst mal tüchtig ausschlafen.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, doch im Zimmer

des Chefs rührte sich noch immer nichts. Da kamen die Angestellten in höchster Aufregung hereingestürmt: „Mister Spence hat in der Bucht die englische Flagge gehißt!!"

Mit einem Satz war Lüderitz aus den Decken. Was war geschehen? „Die englische Flagge gehißt? Wo denn?"

„Am Südende, vorm Lager der Robbenschläger — auf unserem Grund und Boden!"

Jetzt erfaßte Lüderitz erst ganz die Bedeutung der Kunde. „Der Kerl ist wohl wahnsinnig geworden! Den Union Jack auf meinem Gebiet! Die Flagge wird sofort niedergeholt!"

Eine Abordnung von drei Mann stiefelte sofort ins englische Lager hinüber und forderte Herrn Spence in aller Form auf, die Flagge einzuholen. Der weigerte sich natürlich.

Da entbrannte Adolf Lüderitz in gewaltigem Zorn. „Dann brauchen wir einfach Gewalt!" rief er lodernd, ergriff eine Axt und befahl allen weißen Angestellten der Faktorei, ihm zu folgen. Im Sturmschritt ging's zu der Stelle, wo sich die Farben Großbritanniens im Winde blähten. Dort traten die Deutschen rasch an den Fahnenmast heran, Lüderitz hob die Axt und hieb ihn mit wenigen wuchtigen Schlägen kurzerhand um.

Als der Mast krachend niederstürzte, tauchten am westlichen Horizont die scharf geschnittenen Umrisse eines Kriegsschiffes auf. In der Erregung des Augenblicks bemerkte es niemand bis auf Pestalozzi, der plötzlich ausrief: „Ein englisches Kanonenboot!" Alle schauten aufs Meer hinaus, sahen den Union Jack am Heck des Kriegsschiffes flattern und blickten betroffen auf den Union Jack, der vor ihnen im Staube am Boden lag.

Lüderitz biß sich auf die Lippen. Verwünschter Zufall! Er reckte sich auf: „Meine Herren, ich stehe natürlich ein für das, was ich getan habe."

„Bravo! Hurra!" jauchzten und schrien die Angestellten. „Wir alle stehen zu Ihnen, wir lassen Sie nicht im Stich!"

Im gleichen Augenblick schallte ein Rasseln über das Wasser

herüber. Das englische Kanonenboot H. M. S. „Boadicea" ging im Hafen von Angra Pequena vor Anker.

Auf der Veranda des Haupthauses seiner Niederlassung sah Lüderitz mit Gelassenheit und Ernst der weiteren Entwicklung der Dinge entgegen. Er brauchte nicht lange zu warten. Nach zwei Stunden schon legte von der „Boadicea" ein schmuckes weißes Ruderboot ab, bemannt mit zwei Offizieren und zwölf Mann, und nahm Kurs geradeswegs auf die Faktorei.

Nach der Landung meldete sich zuerst ein sehr steifer Adjutant und kündigte in höflicher Form den Besuch seines Kommandanten, des Kapitänleutnants Evans, an. Gleich darauf erschien der ehrenwerte Mr. Evans.

Er verkörperte in seiner äußeren Erscheinung in keiner Weise den landläufigen Typ des Engländers. Er war klein und rundlich, hatte einen ganz ansehnlichen Spitzbauch und vergnügte wasserblaue Äuglein über fleischigen, rosigen Wangen. Es gelang ihm nur unvollkommen, in seine Haltung soviel kalte Würde und eisige Korrektheit zu legen, wie es ein deutsch-englischer Flaggenkonflikt eigentlich erforderte.

In gemessener Weise forderte Lüderitz den Kommandanten auf, Platz zu nehmen und sich an einem gut gekühlten Whisky-Soda zu erfrischen. Der beleibte Herr mußte sich erst einen Ruck geben, ehe er die verlockende Aufforderung kurz ablehnte.

Als richtiger Brite versuchte er es dann bei dem Deutschen zunächst mit einem Bluff. „Wie haben Sie es wagen können", schrie er plötzlich, „die Flagge Ihrer Majestät in den Staub zu werfen?!"

Mit soviel Anmaßung, wie er in seine Stimme zu legen vermochte, schleuderte er diese Worte dem Kaufmann entgegen.

Lüderitz beging nicht den Fehler, sich de- und wehmütig zu entschuldigen, sondern parierte den Schlag mit einem Gegenschlag. Glühend vor Empörung rief er dem Briten zu: „Was würden Sie getan haben, Herr Kommandant, wenn im Garten

Ihres Hauses in England jemand ohne Ihr Wissen und Wollen die deutsche Flagge gehißt hätte?!"

Kapitän Evans war über diese schlagfertige Gegenfrage so verblüfft, daß er eigentlich wider Willen antwortete: „Dem Kerl hätte ich auch den Flaggenmast umgelegt."

„Nun also", sagte Lüderitz, sogleich besänftigt über die offene, ehrliche Antwort dieses Offiziers — „dann ist dieser Zwischenfall ja wohl erledigt, und Sie werden nun nicht mehr zögern, meine Einladung zu einem Glase Whisky anzunehmen."

Mit einem befreiten Aufatmen und fröhlichen Zwinkern seiner Äuglein ließ sich der Kommandant ohne weiteres in den Korbsessel nieder, der unter der Last in allen Fugen krachte.

Beim dritten Glase war dann die Unterhaltung der Herren bereits so freundschaftlich, daß Lüderitz es unternehmen konnte, mit dem liebenswürdigsten Lächeln den Kommandanten zu bitten, doch mit sämtlichen Offizieren und Kadetten der „Boadicea" am Abend sein Gast zu sein. Mit ebenso liebenswürdigem Lächeln nahm der Engländer die Einladung an. „Aber nur unter der Bedingung, mein lieber Lüderitz, daß Sie und alle Ihre Mitarbeiter morgen abend meine Gäste auf dem Schiff sind."

Es wurden zwei fröhliche Abende, erlesene Gerichte wurden aufgetischt, der Champagner perlte in den Gläsern, und zahllose Trinksprüche wurden von beiden Seiten ausgebracht. Trotz aller Feierstimmung behielt Lüderitz aber doch so viel nüchternen Sinn, daß er dem Kommandanten der „Boadicea" bei der Abfahrt am 28. Oktober einen schriftlichen Protest an den Gouverneur von Kapstadt mitgab.

Noch stand der Kaufmann auf der Veranda und schaute zu, wie draußen auf dem Meer der graue Leib des Kriegsschiffs mit wehendem Union Jack am Heck hinter der Diaz-Spitze verschwand. Da schreckte ihn der Ruf seines eingeborenen Bambusen auf, der auf leisen Sohlen hinter ihn getreten war: „Aubaas, die Osse sind da!"

Beim Hottentottenhäuptling in Bethanien

Nur wenige Stunden blieben die Ochsen in der Bucht. Der Großmann Samuel, der die Gespanne zur Küste geleitet hatte, drängte unaufhörlich zum Aufbruch. „Beeilt euch", schrie er, „sonst verdursten meine Ochsen! Vorwärts doch! Die Wasserstelle ist weit!"

Während die beiden ziegelrot gestrichenen Ochsenwagen beladen wurden, hatten die Hottentottentreiber alle Mühe, die durstgepeinigten Tiere vom Strande fernzuhalten. Sie hätten sich in dem salzigen Wasser der Bucht den Tod getrunken.

Bald war alles fertig. Großmann Samuel kletterte auf sein Pferd, setzte sich mit ein paar Galoppsprüngen an die Spitze des Wagenzuges, drehte sich kurz im Sattel um und kommandierte gellend: „Trekk!" Da schwangen die beiden braunen Wagenführer ihre Schwipp mit gewaltigem Klatschen über die Häupter der langgehörnten Rinder. Zwanzig Paar Ochsen legten sich mit gesammelter Kraft in die Joche, die beiden hochbeladenen Wagen ruckten an und setzten sich schwankend in Bewegung, geleitet von den Hurrarufen der Weißen auf der Faktorei.

Als Begleiter für den Zug ins Innere hatte Lüderitz den Steiger Prescher und den Angestellten Franke ausgesucht. Er saß, während die Wagen über das Steinige dahinrumpelten, auf der grün gestrichenen Vorkiste. Es dünkte ihn doch ein wenig wunderlich, daß er als der große Baas fast wie ein Zuschauer so dasaß, dieweil der kleine Hottentott da vorn auf seinem niedrigen Pferde die Expedition mit viel aufgeregtem Geschrei kommandierte.

„Wäre ich noch so jung wie Sie", sagte Lüderitz mit leisem Lächeln zu Prescher, „dann würde ich wohl dem braunen Burschen da vorn das Handwerk legen und mich selbst an die Spitze setzen."

„Wenn Sie's nur täten, Herr Lüderitz!" seufzte der ehrliche Bergmann. „Hol's der Teufel, dieser Samuel mit seinem verschmitzten Blick gefällt mir nicht. Wer weiß, ob der häßliche Halunke uns nicht noch alle ins Verderben führt."

„Nun, das Aussehen macht ja den Menschen nicht", begütigte Lüderitz — „der Hottentott kennt nun mal die Namib in- und auswendig, wir dagegen haben keinen Schimmer von Land und Leuten. Da müssen wir ihn schon gewähren lassen. Wir stehen ja schließlich überall in Gottes Hand."

Nach einer Marschstunde, die von Geschrei und Peitschengeknall erfüllt war, gelangte die Expedition an den Fuß der Wanderdünen, die mit ihren Riesenleibern die Bucht von Angra Pequena in breitem Gürtel umlagern und vom Inland abschließen. Kaum waren die Wagen in das rötlichgelbe Dünenmeer eingetaucht, da hob sachte von Südwesten her ein Lüftchen an zu wehen. Nicht lange dauerte es, da wurde das Wehen zum Wind und der Wind zum harten Sausen, das den Sand ringsum zum Treiben brachte. Die Dünen „rauchten". Unheimlich rasch steigerte sich das Brausen zum heftigen Sturm. Der Himmel verdunkelte sich, die Sonne verlor ihren Schein, alles war in dichte, graugelbe Sandschleier gehüllt.

Mit unbeschreiblicher Wut stürzte sich der Sandsturm auf die kleine Karawane, die sich mit unsäglicher Mühe ihren Weg durch den wandernden, fegenden, stiebenden Dünensand bahnte. Es war, als habe die Wüste alle Kräfte der Vernichtung entfesselt gegen die tollkühnen Menschlein, die ihr Trotz zu bieten wagten. Wie mit Riesenfäusten schleuderte der Südwest immer neue Schwaden von Sand und Kieseln gegen den Wagenzug. Verbissen aber kämpften Mensch und Tier sich weiter, aus-

gedörrt vom Sturm und vom verzehrenden Gluthauch der Namib.

Nach Stunden endlich wich das Toben, der Sturm flaute rasch ab, die Sicht wurde klar, der Himmel hellte sich auf, die trockene Hitze machte der Abendkühle Platz. Die Dünen wurden ganz klein und flach, der Boden wieder fest und steinig, der Gürtel der Wanderdünen war überwunden.

Der erste Rastplatz war erreicht. Aber wie hatte der Sandsturm die Kräfte der Expedition verschlissen! Da lagen die Ochsen, kaum ausgespannt, schlapp am Boden, rührten die vorgeworfenen Futterballen kaum an und lechzten mit heraushängenden, dick geschwollenen Zungen nach Wasser; doch die Wasserstelle war noch fern. Auch die Treiber des Wagenzuges, sechs lehmbraune Hottentotten, hockten einsilbig und erschöpft um ihr rasch entfachtes Feuer herum, denn die hereinbrechende Nacht war kühl.

Nur ihr Anführer, der Großmann Samuel, stand mit verschränkten Armen abseits und betrachtete mit düsterem Ausdruck die verstreut auf der Fläche ruhenden Zugtiere. Adolf Lüderitz näherte sich ihm, nachdem er mit Schaudern den Blick noch einmal zurück zum verdämmernden Dünenmeer gesandt hatte, und fragte ihn auf holländisch: „Na, Samuel, was ist denn los mit dir?"

„Ach, Herr, die Ochsen sind alle so müde. Die zwei dort sind ganz krank und können gar nicht mehr trekken, was soll nur werden? Bis zur Wasserstelle ist es noch weit. Oh, dieser verdammte Sand!" Mit wütender Grimasse hob er die Fäuste drohend gegen Westen, wo die Wanderdünen rasch im violetten Dunkel der Nacht versanken. Lüderitz klopfte dem Großmann, dem das Ergehen seines Viehs über alles ging, aufmunternd auf die Schulter. „Alles wird zurechtkommen, Samuel. Wie weit ist's denn noch bis zum Wasser?"

„Noch ein ganzer Trekk, Herr! Wir müssen bei Sonnenaufgang da sein."

Da tauchte des Kaufmanns Bambuse auf: „Aubaas, die Koffie is klaar.“ Im Schutz des riesenhaften Planwagens saßen die Weißen noch eine Weile um das kleine Lagerfeuer herum und schlürften ihren Kaffee, dem Lüderitz wegen der Nachtkälte noch einen guten Schluck Rum zusetzte. Dann holten sie ihre Pfeifen hervor und rauchten schweigend, indem sie in das rötlich flackernde Feuer blickten und nur dann und wann das Auge zum reichbestirnten Nachthimmel hoben. Schließlich klopften sie die Pfeifen am Stiefelabsatz aus, legten sich aufs Ohr und fielen alsbald in bleiernen Schlummer.

Nicht lange währte es, da wurden sie emporgerissen durch Samuels gellenden Ruf: „He! Ho! Inspan, inspan!“ Gleich flackerten die Lagerfeuer hell auf. In ihrem Schein spannten die Hottentotten die Ochsen mitten in der Nacht mit solcher Geschicklichkeit an die Joche, daß die drei Deutschen kaum Gelegenheit hatten, zu helfen.

Während des nächtlichen Marsches wurde es, als schon der Morgenstern aufging, noch so bitterkalt, daß Adolf Lüderitz es auf der Pritsche seines Wagens nicht mehr aushielt. Er kletterte deshalb hinab und ging mit seinen langen Schritten auf der Pad hinter den Ochsen her, bis im Osten ein malachitgrüner Streifen, der rasch an Leuchtkraft gewann, das Nahen des Tages verkündete.

Da fuhr mit dem aufkommenden leichten Morgenwind auf einmal ein belebender Hauch durch den langen Troß. Energischer klatschte die lange Schwipp, die Ochsen legten sich kräftig ins Geschirr, und die Hottentotten begannen lebhafter in ihrem Nama zu schwatzen. Samuel ritt zum Kaufmann hin und rief: „Herr, die Wasserstelle Kaukausib ist nahe!“

Die Wasserstelle! Wie verheißungsvoll das Wort klang! Die erste Wasserstelle in Afrika! Wie der Gedanke schon belebend auf Adolf Lüderitz wirkte! Einem plötzlichen Antrieb folgend bat er Samuel um sein Pferd und ritt der Expedition

im wiegenden Dreischlag voran, um als erster an der Wasserstelle zu sein. Der sichere Instinkt des Pferdes brachte ihn auch in wenigen Minuten dorthin.

Lüderitz war nicht wenig verwundert, als er vor dem sumpfigen Wasserloch stand. Er hatte erwartet, eine Art Oase der Wüste vorzufinden, einen Hain mit saftiggrünen Büschen und Kräutern. Statt dessen gewahrte er nur eine unbedeutende, flache Mulde, von ein wenig Binsen und Büschelgras umrahmt. Die Wasserstelle selbst hatte einen ziemlich bedeutenden Umfang.

Lüderitz ließ erst sein Pferd saufen, kostete dann selbst von dem schwach brackigen Wasser und setzte sich auf einen der herumliegenden Felsblöcke. Langsam hob er den Blick in die Landschaft.

Da erlebte er zum ersten Male Afrika. Er sah die großen Linien und die unermeßliche Weite der Namib; er sah die dunklen Bergkuppen Inseln gleich aus einem Meer von Sand und Geröll emporragen; er sah die unsagbar schöne, reine Farbensinfonie des frühen Morgens mit dem Rosenrot der Wolken, dem Braunviolett des Bodens, mit dem Zitronengelb ferner Grasflächen und dem Seidigblau des hochgewölbten Himmels. Die Größe und die Stille dieses Landes rührten ihm an die Seele.

Nun kam die Sonne über den Rand eines sehr fernen Tafelberges geklettert. Ihr erster Strahl löschte das bunte Farbenspiel der Frühe aus und tauchte die weite Fläche rings in hartes, weißliches Licht. Da fühlte sich Lüderitz wieder fremd in Afrika.

Als er den Blick zur Wasserstelle zurückwandte, entdeckte er zwischen Binsen und Büschen die erste Spur von Leben. Ein Schakal mit schwarzer Schabracke schnürte über den Boden und scheuchte eine große Trappe auf, die mit schwerem Flügelschlag seitlich fortstrich. Noch blickte er dem fremdartigen Vogel nach, da rauschte es ihm zu Häupten. Eine Wolke von Wachteln senkte sich herab und fiel dicht am Wassersrand ein. So ver=

traut waren die Tierchen, daß Lüderitz sie mit den Händen hätte greifen können.

Aber da schwirrte der ganze Schwarm plötzlich rauschend auf, umkreiste noch einmal die Stelle und war verschwunden. Zur gleichen Zeit brach Peitschenknallen und Wagenrumpeln und heiseres Geschrei in die Morgenstille ein. Und bald darauf war die Wasserstelle Kaukausib erfüllt von Lärm und Staub, von Gestampf und Ochsengebrüll. Das Tränken so vieler Tiere erforderte viel Zeil und Geduld. Der Wasservorrat wurde sorgsam eingeteilt, dennoch mußten sich die letzten Ochsen mit einem Eimervoll lehmiger Brühe begnügen.

Nach ausgiebiger Rast wurde am Nachmittag wieder eingespannt. Da fand es sich, daß ein Ochse verreckt war; ein weiterer war so krank, daß er unter dem Schlachtvieh mitgeführt werden mußte. Samuel machte ein bitterböses Gesicht. Die beiden Rinder gehörten zur Herde seines Häuptlings. Der würde ihn für jedes fehlende Haupt zur Rechenschaft ziehen.

Wieder wurde dann während eines großen Teiles der Nacht getrekkt. Der Schlummer der Weißen wurde durch das Rütteln der Wagen und durch häufige harte Stöße immer wieder unterbrochen. In den Vormittagsstunden erreichte die Expedition die Wasserstelle Tsirub. Die beiden Wasserlöcher waren klein, aber tief. Sie enthielten eiskaltes Wasser, das für die Weißen nach all dem Staub und der Hitze ein rechtes Labsal war.

Es wurde ein Tag der Ruhe. Die Ochsen zerstreuten sich im Felde und kamen erst am Abend wieder zum Wasser. Ein Hammel wurde geschlachtet. Es gab geröstete Hammelrippchen und ein Ragout aus Leber und Nieren. Abends braute dann der Kaufmann allen einen kräftigen Punsch. Alles lagerte um das große Feuer, Gesänge tönten in die Nacht hinaus, und erst nach Mitternacht löste sich die Gesellschaft auf.

Als morgens früh weitergetrekkt werden sollte, gab es einen unfreiwilligen Aufenthalt. Die Ochsen waren über Nacht fort-

gewandert und mußten von den Hottentotten erst mühsam wieder angejagt werden. Staub und Hitze waren am Nachmittag fast unerträglich. Die Pad stieg jetzt ständig an. Wiederholt blieb einer der Wagen stecken; dann mußten die Ochsen des anderen Wagens Vorspann leisten.

Allmählich verlor die Landschaft ihr wüstenhaftes Aussehen. Die Fläche bedeckte sich mit gelbem Büschelgras und niedrigem Strauchwerk. Schon stieß der Zug auf den ersten richtigen Baum, eine knorrige, breit verzweigte Giraffenakazie. Bald folgten weitere Bäume, einzeln oder in Gruppen über die Landschaft verstreut. Selbst die Hänge der Berge begannen sich mit einem Filz von graugrünen Dornbüschen zu bekleiden. Bald zeigte sich auch allerlei Wild im Gelände. Unter einer fernen Gruppe von Schirmakazien standen drei Oryxantilopen mit meterlangen Gehörnstangen; über eine Grasfläche enteilte eine Herde Strauße in schaukelndem Trabe; Völker von Perlhühnern huschten durchs niedrige Gesträuch. Die Wüste war überwunden, die Steppe war erreicht.

Noch einmal stieg die Pad scharf an, noch einmal mußten die Ochsen das letzte hergeben, dann rollten die Wagen in den Ort Aus ein. Damit war der Westrand der großen innerafrikanischen Hochfläche erklommen. Die Hottentottensiedlung Aus lag auf einer Höhe von eintausendvierhundert Meter, hatte gute Wasserstellen und reiches Weideland. Die Werft mit den vielen Rundhütten war lieblich gelegen an einem Trockenfluß, mitten im Grünen, angelehnt an das trotzig aufragende Auser Bergmassiv. Ort, Wasser und Weidegründe gehörten dem Häuptling von Bethanien. Der hatte manchen Viehposten in Aus, da das Weideland frei von Rinderpest und anderen Viehseuchen war.

In Aus blieb die Expedition drei Tage. Die Treckochsen waren von dem Wüstenmarsch sehr mitgenommen, sahen jämmerlich aus und mußten erst wieder zu Kräften kommen. Adolf Lüderitz war, nachdem er eine Nacht tüchtig ausgeschlafen hatte,

gleich wieder voll Unternehmungslust. „Prescher, wir zwei wollen heute mal in die Berge klettern. Vielleicht haben wir Glück und finden endlich mal einen brauchbaren Erzgang."

Der Steiger blickte auf die ragenden Gebirgsstöcke, die Aus von allen Seiten umgaben, und nickte. „Nach meinem Verstand sind die Aussichten hier nicht gering. Es müßte ja mit dem Deubel zugehen, wenn wir nicht endlich mal was Besseres fänden als immer nur Eisen."

„Schön, dann also gleich Abmarsch. Und Sie, Franke, bewachen so lange unseren Wagenzug. Nebenbei sehen Sie sich mal etwas genauer um, welche Möglichkeiten das Gelände um Aus für Ackerbau und Viehzucht bietet. Sie sind ja Landwirtssohn und verstehen was vom Fach."

Die zwei stiegen dann in das Auser Bergmassiv ein und kletterten den ganzen Tag darin herum. Aber soviel sie auch klopften und hämmerten, sie fanden kein Erz. Als sie am Abend müde und abgespannt zum Lagerplatz zurückkehrten, vermochte Lüderitz seinen Ärger über den Mißerfolg nicht ganz zu verbergen.

„Ich hatte mir mehr von Ihnen versprochen", sagte er halb im Scherz, halb im Ernst zu Prescher, „unten an der Küste hatten Sie keinen Erfolg, und nun versagt Ihre Kunst hier oben im Lande auch."

Der Steiger, der ein wenig empfindlich war, wehrte den Angriff entschieden ab. „Was kann ich dafür, Herr Lüderitz, daß Sie sich dies gottverlassene Land ausgesucht haben. Glauben Sie mir, wenn hier wertvolle Mineralien im Boden steckten, dann hätten sich doch längst die Engländer das Land geholt."

Lüderitz zuckte die Achseln. „Mag sein, ist aber für mich noch kein Beweis. Ich habe nun einmal alles an dieses Land gewagt und werde es auch erschließen. Vielleicht aber findet die Landwirtschaft hier ein besseres Feld der Betätigung als der Bergbau. Was ist denn Ihr Eindruck, Franke?"

Franke hatte sich den Tag über mit offenen Augen umgesehen. Sein Urteil war klar und bestimmt.

„An Ackerbau ist hier nicht zu denken, nach unseren heimischen Begriffen langt der Boden noch nicht einmal für Hafer. Eher wäre Viehzucht möglich. Rinder würden allerdings wohl nur zur Regenzeit ausreichende Weide finden. Für Schafe und Ziegen aber sind die Bedingungen ausgezeichnet. Eine Wegstunde südöstlich von hier liegt eine zweite Hottentottenwerft. Die Leute haben dort große Schafherden, und die Tiere sind trotz der dürren Jahreszeit in ganz gutem Futterzustand."

Das war willkommene Kunde für den Kaufmann. Wenigstens ein Lichtblick. Eine weitere Eingeborenenwerft! Große Viehherden! Dann würde es sicherlich lohnen, in Aus eine Filiale der Firma zu eröffnen. Vielleicht konnte man später auch eigenes Vieh hier auf eigenen Weidegründen halten.

Mit Eifer ging Lüderitz am nächsten Tage daran, diesen Gedanken weiterzuverfolgen. Er besuchte die Eingeborenenwerften von Aus und Kubub und unterrichtete sich eingehend über die Gelegenheiten für Handel und Viehzucht.

Prescher, sich selbst überlassen, ging noch einmal mit seinem Hammer auf eigne Faust los. Die blauen Berge im Norden zogen ihn an. Außerdem ließ ihm die Bemerkung des Kaufmanns über den Mißerfolg des ersten Tages keine Ruhe. Er wollte beweisen, daß er sein Handwerk verstand.

Adolf Lüderitz gewann durch eigenen Augenschein und durch zweckmäßiges Befragen der Hottentotten rasch ein übersichtliches Bild über die Möglichkeiten der Viehzucht in Kubub und Aus. Besonders gern hörte er, daß die Zahl der Viehherden ohne Gefahr beträchtlich vermehrt werden könnte, daß zur Regenzeit das Hochland weithin mit halbmannshohem, fettem Gras bedeckt wäre und daß nach Sonnenaufgang zu noch riesige Weideflächen ungenutzt dalägen. War es da ein Wunder, daß solche Nachrichten vor des Kaufmanns Seele Bilder zauberten von

reichen Siedlungsgebieten, auf denen unabsehbare Herden weideten, die sich mehrten und immer neuen Reichtum brachten!

Am Abend waren Lüderitz und Franke schon dabei, die unvermeidliche Hammelkeule zu verzehren, da ertönten Schritte, und die Gestalt Preschers trat aus dem Dunkel in die Helligkeit des Lagerfeuers.

„Hallo Prescher, alter Berggeist, wo haben Sie denn nur den ganzen Tag gesteckt! Kommen Sie her, Sie werden einen Mordshunger haben!"

Prescher aber, der sich sonst niemals zum Dreinhauen besonders nötigen ließ, zögerte diesmal, blieb aufrecht stehen und blickte den Kaufmann mit so auffallender Feierlichkeit an, daß dieser stutzte und fragte, was denn mit ihm los wäre.

Da räusperte sich der Steiger und antwortete mit einer Stimme, die sich vergebens bemühte, gleichgültig zu klingen: „Herr Lüderitz, ich habe Kupfer gefunden."

Nun gab's ein Hallo, daß sogar die Bambusen erschrocken aufsprangen.

„Prescher, Mann! Sie phantasieren! Kupfer? Wo denn? Erzählen, erzählen!"

So berichtete denn der Steiger von seinem anstrengenden Tagesmarsch, von seinem vergeblichen Schürfen und von seinem überraschenden Fündigwerden bei der Rückkehr. „Es ist gar nicht so weit von unserem Ausspannplatz. Sie kennen die auffällig geformte Felsnäse aus Buntsandstein. Hart östlich davon liegt das Kupfer. Hier hab' ich ein paar Probestücke." Beim Flackerschein des Feuers prüfte Adolf Lüderitz die Malachitstücke, die ihm giftgrün entgegenleuchteten und ordentlich schwer in der Hand wogen ...

Der letzte der drei Ruhetage fand dann die Weißen in angestrengter Tätigkeit an der Felsnase von Aus. Lustig wurde die Spitzhacke geschwungen; der Fels wurde gespalten, angebohrt und mit Schwarzpulver gesprengt. Ein mannstiefes Loch ent-

stand an der Fundstelle, Gesteinsschotter häufte sich rings am Rande. Unter Preschers Anleitung weitete sich das Loch zum regelrechten Stollenanfang, und immer blieb das Gestein von der grünen Farbe des Malachit und von dem leuchtenden Blau der Kupferlasur. Preschers Antlitz blieb den ganzen Tag verklärt, Lüderitz erging sich begeistert in kühnen Plänen für den Abbau des Kupfers, und selbst der schwerbewegliche Franke ließ sich vom Eifer der beiden mitreißen. Abends wurden die besten Stücke zum Mitnehmen herausgesucht, und dann ging's an ein Verpacken und Aufladen all der Siebensachen für die Weiterfahrt nach Bethanien.

Als dann die Sonnenscheibe über der Huib-Hochebene aufging, war nach viel Lärm und Schimpfen und Durcheinander alles zum Abmarsch bereit. Samuel bestieg sein zottiges Pferd, wandte sich im Sattel um und schrie: „Trekk!" Die lange Schwipp wirbelte klatschend über den Häuptern der langgehörnten Rinder, und ächzend begannen sich die Räder der schweren Wagen zu drehen. Damit begann der zweite Teil der Pad nach Bethanien.

Alle spürten von der ersten Stunde an den Unterschied, die Weißen, die Eingeborenen und am meisten die Zugochsen. Von der Bucht bis nach Aus war die Expedition in nächtlichen Eilmärschen rastlos dahingetrekkt, gehetzt von dem furchtbaren Gespenst des Dursttodes. Nun rollten die Wagen auf dem ebenen Boden der Hochfläche leicht dahin; nun wurde gemächlich am hellen Tage getrekkt, in den Stunden der Morgenfrühe und Abendkühle. Und nachts wurde ausgiebig gerastet, an guten Wasserstellen, denen es an köstlichem Wasser nicht mangelte. Auf dem Marsch durch die Wüste hatten die Ochsen nur karge Rationen mitgeführten Futters erhalten, jetzt weideten sie nach jedem Trekk frei auf grasreicher Fläche. Da der Großmann Samuel auf dieser Strecke sorgsam Haus hielt mit den Kräften der wertvollen Rinder seines Häuptlings, so dauerte es noch volle sieben Tage, bis die Expedition Bethanien erreichte.

Während dieser Tage wurde Adolf Lüderitz zum Afrikaner. Alle Unrast Europas fiel von ihm ab. Es gab kein Getriebensein mehr und kein Vorwärtsdrängen. Unmerklich kamen und gingen die Tage. Der Begriff der Zeit verlor seinen Sinn, alles Leben war nur noch Dasein im Raum.

Jeden Morgen erwachte der Kaufmann froh und leicht und ausgeruht bis ins Mark. Nach seiner Gewohnheit half er tätig beim Tränken der Ochsen, beim Aufpacken und beim Einspannen. Die Treiber liebten den großen Baas, der gar nicht hochmütig war, sondern viel auf holländisch mit ihnen sprach und scherzte. Sie lachten oft unmäßig über seine witzigen Bemerkungen, die sie oft tagelang wiederholten. Nie aber vergaßen sie den Respekt vor dem großen Herrn, dem sie unbedingt gehorchten. Franke und Prescher wußten nicht genug zu staunen, wie mühelos Lüderitz mit den Eingeborenen fertig wurde.

Sehr liebte es der Kaufmann, am taufrischen Morgen mit der Flinte über der Schulter den Ochsenwagen weit voraus auf Jagd zu gehen. Dann schritt er rüstig wie ein Jüngling dahin, blickte mit hellen Augen in den erwachenden Tag und genoß ehrfürchtigen Herzens die Weite der Landschaft, die Klarheit der Luft und die starke Farbigkeit von Himmel und Erde. Und selten kehrte er zu den Wagen zurück, ohne einen Springbock oder eine Trappe erlegt zu haben.

Während der Stunden des Trekkens, da die Sonne zu heiß brannte, saß Lüderitz gern auf der Vorkiste neben dem farbigen Treiber. In Hemdärmeln saß er da unter seinem weißen Tropenhut und schmauchte sein Pfeifchen und genoß mit allen Sinnen die geruhsame Fahrt über die Hochsteppe. Da war nichts, was ihn störte oder ärgerte, weder das ständige Geschrei der Treiber noch der Staub noch das Peitschenknallen. Das alles mußte so sein, gehörte zu Afrika, war ein wesentlicher Teil der Pad, wie das Rumpeln und Poltern, das Stoßen und Mahlen der ungefügen Wagen.

Es bereitete Adolf Lüderitz ein unaussprechliches Vergnügen, dem Trekken der Ochsen zuzuschauen und die Eingeborenen bei ihrem Tun zu beobachten. Er lernte, daß jeder der zwanzig Ochsen seinen festen Namen hatte, mit dem er immer wieder angerufen wurde. Die Treiber kannten natürlich alle Tiere genau nach ihren Gewohnheiten und Eigenschaften und führten lange Gespräche mit ihnen: „Kaptein! Trekk! Was soll der weiße Mann sagen, wenn du faul bist! Langhorn, Duitsmann, trekk! Was soll euer Herr zu Bethanien sagen, wenn ihr liegenbleibt und krepiert! Das wäre doch eine zu große Schande für euren Herrn! Bismarck, Schoenfeld, haltet nur jetzt noch aus! Die Wasser des Konkip warten auf euch, daß ihr davon sauft!"

So und ähnlich redeten die Treiber unentwegt auf die Zugochsen ein. An steilen oder beschwerlichen Wegstrecken steigerten sie ihre Rede zu schrillem, anfeuerndem Geschrei, das auf ebenem Boden wieder zu ruhig plätscherndem Gespräch herabsank. Einer der Treiber hatte von Lüderitz einen alten, verbeulten Zylinderhut als „Presente" erhalten. Zu der Weißen größtem Ergötzen setzte er diesen seltenen Kopfputz nun den ganzen Tag nicht mehr ab. Er trug ihn sogar abends am Lagerfeuer, und wenn er schlafen ging, hüllte er sich in seine Felldecke und behielt den Zylinder auf dem Kopf.

War Lüderitz des Wagens und seiner behaglichen Geschäftigkeit müde, so brauchte er nur den Blick ein wenig zu heben, und um ihn war nur noch Weite und Licht und Stille. Ewig gleich war die Landschaft mit ihren gelblichen und graubraunen Farbtönen, ewig gleich war das lichte Blau des hoch und weit über das Land gespannten Himmels, ewig gleich auch das unerbittlich harte Leuchten der Sonne. Flache Tafelbergränder geleiteten die Pad auf weite Strecken, spitze Kegelberge hoben sich in der Ferne als blaue Inseln aus elfenbeinfarbenen Ebenen heraus, vereinzelt tauchten erloschene Vulkane von riesenhafter Größe auf, die den ganzen Tag unbeweglich an gleicher Stelle verharrten

und erst am zweiten Tage langsam weiterrückten und schließlich ganz zurückblieben. Während der heißen Stunden des Tages, wenn die flimmernde Luft alle Konturen verwischte, hoben sich oft Sandhosen aus der Ebene. In ungeheuren Schläuchen von gelber Farbe wandelten sie majestätisch über die Hochfläche und sanken schließlich irgendwo in weiter, weiter Ferne in Nichts zusammen.

Hinter Kuibis wurde die Landschaft wieder ärmlicher. Spärlich stand das Gras in vereinzelten gelben Büscheln; zwischen Steingeröll wuchsen niedrige Dornbüsche, stachelig und kahl, die Steppe erhielt ein graues, staubiges Aussehen. Das Rivier eines Trockenflusses, den die Treiber den Konkip nannten, nahm den Ochsenzug auf. Scharf hatte der Fluß im Laufe von Jahrtausenden sein Bett in die Tafelfläche eingerissen. Felsblöcke und grobes Geröll bildeten Hindernisse für die Wagen, die nur mit viel Treiberlärm überwunden wurden.

Noch einmal hatte die Expedition hier am Schwarzrand Schwierigkeiten zu überwinden, die Erinnerungen an den ersten Wüstenmarsch weckten; noch einmal vergingen Tag und Nacht, dann weitete sich das Konkiptal. Eine stattliche Niederlassung tauchte auf, von grünen Bäumen und Gärten umgeben und von einem Kirchlein und hochgelegenem Missionshaus überkrönt: Bethanien. Das Ziel des langen Marsches war erreicht.

Im Hause des Missionars Bam wurde Adolf Lüderitz mit herzlicher Gastfreundschaft aufgenommen. Bam war ein prächtiger Mann, der neben seinem frommen Beruf vieles verstand. Er hatte Kirche und Steinhaus mit eigenen Händen erbaut, konnte tischlern und schlossern, war Arzt, Apotheker, Viehzüchter und Gärtner zugleich. Die überaus schwere Namasprache sprach er wie Wasser und war bei den Eingeborenen von Bethanien wegen seiner schlichten Menschlichkeit ungeheuer beliebt.

Missionar Bam eröffnete dem Kaufmann, daß die große Ratsversammlung vorläufig noch nicht stattfinden könnte, da

die meisten der geladenen Häuptlinge sich noch nicht eingefunden hätten. Als Grund gab er an, daß die Namas jetzt andere Sorgen hätten, da sie mitten in den Vorbereitungen zu einem großen Feldzug gegen die Hereros steckten.

Am 23. November fand dann endlich die Häuptlingsversammlung statt. Als die drei Weißen unter Führung des Missionars die Werft betraten, war schon eine Menge halbnackter Hottentotten versammelt, die sie schweigend erwartete. In der Mitte saß auf einem Stuhl Joseph Fredericks, der King von Bethanien, inmitten der Schar seiner Großmänner oder Richter. Er war ganz europäisch gekleidet und hatte zur Feier des Tages seine zwei Anzüge übereinandergezogen. Dazu hatte er trotz der enormen Hitze noch einen dicken Wollschal um den Hals gelegt und einen mächtigen Filzhut über den Schädel gestülpt.

Um ihn herum saßen im offenen Halbkreise die Häuptlinge der Nachbarstämme, der Orlams, der Tseibleute, der Berseba-hottentotten und der Roten Nation. Sie alle waren recht bunt und wunderlich gekleidet, trugen Leopardenfelle, leinene Hosen, Lederkittel, alte Gehröcke und grellfarbene Tücher, alles wahllos übereinandergezogen. Am meisten belustigte es Adolf Lüderitz, daß sie ihre bunten Hemden über allen anderen Kleidungsstücken trugen, damit sie auch ja von oben bis unten sichtbar waren.

Die deutschen Herren nahmen sofort auf bereitgestellten Stühlen den Häuptlingen gegenüber Platz und zündeten sich, ihrem Beispiel folgend, ihre Tabakspfeifen an. Dann winkte Lüderitz seinen farbigen Bambusen heran und ließ Joseph Fredericks seine Geschenke überreichen, einen quittengelben neuen Leinenanzug und ein blitzendes, silberbeschlagenes Gewehr, über das er hocherfreut war. An die anderen Chiefs und ihre Großleute wurde inzwischen reichlich Tabak und Kaffee als „Presente" ausgeteilt.

Nun erst folgte die feierliche Begrüßung. Sie begann damit, daß Joseph Fredericks zu dem Kaufmann sagte:

„Sei mir gegrüßt, du Rindvieh!"

Über diese freundliche Anrede war Lüderitz so überrascht, daß er nichts zu erwidern vermochte. Da wiederholte der Häuptling seinen Gruß: „Sei mir gegrüßt, du sehr großes Rindvieh!"

Nun hatte Lüderitz sich gefaßt und sagte: „Wenn du großer Häuptling mich schon mit einem Tier vergleichst, warum denn nicht mit einem Löwen?"

Erschrocken wehrte Joseph Fredericks ab. „Wie dürfte ich das, der Löwe ist doch ein sehr schädliches Tier, das Rind dagegen das nützlichste aller Tiere."

Nachdem das geklärt war, begrüßte auch Lüderitz den Häuptling als „gewaltiges Rindvieh" und hielt dann auf holländisch eine wunderschöne Rede, die er am Tage zuvor mit dem Missionar zusammen aufgesetzt hatte. Nachdem er so den Häuptlingen seine Wünsche vorgetragen und ein christlicher Lehrer, David Goliath, die Rede in die Namasprache übertragen hatte, ging ein allgemeines Geschnatter los, begleitet von aufgeregtem Gestikulieren. So lebhaft wurde die Versammlung, so bedrohlich klangen die wilden Ausrufe in den Schnalzlauten der Nama den Weißen in die Ohren, daß sie besorgt den Missionar anblickten. Der aber nickte mit beruhigendem Lächeln zurück, und in der Tat dauerte es nicht lange, da glätteten sich die Wogen der Erregung.

Nachdem Schweigen eingetreten war, teilte Joseph Fredericks Adolf Lüderitz durch seinen Dolmetscher mit, die Besprechung der Häuptlinge und Großmänner habe ergeben, daß noch niemals an Herrn Spence oder einen anderen Engländer Land an der Küste des Namalandes verkauft worden sei. Ferner teilte er mit, daß er gewillt sei, gemäß der mit Heinrich Vogelsang am 25. August getroffenen Abmachung, den ganzen Küstenstreifen von Angra Pequena bis hinunter zum Oranjefluß nebst zwanzig Meilen Inland an Adolf Lüderitz abzutreten.

Das war die entscheidende Erklärung, um derentwillen die ganze Expedition unternommen worden war.

Als am nächsten Tage dann die Erklärung und der Kaufvertrag feierlich unterschrieben wurde, erlebte Lüderitz noch eine besondere Überraschung. Joseph Fredericks besichtigte die hochbepackten Ochsenwagen der Expedition mit allen Herrlichkeiten und richtete darauf an den Kaufmann die dringende Bitte, doch in Bethanien auch einen „Store“, also einen ständigen Verkaufsladen der Firma, aufzumachen. Dazu schenkte er ihm gleich ein baufälliges Gebäude nebst sieben Morgen Ackerland und einer guten Quelle.

Lüderitz, durch diesen Glücksfall kühn gemacht, bat darauf den Häuptling, ihm für dieses Land doch gleich ein paar hundert Stück von seinem Vieh zu verkaufen. Joseph Fredericks willigte sofort erfreut ein, um Waffen und Munition für den Orlog gegen die Hereros zu erhalten, und gewährte dem Kaufmann für sein Vieh auch noch Weiderechte in dem gesunden Grasland von Aus.

Lüderitz war glücklich. Er hatte mit seiner Expedition alles erreicht, was zu erreichen war.

Kapitän zur See Aschenborn von S. M. S. „Nautilus"

Adolf Lüderitz und Kapitän Aschenborn schüttelten sich herzlich die Hände.

„Willkommen an Bord meines Schiffes, Herr Lüderitz!"

„Willkommen in Angra Pequena, Herr Kapitän! Es ist mir eine aufrichtige Freude und Genugtuung, in Ihnen den Kommandanten des ersten deutschen Kriegsschiffes zu begrüßen, das meinen Hafen anläuft."

Unwillkürlich blickten beide Männer bei diesen Worten zum Heck des Kanonenbootes. Dort flatterte die Kriegsflagge des jungen Deutschen Reiches stolz und strahlend im Winde.

Auf eine liebenswürdig einladende Handbewegung des Kommandanten hin begaben sich dann die beiden Herren nach Achtern, stiegen ein paar steile Stufen hinab und ließen sich dann in der schmucken kleinen Kapitänskajüte in bequemen Ledersesseln nieder.

„Ich hatte Sie eigentlich schon gestern erwartet", begann Kapitän Aschenborn das Gespräch, „denn Sie hatten sich doch für den Staatsbesuch schon in Ihren Bratenrock geworfen."

„Nanu, woher wissen Sie denn das?"

„Tja, das verdanke ich der klaren afrikanischen Luft", erwiderte der Kapitän mit schalkhaftem Lächeln. „Ich konnte nämlich durch mein gutes Marineglas genau beobachten, wie Sie sich recht sorgsam bordfein machten. Aber warum unterblieb denn eigentlich der Besuch wider Erwarten?"

„Daran ist der Schiffer meines Schoners ‚Meta' schuld. Der behauptete nämlich, Zivilpersonen dürften niemals ohne

vorherige Erlaubnis auf ein Kriegsschiff fahren. Da habe ich es nicht gewagt, zu kommen, bis ich vorhin Ihre Einladung erhielt."

„Was die Leute nicht alles reden!" lachte Aschenborn. „Und ich glaubte schon ... Aber nun sind Sie ja da. Und ich muß Ihnen gleich mein Kompliment über Ihre Erwerbung machen! Sie haben sich den besten Hafen der ganzen Westküste ausgesucht. Ich bewundere die Kühnheit, mit der Sie Ihr Werk begonnen haben. Lassen Sie uns jetzt anstoßen auf eine glückhafte Durchführung all Ihrer Pläne und Hoffnungen!"

Lüderitz strahlte. „Ich danke Ihnen, Herr Kapitän, Sie glauben ja gar nicht, wie wohl es tut, endlich einmal Worte der Anerkennung zu hören, nachdem ich immer und immer wieder Ablehnung, Spott, Achselzucken oder wohlgemeinte Warnungen habe hinunterschlucken müssen. Nun aber müssen Sie mir zunächst einmal verraten, was der Zweck Ihres Besuches hier in der Bucht ist, denn ich kann unmöglich annehmen, daß der Weg Sie zufällig in diese Gewässer führt."

„Ich komme natürlich im Auftrage der Kaiserlichen Regierung. Meine Segelorder befiehlt mir, auf dem Wege nach China den Hafen Angra Pequena anzulaufen, mich genau über die Verhältnisse in der Bucht zu informieren und darüber eingehenden Bericht an das Auswärtige Amt zu erstatten."

Lüderitz nickte. „Ich wußte wohl, daß Bismarck mich nicht vergessen würde. Da ich Ihren Auftrag ahnte, habe ich gleich die notwendigen Schriftstücke und Karten in dieser Mappe hier mitgebracht."

„Prachtvoll! Sie sind ein Mann, mit dem sich's arbeiten läßt, Herr Lüderitz! Dann darf ich Sie wohl bitten, unverzüglich mit Ihrem Bericht zu beginnen. Ich bin recht gespannt, zu hören, was Sie bisher unternommen und erlebt haben."

Adolf Lüderitz ließ sich das Glas frisch mit Wein füllen, zündete die angebotene Importe an, lehnte sich bequem in den Sessel zurück und begann zu erzählen.

Er berührte kurz die Vorgeschichte des Unternehmens, sprach von der Landerwerbung durch Heinrich Vogelsang und ging dann breiter auf die Schwierigkeiten ein, die er mit den Engländern Spence und Radford gehabt hatte.

„Ärger genug haben mir diese beiden Engländer bereitet. Als sie dann aber die Unverfrorenheit besaßen, auf meinem eigenen Grund und Boden den Union Jack aufzuziehen und mir gleichzeitig noch ein englisches Kriegsschiff auf den Hals schickten, da war das Maß voll. Ich rüstete eine Expedition aus und fuhr mit zwei Ochsenwagen nach Bethanien. Es mußte ein für allemal festgestellt werden, wer der Herr der Bucht ist: ich oder die Engländer!"

„Donnerwetter, Sie gehen aber hart ran an den Wind! Prosit, Herr Lüderitz, es lebe Ihr Unternehmungsgeist! Was war denn das Ergebnis Ihrer Expedition?"

„Eine klare und eindeutige schriftliche Erklärung des Häuptlings Joseph Fredericks, daß an Herrn Spence niemals Land verkauft sei, ihm vielmehr nur ein bestimmtes Gebiet zur Gewinnung von Erzen gegen Zahlung einer Pachtsumme überlassen sei. Ich habe mir das holländisch abgefaßte Abkommen vom Chief zeigen lassen. Da ist nirgends von ‚Verkoping', sondern nur von einer ‚Vergunning' die Rede. Sehen Sie selbst, hier sind die beiden Schriftstücke: die Erklärung des Häuptlings und die Abschrift des Abkommens mit Herrn Spence."

„Großartig! Ich gratuliere, Herr Lüderitz! Damit ist ja die Rechtmäßigkeit Ihrer Besitzansprüche eindeutig bewiesen. Nun bin ich aber äußerst gespannt auf Ihre Abenteuer im Lande der Hottentotten. Diese Wilden sind wohl recht gefährliche Kerle?"

Lüderitz lachte hell auf. „Wilde? Diese Wilden sind schon seit vierzig Jahren Christen. Ja, ja, Sie können mir es glauben! Vor ein paar Monaten hatte ich natürlich selber ähnliche Vorstellungen wie Sie von den Eingeborenen. Die haben sich aber während meines Zuges durch das Namaland gründlich gewan-

delt. Schon der Anblick von Bethanien hat mich überrascht. Ich hatte geglaubt, dort einfach einen größeren Hottentottenkraal vorzufinden. Statt dessen sehe ich eine ausgedehnte Ortschaft vor mir, mit richtigen weiß getünchten Häusern, grünen Gärten und einem schmucken Kirchlein in der Mitte."

„Was, Sie wollen doch nicht sagen, daß die Hottentotten dort in europäischen Steinhäusern wohnen?"

„Das natürlich nicht. Die Häuser gehören dem Missionar und seinen Gehilfen. Die Hottentotten dagegen wohnen in ihren Rundhütten auf der Werft. Aber welcher Unterschied gegen die elenden Pontoks der Farbigen hier an der Küste! Das muß man der Mission lassen, sie hat es verstanden, aus unstet herumweidenden Nomadenhorden ein zufriedenes, seßhaftes Volk zu machen."

„Und in welchem Gasthof haben Sie denn Quartier genommen zu Bethanien?"

„Im Hause des Missionars Bam. Ja, sein Heim ist wirklich ein Gasthof im besten Sinne. Jeder Weiße, der durch Bethanien kommt, wird dort in wahrhaft gastlicher Weise aufgenommen und mit dem Besten bewirtet, was Küche und Garten bieten. Diesen Garten müßten Sie sehen, den der Mann sich angelegt hat. Was wächst nicht alles darin: Salat, Blumenkohl, Spinat und Bohnen. Der Oleander steht in voller Blüte. Sie wandeln auf schattigen Kieswegen zwischen Buchsbaum und Kletterfeigen, zwischen Weinstöcken und Pfefferbäumen. Und mittags halten Sie im Liegestuhl Siesta unter Dattelpalmen."

„Was Sie nicht sagen! Und wie ist das Wunder dieses blühenden Gartens mitten in der Steppe dort möglich?"

„Allein durch die guten Quellen von Bethanien. Es sind die ergiebigsten Wasseradern weit und breit. Missionar Bam sagte mir, daß die Hottentotten den Platz seit alters Ui-gantes nennen, das heißt ‚Ort der unverschließbaren Quellen'. — Sie können sich kaum vorstellen, Herr Kapitän, wie ich nach all den Strapazen

der Wüste und Steppe den Missionsgarten genossen habe. Dazu hatte ich reichlich Zeit. Die Herren Hottentottenhäuptlinge ließen mich nämlich noch volle acht Tage warten, ehe sie sich zur anberaumten Ratsversammlung einfanden, obwohl ich sie lange vorher durch Briefe und Boten hatte zusammenbitten lassen. Das war für mich natürlich eine Enttäuschung."

„Kann ich mir denken. Und Sie energischer, tätiger Mann haben sich diese Schlamperei gefallen lassen? Ich hätte an Ihrer Stelle die Kerle erst mal ordentlich zusammengestaucht."

„Damit, Herr Kapitän, würden Sie bei den Hottentotten gar nichts erreichen. Ich habe in den vierzehn Tagen auf Pad gelernt, mich in Geduld zu fassen, und habe endlich auch begriffen, daß man in diesem Lande doch nur mit der berühmten afrikanischen Ruhe weiterkommt."

Darauf entwarf der Kaufmann dem Kapitän ein höchst lebendiges Bild von der großen Ratsversammlung.

„Vor allem hätten Sie erleben müssen", sagte er dabei, „welchen Eindruck meine schneidig vorgetragene holländische Rede auf die Häuptlinge machte. Hier in der Mappe ist sie."

„Ach, bester Herr Lüderitz, sehr freundlich gedacht, aber ich verstehe kein Wort holländisch. Erzählen Sie doch lieber erst zu Ende, dann sehen wir uns hinterher noch Ihre Dokumente an."

„Schön, wie Sie wünschen", fügte sich Lüderitz und berichtete weiter von dem Verlauf und den Erfolgen der Versammlung.

Als er geendet hatte, drückte ihm der Kapitän warm die Hand. „Donnerwetter, das ist ja ein großartiger Erfolg! Sie müssen eine ganz besonders glückliche Hand haben, daß Sie diesen Hottentottenkönig so rasch zum Freunde gewinnen konnten. Ich sehe schon, hier steht wirklich einmal der richtige Mann an richtiger Stelle. Ich werde nicht verfehlen, das in meinem Bericht nach Berlin gebührend hervorzuheben. Aber nun zeigen Sie doch mal Ihre Akten her. Unterlagen muß ich haben, sonst nützt Ihnen der schönste Bericht nichts."

„Recht gern! Hier sind die Verträge und Karten, und da ist auch meine holländische Rede. Es ist wirklich ein Meisterstück, ich werde sie Ihnen jetzt doch noch vorlesen."

Alles Abwehren Aschenborns half diesmal nichts, Lüderitz stellte sich in Positur und begann mit tönender Stimme vorzulesen, als hätte er wieder die große Versammlung der Hottentotten vor sich. Da Aschenborn wirklich von der schönen Rede, in der langatmig von ewiger Freundschaft zwischen den Verhandelnden gesprochen wurde, nichts verstand, so machte er sich inzwischen daran, die vorgelegten Urkunden zu studieren. Plötzlich stutzte er, beugte sich tiefer über den Tisch, griff dann in die Brusttasche, holte seinen Zirkel hervor und begann damit auf einer Landkarte eine Reihe von Messungen vorzunehmen.

Gerade als Adolf Lüderitz den schön verzierten Schlußsatz seiner Rede gegen die engen Wände der Kajüte schmetterte, richtete sich der Kommandant lebhaft auf, wartete gerade noch das letzte Wort ab und platzte dann heraus:

„Herr Lüderitz, die Karte Ihres Gebietes, die Sie mir da vorgelegt haben, ist leider falsch. Haben Sie die Einzeichnungen selber gemacht?"

„Jawohl, und zwar nach den besten und neuesten englischen Karten, die ich mir eigens aus London habe kommen lassen."

„Tut mir leid, trotzdem ist die Karte falsch."

„Herr Kapitän, ich bin höchlichst erstaunt über Ihre Behauptung und kann Ihnen nur aufs bestimmteste versichern, daß meine Unterlagen ganz einwandfrei waren."

„Das mag schon sein", erwiderte der Kommandant mit gut gespieltem Ernst, „Sie haben nur einen Fehler gemacht. Bei der Eintragung Ihres Gebiets haben Sie statt der im Vertrag festgesetzten zwanzig geographischen Meilen zwanzig englische Meilen in den Zirkel genommen*)."

*) Eine deutsche Meile = 7,4 km, eine englische Meile = 1,6 km.

Einen kurzen Augenblick starrte Lüderitz den Sprecher ungläubig an. Dann warf er die Arme hoch und rief:

„Herrgott, dann gehört mir ja das ganze Land bis Aus!"

Vor Freude wußte er sich kaum zu lassen. Er faßte den Kommandanten an den Schultern und tanzte mit ihm durch die Kajüte. Dann schlug er sich vor den Kopf. „Herrgott", rief er wiederum, „wie konnte ich das nur übersehen! Da habe ich wahrhaftig nur zweiunddreißig statt hundertachtundvierzig Kilometer gemessen!" So erfüllt war Adolf Lüderitz von der Entdeckung des Kommandanten, daß es ihn nun nicht länger an Bord des Kriegsschiffes hielt. Er mußte an Land und den Freunden und Mitarbeitern die erstaunliche Neuigkeit mitteilen.

Noch des andern Tages war Lüderitz in recht gehobener Stimmung infolge der Entdeckung des unerwarteten Umfangs seiner Landerwerbungen. Er hatte Kapitän Aschenborn auf die höchste Bergspitze an der Bucht geführt und sie seinem Gast zu Ehren feierlich auf den Namen Nautilusspitze getauft.

„Denken Sie", sagte Lüderitz und ließ den Blick weit über Land und Meer schweifen, „nun hat mein Kolonialbesitz schon die Ausdehnung eines Landes wie Bayern erreicht. Aber das ist nur der Anfang. Ich werde nicht eher rasten, bis mein Land so groß ist wie ganz Deutschland."

Kapitän Aschenborn blickte den Bremer Kaufmann gedankenvoll an, sah in seinen Augen den Widerglanz des Feuers, das in seiner Seele brannte, und antwortete:

„Was Sie da äußern, klingt fast vermessen und würde Sie bei unseren heimischen Durchschnittspolitikern in den Verdacht des Größenwahns bringen. Ich aber habe gestern Ihren Bericht gehört, habe heute Ihre aufblühende Handelsniederlassung besichtigt und habe in Ihnen selbst einen Mann von ungewöhnlicher Kraft des Willens kennengelernt. Daher darf ich sagen: ich weiß, Sie werden Ihr Ziel erreichen. Möge der Himmel Sie bei Ihrem weiteren Tun segnen!"

Nachdem die wehende Heckfahne des „Nautilus" hinter den ragenden Felsen von Diaz Point verschwunden war, lief das Leben auf der Faktorei für Lüderitz wieder seinen gewohnten Gang. All seine Zeit verwandte er darauf, die Handelsgeschäfte energisch in Schwung zu bringen. Die große Pad ins Innere hatte ihm enthüllt, wieviel volkreiche Stämme das Namaland barg. Es kam nun darauf an, diese Eingeborenen mit einem ständig und regelmäßig fließenden Strom von Waren zu versorgen. Dazu aber war es nötig, die Verbindungen nach dem Inland zu verbessern und laufend sicherzustellen.

Das erforderte eine Fülle von Vorarbeiten. Die beste und leichteste Pad nach Bethanien war festzulegen, die Wasserstellen in der Namib waren zu vertiefen; ein paar hundert Stück eingefahrener Ochsen waren in Aus und Bethanien aufzustellen; zuverlässige Frachtfahrer und Treiber mußten gewonnen und eingelernt werden. Mit solcher Schaffenslust ging Adolf Lüderitz an die Sicherung seines Handelsweges ins Innere, daß der Besuch des „Nautilus" rasch ins Dunkel der Vergessenheit sank.

Doch schon ballten sich wieder drohend dunkle Wolken zusammen. Nach wenigen Wochen friedlicher Arbeit wurde der Kaufmann durch einen Brief aus Kapstadt aus seiner Ruhe aufgeschreckt. Konsul Lippert meldete ihm, daß der Besuch des „Nautilus", wie befürchtet, die Engländer herausgefordert und in Harnisch gebracht hätte.

„Ich wurde", schrieb er, „vor einigen Tagen zum Gouverneur der Kapkolonie gerufen, der mir eröffnete, daß der Besuch eines deutschen Kriegsschiffes bei der Kapregierung größtes Befremden hervorgerufen habe. Er stellte dann an mich geradeswegs die Frage, ob der ‚Nautilus' den Auftrag habe, in Angra Pequena die deutsche Flagge zu hissen. Als ich beteuerte, daß davon keine Rede sein könne, gestand er mir, daß er auf Wunsch der Kapregierung schon nach London gekabelt habe, daß ein deutsches Kriegsschiff zur Flaggenhissung ausgelaufen sei . . . Ich fürchte,

daß sich bei dieser Sachlage für Ihre Gebietserwerbung ernsthafte Schwierigkeiten ergeben werden. Zweifellos werden die Engländer jetzt alles aufbieten, sich in letzter Stunde das ganze Land Südwest doch noch einzuverleiben. In dieser Vermutung werde ich bestärkt dadurch, daß der Gouverneur mir am Schluß der Unterredung eine Proklamation vom Jahre 1866 unter die Nase hielt, in welcher außer den Inseln auch die Bucht von Angra Pequena als englischer Besitz bezeichnet wird."

Diese Nachricht traf Lüderitz wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Er sah das ganze Gebäude seines jahrelangen Kämpfens und Wirkens wanken. Er überlegte. Wie war dieser neue Schlag Albions zu parieren? Es gab wieder nur eins: sofort handeln! Und ohne auf das Eintreffen des nächsten Dampfers zu warten, gab er seinem Schiffer Order, sofort den Schoner „Meta" seeklar zu machen, und segelte trotz schlechten Wetters nach Kapstadt.

Dort suchte er sogleich dringend um eine Unterredung beim Gouverneur nach. Wider Erwarten wurde er jedoch am 19. Februar 1884 nicht von diesem selbst, sondern nur von seinem Sekretär Bouwer empfangen.

Gleich zu Beginn der Unterredung ging Adolf Lüderitz ohne viele diplomatische Umschweife auf sein Ziel los. Er bat einfach um Auskunft über die Proklamation vom Jahre 1866. Der Engländer zeigte ihm das Dokument bereitwillig. Als daraufhin Lüderitz gereizt fragte: „Warum haben Sie mir das nicht schon bei der Unterredung vor fünf Monaten vorgelegt?", da erklärte Mr. Bouwer mit kühler Gelassenheit: „Die Proklamation habe ich erst nachträglich unter den Akten gefunden. Es tut mir leid", sagte er herablassend, „aber Sie werden sich damit abfinden müssen, daß die Bucht von Angra Pequena mitsamt den vorgelagerten Inseln britische Kronkolonie ist."

Zornig entgegnete Lüderitz darauf:

„Von wem hat England denn das Gebiet gekauft? Es ist

doch in der ganzen Proklamation von einem Kauf des Landes nichts gesagt!"

Darauf wußte Mr. Bouwer nach einigem Zögern nur zu erwidern: „Gekauft hat England das Land natürlich nicht. Das Gebiet war ja no man's land. Jede Macht konnte es also ohne weiteres annektieren."

Lüderitz war sprachlos über so viel Unverfrorenheit. „Und die Hottentotten?" fragte er, sich mühsam beherrschend. „Wissen Sie denn nicht, daß das ganze Namaland den Hottentotten gehört?"

Der Engländer blieb gänzlich ungerührt. „Hottentotten?" sagte er. „Die zählen natürlich nicht. Die betrachtet England lediglich als Wilde."

„Dann wissen Sie wohl gar nicht", entgegnete Lüderitz ingrimmig, „daß die Hottentotten seit mehr als vierzig Jahren Christen sind?"

Mr. Bouwer wußte, seine Verlegenheit verbergend, darauf nur zu erwidern: „Das ist einerlei, nach englischen Begriffen bleiben sie deshalb doch Wilde. Übrigens", fuhr er mit unnachahmlichem Hochmut fort, „wenn Sie sich als Deutscher in Angra Pequena niederlassen wollen, wird Ihnen England nichts in den Weg legen — vorausgesetzt, daß Sie sich ruhig verhalten und die englischen Gesetze achten."

Das war mehr, als Adolf Lüderitz sich bieten lassen konnte. Aufs tiefste in seinem Nationalgefühl verletzt, rief er aus: „Über diese Auffassung der Kapregierung werde ich persönlich in Berlin berichten. Dann wird sich ja herausstellen, ob England berechtigt ist, die Bucht, die ich rechtmäßig durch Kaufvertrag erworben habe, für sich in Anspruch zu nehmen. Mag England auch noch so reich an Kolonien sein, die ganze Welt gehört ihm deshalb doch nicht!"

Damit drehte sich Lüderitz auf dem Absatz herum, stürmte davon und packte im Hotel seine Koffer zur Heimreise nach

Deutschland. Jetzt hatte sich die Lage so weit zugespitzt, daß Bismarck eingreifen mußte.

Schon am 20. Februar segelte Lüderitz von Kapstadt ab, ohne die Rückkehr Heinrich Vogelsangs aus Deutschland abzuwarten. Während der langen Fahrt wurde er nicht einen Augenblick wankend in seinem festen Vertrauen zum Reichskanzler.

Bismarck kann helfen und wird helfen! war sein Leitwort Tag und Nacht.

Bismarck greift ein

Der Schnellzug Bremen—Berlin ratterte durch die Lüneburger Heide. Adolf Lüderitz saß am Fenster des Abteils und blickte in die vorbeigleitende Landschaft, die an diesem Aprilmorgen noch einförmig grau und winterlich kahl dalag. Es ging ihm durch den Sinn, daß er nun in sechs Stunden bequem eine Strecke durchfuhr, die in Afrika vierzehn Tage mühseligsten Trekkens erfordert hatte.

Wie weit doch Afrika schon hinter ihm lag! Eines heißen Sommertages waren die sonnumglänzten Konturen des Tafelberges in bläulichem Dunst versunken, und eines nebeligen Märzenmorgens waren die kupfergrünen Türme der Heimatstadt wieder aufgetaucht aus trüben, grauen Schleiern. Nach all der Weite, dem Licht und der Einsamkeit Afrikas hatte er doppelt stark die Enge, das Grau und die Geschäftigkeit der deutschen Heimat gespürt.

Tage der Ruhe hatte er sich nach der Ankunft nicht gegönnt. Vom starken Pulsschlag des tätigen Lebens der Hansestadt ergriffen, hatte er sogleich den Kampf um die Sicherung seiner afrikanischen Besitzungen tatkräftig wieder aufgenommen. Und nun saß er mit seiner Mappe voll Akten im Schnellzuge und fuhr nach Berlin, um beim Auswärtigen Amt seine Wünsche und Beschwerden persönlich vorzubringen.

Als der Zug in den Lehrter Bahnhof eingefahren war, begab sich Adolf Lüderitz sofort in die Wilhelmstraße. Dort empfing ihn der neue Leiter der handelspolitischen Abteilung, Herr von Kusserow, mit sichtlicher Zuvorkommenheit und Wärme.

„Alles, was in meiner Macht steht, verehrter Herr Lüderitz,

wird geschehen, um Ihre gerechten Ansprüche zu unterstützen. Ihre große Eingabe vom 21. März habe ich an den Fürsten Bismarck weitergeleitet. Seine Durchlaucht nimmt lebhaften Anteil an Ihrem Werk und wünscht, Sie zu einer Besprechung zu empfangen. Bitte, halten Sie sich morgen um die Mittagszeit zur Audienz bereit."

Ein Leuchten trat in die Augen des Kaufmanns. Audienz bei Bismarck! Dann war alles gut.

Am 19. April stand Lüderitz zum erstenmal vor dem glühend verehrten Gründer des Reiches. Der Fürst begrüßte ihn in liebenswürdiger Form, während Tyras, die mächtige deutsche Dogge, hochaufgerichtet daneben stand und den Besucher mit mißtrauischer Wachsamkeit anblickte.

„Was hat Sie denn eigentlich veranlaßt", eröffnete Bismarck die Besprechung, „ein Handelsunternehmen in Südwestafrika zu begründen?"

„Durchlaucht, das war Ihr Tabakmonopol", erwiderte Lüderitz schlagfertig. „Als seine Einführung drohte, mußte ich mich als Geschäftsmann nach anderen Möglichkeiten umsehen."

Der Kanzler schmunzelte. „Dann habe ich also den ersten Anstoß zu ihren Erwerbungen gegeben. Und zum Dank haben Sie dann auch noch mitgeholfen, mir mein Tabakmonopol zu Fall zu bringen."

Als Bismarck darauf den Kaufmann bat, ihm seine Wünsche vorzutragen, griff Lüderitz mit der Rechten in die innere Brusttasche seines Gehrocks, um seine Aufzeichnungen hervorzuholen. Da sprang mit einem Satz die Dogge Tyras auf ihn zu und packte seinen Arm unter bedrohlichem Knurren.

„Was will denn der Hund?" rief Lüderitz mehr überrascht als erschrocken.

„Er denkt, Sie wollen mich erschießen", erwiderte der Fürst.

„Das muß aber ein dummerhaftiger Köter sein", sagte

Lüderitz mit verächtlichem Seitenblick auf die Dogge, die seine Gefühle für Bismarck so gründlich verkannte. Dann glättete er ruhig seine Papiere und begann seinen Vortrag.

In wohlüberlegter Rede sprach Lüderitz von der Gründung der Faktorei, von den weiteren Landerwerbungen und seinen eigenen Erlebnissen im Namalande. Dann legte er die gewaltigen Schwierigkeiten dar, die sich ihm von allen Seiten in den Weg gestellt hatten, und hob besonders die unaufhörlichen Schikanen der Engländer hervor, die sein Werk gefährdeten. Wirkungsvoll flocht er ein, er habe soeben ein Kabel von seinem Agenten aus Kapstadt erhalten, das ihm erneute schwere Verwicklungen meldete, und rief zum Schluß mit erhobener Stimme aus: „Ehe nicht offiziell in London und Kapstadt bekannt wird, daß mein afrikanischer Besitz unter dem Schutz des Reiches steht, werden die Schikanen durch die Engländer kein Ende nehmen!"

Auf den Kanzler machte die zielbewußte, feurige Art des Bremer Kaufmanns starken Eindruck. Impulsiv ergriff er dessen beide Hände, drückte sie herzhaft und erklärte ihm mit großem Nachdruck: „Jetzt wollen wir handeln! Der Schutz des Reiches soll Ihnen werden, sofort und in vollem Umfange."

Als Bismarck dann weiter die Frage stellte: „Wie denken Sie sich denn praktisch die Durchführung dieses Schutzes?", da antwortete Lüderitz: „Ich verstehe darunter in erster Linie das häufige Erscheinen eines deutschen Kriegsschiffes. Sodann würde es von großem Werte für mein Unternehmen und das Ansehen des Deutschtums in Südwestafrika sein, wenn mein vielfach bewährter Vertreter in Angra Pequena, Herr Heinrich Vogelsang, zum Konsul für das gesamte Schutzgebiet ernannt würde."

Bismarck dachte einen Augenblick nach, dann antwortete er mit Bedacht: „Man muß der englischen Bulldogge gelegentlich die Peitsche zeigen; sie knurrt wohl, aber sie beißt nicht. Ich werde die Admiralität anweisen, baldmöglichst ein Kriegsschiff

nach Angra Pequena zu entsenden, um den Engländern recht deutlich unser Interesse an Ihrer Unternehmung zu bekunden. Überdies kann ich Ihnen nach Rücksprache mit Herrn von Kusserow in Aussicht stellen, daß der Generalkonsul für Westafrika, Doktor Nachtigal, in nächster Zeit Ihre Besitzung besuchen wird."

Im Verlauf der weiteren Besprechung über die Form der Verwaltung des Schutzgebietes bat Lüderitz dringend darum, daß ihm die volle Zollhoheit auch dritten Mächten gegenüber gewährt würde. Bismarck sicherte das gern zu und empfahl dem Kaufmann, in einer Eingabe um die Gewährung eines kaiserlichen Schutzbriefes nachzusuchen.

„Es muß noch geklärt werden", sagte der Kanzler scherzend, „wer denn eigentlich der Souverän des erworbenen Gebietes werden soll, Lüderitz I. oder der Deutsche Kaiser oder der König von Bethanien. — Wenn Sie von S. M. das Schutzland gewissermaßen zu Lehen erhalten, werden Sie etwa die gleichen Rechte bekommen, wie sie die englischen Handelskompanien in Indien im vergangenen Jahrhundert besessen haben."

Hier machte der Reichskanzler eine Pause, sah Lüderitz bedeutsam an und fuhr dann langsam fort: „Als Gegenleistung erwartet das Auswärtige Amt, daß Sie Ihre Erwerbungen über den 26. Grad südlicher Breite nach Norden ausdehnen bis zur portugiesischen Grenze."

Als Lüderitz das hörte, wurde er fast von einem Schwindel ergriffen. Er glaubte zu träumen. Bis zur portugiesischen Grenze? Das bedeutete Vergrößerung seines Besitzes auf das Doppelte. Das bedeutete den Erwerb eines Küstenstreifens, der vom Oranje zum Kunene reichte, eines Streifens also von der Länge des Deutschen Reiches zwischen Emden und Memel gemessen.

Welch eine Wendung! Noch vor Jahresfrist hatte das Auswärtige Amt sich kühl und abwägend, ja ablehnend, seinen vorwärtsstürmenden Plänen gegenüber verhalten. Jetzt forderte das gleiche Auswärtige Amt ihn auf, seine kolonialen Er-

werbungen auf das Doppelte zu vergrößern. Fürwahr, viel hatte sich gewandelt in den Monaten seines Afrikaaufenthalts. Deutschland war reif geworden für die koloniale Idee!

Ergriffen im tiefsten Herzen, versprach Lüderitz, sofort entsprechende Anweisung an Heinrich Vogelsang in Angra Pequena zu geben.

„Aber", fügte er hinzu, „verzeihen mir Durchlaucht eine offene Frage: Wenn das Schutzgebiet vom Oranje zum Kunene reicht, ist es dann nicht richtiger, daß ein so gewaltiges Gebiet vom Reiche unmittelbar als Kolonie übernommen wird?"

„Direkte Kolonien können wir nicht verwalten", antwortete der Staatslenker zurückhaltend, „wir können nur Handelsunternehmungen in Afrika unterstützen. Kolonialverwaltung durch das Reich wäre nur eine Vergrößerung des parlamentarischen Exerzierplatzes. Noch muß die Verantwortung dem Unternehmungsgeist einzelner Männer überlassen bleiben, bis das junge Reich stark genug ist, auch diese Last auf seine Schultern zu nehmen. Ich hoffe, dieser Zeitpunkt ist nicht fern."

Da Bismarck sich bei diesen Worten erhoben hatte, machte Lüderitz, der die Audienz für beendet hielt, Miene, sich zu verabschieden. Doch der Fürst bat ihn mit freundlichen Worten ins Nebenzimmer zu einem Imbiß, da er vor lauter Arbeit bisher noch nicht zu seinem Frühstück gekommen wäre. Bei einer Flasche Spatenbräu wurde die Besprechung im leichten Plauderton fortgesetzt. Während Bismarck mit gutem Hunger speiste, erzählte der Gast von seinen afrikanischen Erlebnissen. Er schilderte Land und Leute von Südwest in höchst lebendiger Darstellung und wußte von dem grotesk-feierlichen Gebaren der Hottentotten zu Bethanien mit soviel feinem Humor zu berichten, daß der Kanzler oft herzlich auflachte.

Nachdem Lüderitz dem Fürsten packende Bilder von der Verwegenheit, der Schlauheit und dem Jagdeifer der mannlichen Hottentotten vor Augen gestellt hatte, fragte Bismarck scherzend

auch nach den Weibern dieser Farbigen und wollte wissen, welches denn der Hauptunterschied zwischen deutschen Frauen und Hottentottenfrauen wäre.

Da trat in die Augen des Kaufmanns der Schalk: „Durchlaucht", antwortete er scheinbar ganz ernst, „das ist ganz einfach. Wenn eine deutsche Frau sich in die Hocke setzt, kann man unter ihr durchsehen, wenn aber eine Namafrau sich niederhockt, kann man das nicht."

Der Fürst stutzte ob dieser Antwort, als aber Lüderitz seine Worte mit ausladender Handbewegung plastisch untermalte und damit auf den berühmten Fettsteiß der Hottentottenfrauen anspielte, da verstand er plötzlich und fing herzlich an zu lachen.

Dann erkundigte sich Bismarck nach der Sprache der Hottentotten.

„Ist es wirklich so, daß die Namasprache fast nur aus Schnalzlauten besteht, die für uns unnachahmlich sind?"

„Gewiß ist das Nama eine der schwierigsten Sprachen der Welt, aber mit den Schnalzlauten ist es gar nicht so schlimm, die kennen wir ja im Deutschen auch."

Fragend blickte der Kanzler auf.

„Der Beweis ist leicht erbracht. Wenn bei uns der Kutscher seine Pferde antreibt, dann geschieht das mit einem Laut, der dem ersten der vier Hottentottenschnalze genau entspricht. Und wenn wir mit der Zungenspitze an den Vorderzähnen unseren Laut des Bedauerns hervorbringen, so ist das der zweite Schnalz. Einen weiteren Schnalz haben wir, wenn wir mit der Zunge das Aufkorken einer Flasche nachmachen, und der vierte Schnalz ähnelt dem Geräusch, das der Weinkenner hören läßt, wenn er mit der Zunge genießerisch den ersten Schluck aus seinem Glase probiert."

„Sieh einmal an", schmunzelte der Fürst belustigt, „dann beherrsche ich ja auch die Grundelemente des Hottentottischen. Wer hätte das gedacht." —

Ehe Lüderitz aus der Reichskanzlei schied, nahm das Gespräch noch einmal eine ernstere Wendung. Auf des Kanzlers Frage gab er freimütig zu, daß sein Land allerdings einen unwirtlichen und armseligen Eindruck mache.

„Es ist kein Tropenparadies, es ist ein hartes Land. Seine Besiedlung erfordert ganze Männer. Es ist kein Schlaraffenland, es ist ein Land für arbeitsame Menschen. Seine Kargheit weckt und stählt die Kräfte. In seiner Armut ruht sein Segen."

Und noch einmal brach in Lüderitz all seine Liebe für das Land durch, als er voll Wärme ausrief: „Schön ist mein Gebiet nicht anzusehen, und Bäume und Gras findet man selten. Aber die in den Bergen und unter dem Sande schlummernden Schätze werden es, so Gott will, mit der Zeit zu einem Gebiet machen, auf welches sein schönes deutsches Mutterland mit Stolz blicken kann!"

„Das walte Gott", beendete Bismarck die Audienz . . .

Am 21. April schon hielt der Reichskanzler Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser Vortrag über die Niederlassung des Bremer Kaufmanns Lüderitz. Auf seinen Antrag genehmigte der Monarch grundsätzlich den Schutz durch das Reich.

Am 22. April machte Lüderitz auf Ersuchen des Auswärtigen Amtes eine Eingabe direkt an den Kaiser, in der er offiziell um den Schutz des Reiches ersuchte und zugleich eingehende Vorschläge für die Organisation des neuen Schutzgebietes machte.

Am 23. April sandte Lüderitz ein Schreiben an Heinrich Vogelsang, in welchem er ihm den Auftrag erteilte, den ganzen Küstenstrich vom 26. Grad südlicher Breite bis zum Kunene nebst zwanzig geographischen Meilen Inland zu kaufen, ehe die Engländer ihm zuvorkämen.

Am 24. April ging, von Bismarck selber verfaßt, das weltgeschichtliche Zifferntelegramm nach Kapstadt, das Deutschland offiziell in die Reihe der Kolonialvölker hineinstellte. Es lautete:

Herrn

W. A. Lippert, Deutscher Konsul

Kapstadt

Berlin, den 24. April 1884.

Nach Mitteilung des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen nördlich vom Oranje-Fluß auf Deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutz des Reiches stehen.

gez. von Bismarck.

Seitdem gilt der 24. April 1884 als die Geburtsstunde des Deutschen Kolonialreiches.

„Stolz weht die Flagge Schwarz-Weiß-Rot!“

Adolf Lüderitz und Heinrich Vogelsang hatten sich in Europa nicht getroffen. In nächtlicher Stunde waren ihre Schiffe auf hoher See einander begegnet. Es konnte nicht einmal ein Gruß ausgetauscht werden. So ahnte Vogelsang nichts von den wichtigen Vorgängen in Berlin, als er den Fuß wieder auf den Boden Südwestafrikas setzte. Tatenlustig machte er sich sogleich an den weiteren Ausbau der Handelsniederlassung und steckte alle mit dem Schwung seiner Jugend an.

Aus Deutschland brachte er Waffen und Waren für die Eingeborenen in ganzen Stapeln mit. Nun wurde der Handel mit den Hottentotten großzügig ausgestaltet. Die Pad nach Bethanien, von nun an kurz Baiweg genannt, glich immer mehr einer richtigen Handelsstraße. In Aus wurde ein Steinhaus für die Firma gebaut und ein ständiges Warenlager eingerichtet. Der Store in Bethanien wurde erweitert und mit Waren gefüllt. Der Handel mit den Eingeborenen dehnte sich weiter aus bis nach Berseba und Keetmanshoop. Tabak, Stoffe und Branntwein, und vor allem Waffen, waren die lebhaft begehrten Handelsartikel.

Der 24. April, der Tag des Bismarck-Telegramms, ging unbeachtet über Angra Pequena dahin, und auch die nächsten Wochen ließen nichts von seiner weltgeschichtlichen Bedeutung ahnen.

Von den Engländern der Bucht hatte sich zwar Mr. Radford in der letzten Zeit ganz umgänglich gezeigt; er war eines Tages sogar auf der Faktorei erschienen, hatte mißtrauisch alles betrachtet und — wider Willen bewundert, was diese Deutschen geschaffen hatten.

Um so unversöhnlicher waren gerade in diesen Aprilwochen Mr. Spence und seine Leute. Das erwies besonders kraß der folgende Vorfall: Ein Kutter, der von Kapstadt her die Vogelsangleute mit frischem Süßwasser versorgen sollte, war in einem heftigen und langandauernden Südweststurm auf der Höhe von Oranjemund gescheitert. Auf der Faktorei wurde das Wasser bedrohlich knapp. Auf Vogelsangs Hilferuf hin wandten die Agenten der Firma in Kapstadt sich unverzüglich an Spence & Co. mit dem dringenden Ersuchen, mit dem Schoner „Seabird" ein paar Fässer Wasser für die Faktorei mitzunehmen. Spence lehnte das schroff ab und ließ den „Seabird" noch in der gleichen Nacht absegeln, nur mit Proviant für seine eigenen Leute beladen.

Die Deutschen in Angra, die inzwischen den Rest fauliger Brühe in ihren Wassertanks sorgfältig rationiert hatten, atmeten auf, als sie den „Seabird" um die Diaz-Spitze herum in den Hafen einbiegen sahen. Die Enttäuschung war dann um so größer, als der Schiffer achselzuckend erklärte, er habe lediglich Waren für Spence & Co. an Bord. Vogelsang wollte es gar nicht glauben; er schrie den Schiffer fassungslos an: „Das ist doch nicht möglich! Man kann uns doch hier nicht verdursten lassen!" Als er dann durch ein überliefertes Schreiben der Kapstädter Agenten den Tatbestand erfuhr, wurde er ganz blaß vor Empörung und rief vor allen am Steg versammelten Engländern laut: „Das ist eine Gemeinheit, wie sie nur selten im Leben vorkommt!" Dann bat er, so hart es ihn ankam, im Bewußtsein seiner Verantwortung, den englischen Käpten, ihm doch von seinen eigenen Bordvorräten etwas Wasser abzulassen. Doch sogar das wurde ihm verweigert, mit der Begründung, es sei zwar reichlich Wasser für die Rückfahrt vorhanden, aber eine tüchtige Notration sei unerläßlich bei den großen Fährlichkeiten der Seefahrt in diesen Breiten. Der Einwand war unwiderleglich.

Vogelsang, das Herz von schwerer Sorge erfüllt, verbrachte eine schlaflose Nacht. Hätte er nur geahnt, daß beim Konsul Lippert in Kapstadt schon das Bismarck-Telegramm vorlag, das ein nahes Ende all dieser unerhörten Schikanen verhieß! ... Ruhelos erwog er alle Möglichkeiten. Nur ein Ausweg schien übrigzubleiben: er mußte die Faktorei verlassen und sich mit allen Mitarbeitern auf dem „Seabird" nach Kapstadt einschiffen. Aber — würde das nicht das Ende der Niederlassung, das Ende aller Mühen und aller stolzen Hoffnungen sein?

Das Schicksal hatte es anders bestimmt. In der Nacht noch schlug der Wind von Südwesten nach Norden um. Als der Morgen anbrach, fegten schwere, nässende Seenebel niedrig über die Bucht hin. Am Nachmittage wandelte sich der fein sprühende Nebelregen in einen tropischen Wolkenbruch, der wohl eine Stunde lang unter Blitz und Donner mit heftigem Rauschen herniederprasselte. Als dann der unerwartet wiederkehrende Südwestwind die Wolken rasch vertrieb und auflöste, da waren alle Wasserbehälter der Faktorei mit köstlichem frischem Regenwasser gefüllt. Die Vorsehung hatte es gut gemeint mit den tapferen Männern vom Fort Vogelsang.

Jahre nach diesem Vorfall äußerte Vogelsang: „Ich mag heute noch nicht daran denken, was ohne diesen Regen aus uns geworden wäre."

Zu Anfang Juni erst erhielt Vogelsang Kunde von dem schicksalvollen Bismarck-Telegramm. Es kamen Briefe aus Berlin und Bremen, die Jubel in der ganzen Niederlassung auslösten: Bismarck hatte eingegriffen, das ganze Lüderitzland sollte unter Reichsschutz kommen, zwei deutsche Kriegsschiffe waren unterwegs nach Südwest, Doktor Nachtigal sollte von Kamerun kommen und Schutzverträge für das Reich abschließen! Fürwahr, gute Nachricht in Fülle!

Mit nicht geringem Erstaunen las Vogelsang dann, daß Adolf Lüderitz die Absicht habe, zu seinem bisherigen Besitz das

ganze Küstenland bis zur portugiesischen Grenze zu kaufen. Die Kühnheit und Größe dieses Vorhabens fand sogleich Widerhall in seinem wagemutigen Herzen. Das war eine Aufgabe so recht nach seinem Sinn. Der Auftrag bedeutete, daß die Firma Lüderitz auch das Hinterland rings um die englische Walfischbai erwerben würde. Vogelsang rieb sich die Hände. Dann konnte man die Engländer tüchtig mit Durchfuhrzöllen zwiebeln! So rächte sich also das gemeine Benehmen an den Briten schneller als gedacht! . . . Als Kaufmann aber war Vogelsang nüchtern genug, sich auch über die Schattenseiten weiterer Landeserwerbungen Rechenschaft zu geben. Würde die Firma Lüderitz überhaupt imstande sein, ein so ungeheures Gebiet, das vom Oranje zum Kunene reichte, zu erschließen und nutzbringend zu verwalten? Hatte nicht Adolf Lüderitz in rasch aufglühender Begeisterung wieder einmal die kaufmännische Seite völlig vergessen? War es nicht seine Pflicht, den Chef auf geradem Wege zu warnen?

„Entschuldigen Sie die offene Frage“, schrieb er postwendend nach Bremen zurück — „wenn es mir gelingen sollte, den Kauf zu bewerkstelligen, würden Sie dann auch imstande sein, dieses unermeßliche Gebiet auszubeuten und zu bewachen? Das Kapital, das da hineingesteckt werden müßte, wird kein geringes sein.“

Je mehr Vogelsang über den Landkauf im Norden nachdachte, um so größer erschienen ihm die Schwierigkeiten. Er wußte, der größte Teil jenes Gebietes gehörte den rinderreichen, kriegerischen Hereros. Die Häuptlinge dieser Hereros aber hatten einen grimmen Haß auf Vogelsang; denn es war ihnen längst bekannt, daß dieser Weiße den Hottentotten, ihren alten Widersachern, freigebig Gewehre und Pulver und Blei verkaufte. Sie hatten ihm daher angedroht, ihn erschießen zu lassen, sobald er es wagen würde, die Grenzen des Hererolandes zu überschreiten.

Vogelsang kannte keine Angst. Er verlachte ihre Drohungen. Wenn der Chef es wünschte, würde er unter allen Umständen den Kauf versuchen. Bei so ausgesprochen feindlicher Gesinnung der Häuptlinge würde es allerdings verdammt schwierig sein, Kaufverträge abzuschließen. Und viel Zeit würde es kosten, unter acht Monaten war eine so ausgedehnte Expedition gar nicht durchzuführen.

Es war übrigens noch sehr die Frage, ob gegenwärtig überhaupt ein Zug zum Norden möglich war. Gerüchte von heftigen kriegerischen Zusammenstößen zwischen Hereros und Namas drangen immer wieder bis zur Bucht. Vogelsang scheute zwar keine Mühe, sich ein zuverlässiges Bild über die Hereros, ihr Land und ihre Stammesfehden zu verschaffen; doch was er erfuhr, war wenig und ungewiß.

Von den Weißen nicht gewußt aber hatte sich der Ablauf des Geschehens im Hererolande in folgender Weise vollzogen:

Seit vielen Jahren schon hatten sich die Hereros mit ihren großen Rinderherden seßhaft gemacht in den reichen Weidegebieten des Nordens, bei Omaruru und Okahandja, bei Otjimbingue und am oberen Swakop. Da drangen von Süden her in einem Jahre der Dürre Namastämme über den Oranje vor. Begleitet von ihrem Missionar Schmelen, schlugen sie ihre Hütten zunächst bei den „unverschließbaren Quellen“ auf und gründeten dort den Platz, der später Bethanien genannt wurde.

Nachdem diese Pforte sich erschlossen hatte, flutete ein ständiger Strom von Namastämmen aus dem Kapland nach Norden. Nomadisierend zogen sie mit ihren Schaf- und Ziegenherden hin und her und setzten sich schließlich an den Quellen und guten Weidegründen bei Keetmanshoop und Berseba fest und zuletzt auch bei Gibeon.

Dort, im Felde nördlich Gibeon, kam es dann zu den ersten Zusammenstößen zwischen den dunkelhäutigen Hereros und den gelblichen Namas. Die Hereros waren tapfer und stolz und

hochfahrend und waren reich an Rindern. Ständig wuchsen und mehrten sich ihre Herden, dehnten sich ihre Weiden ... In Jahren der Dürre aber zogen zahlreiche Hererohirten südwärts und weideten ihre Rinder im Felde von Rehoboth und Gibeon. Dort stießen sie auf die Namas, die sie äußerst ungern kommen sahen.

Die Namas waren arm an Vieh, doch schlau, gewandt und verschlagen. Sie überfielen die Hererohirten und nahmen ihnen ihre Rinder zu Tausenden ab. Zwar setzten sich die Überfallenen immer tapfer zur Wehr, aber es nützte ihnen nichts. Denn sie waren nur mit Assegai und Kirri bewaffnet; die Namas aber hatten Gewehre und wußten sie zu gebrauchen. So konnte es nicht ausbleiben, daß am Ende die Flinte über die Knopfkeule siegte.

Unter Jan Jonker Afrikaner richteten die Namas dann in ganz Südwest eine tyrannische Willkürherrschaft auf. Jetzt besaßen sie die reichen Rinderherden, und die Hereros waren arm.

Den zu rasch erworbenen Reichtum vertrugen aber die Namas nicht. Sie entarteten durch Raub und Diebstahl und Mord, sie ruinierten sich durch Branntweintrinken und Daggarauchen; sie verkauften den Händlern ihren letzten Ochsen, ihr letztes Schaf, um diesen verderblichen Leidenschaften frönen zu können.

Die Hereros erhielten inzwischen durch den Händler Andersson Gewehre und lernten rasch, damit umzugehen. Nun rafften sie sich endlich gegen ihre Bedrücker auf. Nach langwierigem Kampf erlangten sie ihre Freiheit wieder in zwei blutigen Kriegen, die sie den „Krieg des apfelgrauen Ochsen“ und den „Skorpionenfeldzug“ nannten. Der Friede, der dann im Jahre 1870 unter Vermittlung deutscher Missionare geschlossen wurde, dauerte ein volles Jahrzehnt, denn die Hereros waren kriegsmüde und die Namas erschöpft.

Am Ende des Friedensjahrzehntes erschienen erneut schwarze Kriegswolken. Lange standen sie drohend am Himmel; alle,

Hereros und Namas, sowie auch die wenigen Weißen verspürten die lastende Gewitterschwüle. Da zuckte im Grenzgebiet von Gurumanas der erste Blitzstrahl hernieder. Dort hüteten Mahareros Hirten unter Karuvingo, der „Roten Ameise", die fünfzehnhundert heiligen Ahnenochsen ... Nun befand sich aber in Gurumanas auch eine Namawerft, unter dem Häuptling Nuranub, der „Schwarzen Wolke".

Rücksichtslos ließ „Rote Ameise" die Weide der Namas abweiden, rücksichtslos ließ er Mahareros Rinder an den Brunnen tränken, die Namahände gegraben hatten, als ob es weit und breit keine Namas gäbe.

Da gab es eines Tages Streit zwischen den Hirten beider Völker, aus dem sich rasch ein heftiger Kampf entwickelte. Im Kampfe fielen sowohl „Rote Ameise" wie auch „Schwarze Wolke". Die Namas blieben siegreich, erschlugen alle Hererohirten und trieben Mahareros Herde von fünfzehnhundert heiligen Ahnenochsen ab.

Als Maharero in Okahandja von dieser Freveltat vernahm, beschloß er, sie umgehend zu rächen. Noch in der gleichen Nacht ließ er alle Namas am Ort erschlagen. Dann gingen Eilboten durch das ganze Hereroland mit dem Befehl, alle Namas innerhalb der Landesgrenzen umzubringen.

Darauf entbrannte der Krieg in ganz Südwest. Eilboten riefen im ganzen Namalande die Männer zu den Waffen; aus allen Stämmen strömten sie zusammen. Mit wechselndem Kriegsglück wurde drei Jahre lang gekämpft, bis dann, gerade zu der Zeit, als Adolf Lüderitz zum erstenmal den Boden Afrikas betrat, dem großen Oberhäuptling Maharero ein ebenso großer Widersacher erstand in der Person Hendrik Witboois. Der hielt sich von Gott dazu berufen, sein Volk zu retten und wieder groß zu machen. Er sammelte alle Namastämme um sich und übernahm die Oberleitung des Krieges gegen die Hereros.

Hendrik Witbooi lieferte Maharero die erste blutige Schlacht

im Juni 1884, gerade in jenen Tagen, als Heinrich Vogelsang aus Bremen den Auftrag erhielt, nach dem Norden zu reisen und das Land bis zum Kunene für die Firma F. A. E. Lüderitz zu erwerben ... Wie wenig wußten doch die Weißen in Angra Pequena von all diesen Vorgängen! Nur Gerüchte drangen an ihre Ohren. Sicher schien nur, daß der Höhepunkt der kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Namas und Hereros noch nicht erreicht war.

So mußte sich denn Heinrich Vogelsang damit abfinden, daß es des Krieges und der Unsicherheit wegen unmöglich war, ins Land der Hereros zu kommen. Der gewünschte Landerwerb im Norden mußte auf gelegenere Zeit verschoben werden.

Es war gut, daß Vogelsang zu diesem Entschluß kam, denn seine Anwesenheit in Angra war in den kommenden Wochen sehr vonnöten ...

Mitte Juli schon erschien als erstes der angekündigten Kriegsschiffe die Fregatte „Leipzig" unter Kapitän zur See Herbig in der Bucht. Die Fregatte hatte von der Admiralität den Auftrag, die feierliche Flaggenhissung vorzubereiten. Dazu war reichlich Zeit, denn es dauerte noch volle drei Wochen, bis von Norden her das zweite Kriegsschiff, die Korvette „Elisabeth", in den Hafen einlief. An Bord befand sich auch August Lüderitz, der Bruder des Kaufmanns, mit einem Stabe von Gelehrten, die das Land erforschen und weitere Kaufverträge mit den Eingeborenen abschließen sollten.

Angra Pequena bot in diesen Tagen ein ungewöhnliches Bild. Der innere Hafen war belebt mit großen und kleinen Fahrzeugen. An Land war ein Gewimmel von Menschen, wie es die Bucht bisher noch nie gesehen. Die Matrosen machten in Scharen Landausflüge, erkletterten den Nautilusberg, wanderten durch den Dünengürtel, blickten vergeblich nach wilden Negern und Löwen und Palmen aus und schimpften weidlich über das „Sandloch", in dem für Seeleute so gar nichts los war.

Die Offiziere und Forscher wurden indessen auf der Niederlassung gastlich aufgenommen. Vogelsang ließ es nach Weisung seines Chefs an nichts fehlen. Das Beste, was Küche und Keller boten, wurde aufgetischt, manch fröhlicher Umtrunk wurde getan, manche wilde „story" wurde erzählt bei nächtlichem Gelage.

Dann kam der 7. August, der große Tag der Flaggenhissung. Alle Vorbereitungen waren getroffen. Die Schiffszimmerleute hatten auf der sandigen Ebene vor der Faktorei einen riesenhaften Fahnenmast errichtet. In Reih und Glied waren die Besatzungen der zwei Kriegsschiffe zu beiden Seiten des Mastes aufmarschiert.

Es sah prächtig aus, wie die dreihundert frischen blonden Jungs der deutschen Marine im Glanz der Morgensonne dastanden in ihren blitzsauberen weißen Hosen und schmucken blauen Blusen, während die Bänder ihrer Tellermützen lustig im Winde flatterten. Zwischen den beiden Besatzungen, an der dritten Seite des offenen Vierecks, standen die Offiziere und Seekadetten, die Gelehrten und Angestellten der Firma.

Nachdem „Stillgestanden!" kommandiert war, schritten Kapitän Herbig und Heinrich Vogelsang zur Mitte des Platzes vor und machten am Fahnenmast halt, vor dem zwei Seekadetten mit blanker Waffe als Ehrenposten standen. Kapitän Herbig verlas mit weithallender Stimme ein Handschreiben des erkrankten dienstältesten Kapitäns Schering, des Inhalts, daß er von Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser den Befehl erhalten habe, das dem Herrn A. Lüderitz gehörige Territorium an der Westküste Afrikas unter den direkten Schutz Seiner Majestät zu stellen. Mit markiger Stimme fuhr er dann fort:

„Daß wir heute hier in Afrika die ruhmreichen Farben des Deutschen Reiches hissen dürfen, verdanken wir neben dem Fürsten Bismarck und Adolf Lüderitz besonders dem Mut, der Entschlossenheit und Zähigkeit des Mannes, der hier neben mir

steht. Herr Heinrich Vogelsang, es gereicht mir zur lebhaften Freude, Ihnen in dieser wichtigen Stunde vor versammelter Mannschaft folgende Mitteilung zu machen:

Sie werden hiermit durch ein Handschreiben Seiner Majestät des Kaisers für Ihre Verdienste um die Erwerbung der Bucht zum Konsul für das Nama- und Damaraland ernannt. Ich beglückwünsche Sie dazu von Herzen.

Und nach diesem schönen Auftakt stelle ich hiermit das Territorium Lüderitz unter den Schutz und die Oberherrschaft Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm. Als äußeres Zeichen hierfür lasse ich die kaiserliche Deutsche Flagge hissen.

Achtung! Heißt Flagge!"

Langsam und feierlich stieg die Flagge Schwarz-Weiß-Rot am Maste empor. Als sie sich frei im Winde entfaltete, tönten drei brausende Hurras über den Platz, während die Musikkapelle das „Heil dir im Siegerkranz" spielte. Gleichzeitig rollte Geschützdonner über die Bucht. Die beiden Kriegsschiffe grüßten die Farben des Reiches mit einundzwanzig Kanonenschüssen.

Am Tage darauf schon dampften die Schiffe ab. Kapitän Schering fuhr mit der „Elisabeth" dicht unter Land nach Süden. An allen wichtigen Punkten der Küste bis hinunter zum Oranje ließ er die deutsche Flagge hissen und nahm so das ganze Land „Lüderitzland" für das Reich in Besitz . . .

Den Vogelsangleuten in der Bucht aber wurde schon bald die Erinnerung an den erhebenden 7. August getrübt. Böse Kunde kam aus Kapstadt. Konsul Lippert schrieb, daß die Kapregierung, von London her ermuntert, beschlossen habe, umgehend die Besitzergreifung der ganzen Südwestküste vom Oranje bis zum Kunene vorzunehmen.

Die Bestürzung bei allen Deutschen der Bucht war groß. Wie konnte man diesen neuen Schlag Englands parieren? Die Kriegsschiffe waren abgedampft. Zwar wehten ja im Süden

überall die deutschen Farben, aber der ganze Norden von Angra bis zur portugiesischen Grenze war noch frei.

Da erschien in der höchsten Not unerwartet das deutsche Kanonenboot „Wolf" in der Bucht, jubelnd begrüßt von den Vogelsangleuten. Kapitän von Raven berichtete, er habe in der Kongomündung gelegen und dort plötzlich aus Berlin ein Ziffern-telegramm erhalten, das ihm Order erteilte, sich unter strengster Geheimhaltung sofort nach Angra Pequena zu begeben und längs der ganzen Südwestküste unverzüglich die deutsche Flagge zu hissen.

Durch Vogelsang mit dem Hinweis auf den Beschluß der Kapregierung zur größten Eile gedrängt, fuhr Kapitän von Raven sogleich weiter zum Sandwich-Hafen, hart südlich der Walfischbai. Die Spannung an Bord war groß. Würden sie noch zur rechten Zeit kommen, oder waren ihnen die Engländer schon von Walfischbai aus zuvorgekommen?

Der Sandwich-Hafen wurde erreicht. Aller Augen suchten ängstlich die Küste ab. Nirgends wehte die englische Flagge!

Da wurde an weithin sichtbarer Stelle schleunigst das Hoheitszeichen des Reiches angebracht, und weiter ging's ohne Zeitverlust zum Norden. Bald wehten an allen markanten Punkten von Walfischbai bis zur portugiesischen Grenze die deutschen Farben. Gebannt war die Gefahr, daß durch englische Annexion die deutschen Erwerbungen von der Küste abgeschnitten wurden.

Am 5. September 1884 konnte der deutsche Konsul in Kapstadt an Bismarck die Meldung erstatten, daß an der ganzen Küste von Südwest vom Oranje zum Kunene die deutschen Fahnen wehten. Deutschland hatte den Wettlauf mit England gewonnen.

Da blieb dem stolzen, meerbeherrschenden Albion denn nichts weiter übrig, als den großen deutschen Kolonialbesitz anzu-erkennen. Am 22. September ging vom Foreign Office die amtliche Note nach Berlin, in der Großbritannien das Deutsche Reich als kolonialen Nachbarn in Afrika begrüßte.

Als Generalkonsul Doktor Nachtigal im Oktober endlich von Kamerun und Togo her in Angra Pequena anlangte, sah er, daß schon gehandelt war. Er konnte nur das Geschehen gutheißen und durch eine Expedition nach Bethanien auch das Innere des Namalandes feierlich unter den Schutz des Reiches nehmen.

Am 28. Oktober 1884 schloß er den staatlichen Schutzvertrag mit Joseph Fredericks, durch den sich dieser in aller Form dem Deutschen Kaiser unterstellte.

Einer der Zeugen und Mitunterzeichner dieses Vertrages war der Unterleutnant zur See Graf Spee, der spätere Führer des deutschen Auslandsgeschwaders und Sieger von Coronel.

Als Adolf Lüderitz in Bremen die Nachricht von den geglückten Flaggenhissungen in Südwestafrika empfing, beeilte er sich, dem Fürsten Bismarck aus tiefbewegtem Herzen zu danken. „Was ich begonnen, haben Sie vollbracht", schrieb er dem Kanzler, „Gott gebe, daß diese erste Kolonie wachse und gedeihe zur Ehre und zum Nutzen Deutschlands!"

Reichskommissar Göring in Südwest*)

Ein Jahr war seit den Flaggenhissungen dahingegangen. Da gab im August 1885 der Gouverneur der Kapkolonie, Sir Hercules Robinson, einen Ball im Bankettsaal des Rathauses zu Kapstadt. Das geschah zu Ehren eines Deutschen, des Legationsrates Doktor Heinrich Göring. Der hatte gleich nach der Landung dem Gouverneur seine Aufwartung gemacht und sich als Reichskommissar für das Deutsche Schutzgebiet Südwestafrika vorgestellt.

Ah, ein Abgesandter Bismarcks, der Herr der neuen Kolonie. Der mußte mit besonderer Höflichkeit behandelt werden. Seit Großbritannien das Deutsche Reich in aller Form als kolonialen Nachbarn begrüßt hatte, war auch die Kapregierung gehalten, den deutschen Vertretern recht freundschaftlich zu begegnen.

Dem feierlichen Antrittsbesuch Doktor Görings war daher sogleich eine liebenswürdige Einladung des Gouverneurs zu einem Gartenfest gefolgt. Daran reihte sich ein Jagdausflug in die wildreichen Hottentotten-Holland-Berge. Dabei hatte Doktor Göring, ein großer Jäger vor dem Herrn, seine erste afrikanische Antilope geschossen. Dann nahm er als Gast an einer Equipagenfahrt zur Weinfarm Constantia teil. In den sonnigen Weinbergen und in der schattigen Kühle des strohgedeckten altholländischen Hauses hatte die Gesellschaft einen wunderbaren Tag in süßem Nichtstun verbracht.

Nun wurde die Reihe der Festlichkeiten gekrönt mit dem Ball im Stadthause. Im kerzenüberstrahlten Bankettsaal bewegte

*) Nach eigenem Bericht Dr. Görings.

sich Kapstadts vornehme Gesellschaft in victorianisch-steifer Förmlichkeit. Der Saal glitzerte von Uniformen und Orden, von Seidenkleidern und Diplomatenfracks, von Diademen und Perlenketten. Allgemein fiel den Engländern die Gestalt des Reichskommissars Doktor Göring auf. Er war von hohem Wuchs und männlich-kraftvoller Erscheinung und wußte seine reich mit Gold bestickte Diplomatenuniform mit Würde und Selbstbewußtsein zu tragen. Es war auffallend, mit welch ausgesuchter Höflichkeit ihn der Gouverneur und die übrigen Engländer während des ganzen Abends behandelten.

Wenn Adolf Lüderitz das hätte sehen können! Vielleicht hätte er einen bitteren Geschmack auf der Zunge gespürt, wenn er daran dachte, wie nur ein Jahr vorher der Vorgänger dieses Gouverneurs sich unter nichtigen Gründen geweigert hatte, ihn zu empfangen, und ihn durch seinen Sekretär hatte abfertigen lassen. Vielleicht aber hätte es ihn auch mit Stolz erfüllt, daß nun endlich das hochmütige Albion seine überhebliche Haltung hatte aufgeben müssen. Wie hatte Bismarck doch gesagt: Schüchternheit ist bei der Rücksichtslosigkeit Englands in kolonialen Dingen nicht angebracht. Lüderitz hatte danach gehandelt. Nun erntete der neue Reichskommissar die Früchte seiner zähen Vorarbeit und seiner männlich-festen Haltung.

Am 22. August fuhr Doktor Göring von Kapstadt ab. Er war recht gespannt, das riesige Land kennenzulernen, dessen Verwaltung er für Bismarck und das Deutsche Reich übernehmen sollte. Das Schiff mit seinen zweihundertzwanzig Tonnen war gar klein und mit Waren aller Art sehr beladen. An Deck waren die drei mächtigen Ochsenwagen verstaut, die Göring für die Reise ins Innere von Südwest gekauft hatte. Das Wetter war schlecht, das Schifflein rollte bedenklich hin und her in der hohen Dünung. Alles an Bord war seekrank.

Vor der Bucht von Angra Pequena lagen wieder schwere Seenebel. Daher war bei der Einfahrt in den Hafen weder von

den Faktoreigebäuden der Firma Lüderitz noch von dem Kreuz auf der Nautilus-Spitze etwas zu sehen.

Als endlich kurz vor der Weiterfahrt die Nebel zerrissen, sah Doktor Göring zwar, daß die Bucht mit den Felseninseln landschaftlich schön gelegen war, doch entging ihm nicht, wie trostlos das Land selbst ringsum aussah.

Während der weiteren Fahrt zum Norden erweckte der ungeheure Reichtum der Küste an Seevögeln und Robben das höchste Staunen des Reichskommissars. Überall waren die vorgelagerten Inseln und Landzungen übersät von Taucherenten und Kormoranen, von Seelöwen und Pinguinen.

Am Abend des 2. September warf der Dampfer in der weiten, flachen Bucht von Walfischbai Anker. Das Ziel der Fahrt war erreicht. Die Ausbootung erfolgte erst am anderen Morgen. Obwohl der Hafen durch eine lange, flache Landzunge gut geschützt war, herrschte infolge nördlichen Windes doch eine so starke Brandung, daß das Boot nicht hätte landen können, ohne zu kentern. Die Passagiere mußten sich daher die letzten fünfzig Schritte von den Eingeborenen an Land tragen lassen.

Die ganze Bevölkerung des Ortes, die allerdings nur aus einem Dutzend Weißen mit ihren Bambusen bestand, hatte sich am Ufer versammelt, um das Schauspiel des Ausbootens recht zu genießen.

Zuerst kam ein englischer Händler dran, dem das nichts Ungewohntes war. Er schwang sich gewandt rittlings auf die Schultern eines kräftigen Krunegers, der ihn zwischen zwei langanrollenden Brechern rasch hinübertrug und trocken am Strand absetzte. Dann kam das Gefolge Doktor Görings an die Reihe. Der Referendar von Goldammer wurde zwar zur Freude der Zuschauer im letzten Augenblick noch tüchtig von einem derben Spritzer überschüttet, auch wurde der weiße Diener Johann bis über die Knie naß von einer Welle, die ihn einholte, aber sonst ging alles glatt.

Als letzter kam Doktor Göring an die Reihe. Den hatte ein Topnaarhottentotte von gelblicher Hautfarbe und zierlicher Gestalt sich als Beute auserkoren. Er hatte Göring als den „Aubaas" erkannt und erhoffte von ihm ein großes „Presente". Aufgeregt schnatternd hatte er schon vom Ufer aus auf den Aubaas eingeredet und versucht, mit ihm einig zu werden. Dann hatte er sich am Rande des auf und ab tanzenden Bootes festgeklammert, den Aubaas ganz für sich in Anspruch genommen und alle anderen eingeborenen Konkurrenten mit einem giftigen Schwall von Namaworten sich ferngehalten.

Nun lud er mit sprechenden Gebärden den Reichskommissar ein, auf seinen Schultern Platz zu nehmen. Göring hatte Bedenken, da er Mann ihm zu zierlich aussah, und schaute sich nach den kräftigeren Negerträgern um. Doch die hatten achselzuckend schon das Feld geräumt und beobachteten nun im Verein mit der Menschenmenge am Ufer gespannt, wie der große schwere Mann sich vorsichtig auf die schmächtigen Schultern des Hottentotten niederließ. Der stolperte mit seiner Last mutig los. Zehn Schritte weit kam er unangefochten. Da schwoll hinter ihm das Meer von einer mächtig heranrollenden Welle. Die hob in Ufernähe den weißen Kamm steiler und steiler, reckte sich, öffnete gähnend den grimmigen Rachen und — am Ufer hielt alles den Atem an — überschlug sich genau an der Stelle, wo nichtsahnend der Hottentott mit dem nichtsahnenden Doktor Göring dem Strande zuwankte. Einen Augenblick waren Herr und Träger in den wirbelnden Wassermassen verschwunden. Dann hatte die gleiche riesige Woge sie beide auf den Strand gespült, wo sie sich pudelnaß und höchst verdutzt aufrichteten, während rings die zuschauenden Weißen und Schwarzen in ein homerisches Gelächter ausbrachen.

So betrat der erste Reichskommissar den Boden Südwests in wenig würdevoller Haltung, doch nicht anders, als weiland der edle Dulder Odysseus nach schweren Stürmen das Land der Phäaken betrat.

In Walfischbai wurde Doktor Göring in der Missionskirche untergebracht. Es war sonst kein Raum vorhanden, denn der ganze Ort bestand nur aus einer Handvoll von Holzhäusern und Wellblechbaracken. Welch elendes Nest, dachte Göring. Es erfüllte ihn mit Genugtuung, daß die einzige englische Niederlassung in Südwest noch viel trostloser und öder aussah als die Bucht von Angra Pequena. Es lag landschaftlich völlig reizlos, inmitten eines Gürtels flacher gelber Sanddünen, hatte keinen Pflanzenwuchs und kein Wasser. Aus Sandfontein, drei Marschstunden entfernt, wurde das Trinkwasser von Hottentotten in Fässern herangerollt. Dort waren im Flußbett des Kuiseb zwei gute Brunnen vorhanden, aus denen auch die Topnaars ihr Vieh tränkten.

Während der Wartezeit, in der die Ochsenwagen ausgeladen und die Expedition zusammengestellt wurde, schritt der Reichskommissar zu seiner ersten Amtshandlung in der Kolonie. Er ließ den Häuptling der Topnaars, Pit Haibib, um eine Unterredung bitten und suchte ihn in seiner Werft in Rooibank auf. Pit Haibib hatte schon im Vorjahr durch Vermittlung Heinrich Vogelsangs sein Stammesgebiet an die Firma Lüderitz abgetreten. Nun sollte der Kaufvertrag durch einen Schutzvertrag mit dem Deutschen Reich ersetzt werden.

Während der Verhandlung trug der Reichskommissar zum erstenmal seine Kolonialuniform. Sie bestand in einem Waffenrock von blauem Marinetuch mit zwei Reihen von großen goldenen Knöpfen, silbernen Raupenachselstücken, einem goldbeschlagenen Marinesäbel, Reitstiefeln und weißem Tropenhelm. Auch das Gefolge war in großer Gala, sogar der weiße Diener Johann stolzierte in grellroter Husarenattila und blendend weißen Hosen umher.

All dieser Prunk verfehlte auf den Häuptling, der nur ein schmutziges graues Hemd und eine ebensolche Hose trug, nicht seine Wirkung. Gewaltig erstaunt sperrte er Mund und Augen

auf, starrte unentwegt auf die bunte Pracht der Duitsmänner und fühlte sich hochgeehrt, daß diese großen Kapitäne sich herabließen, mit ihm zu verhandeln.

„Na", meinte Doktor Göring zufrieden, „wenn wir mit allen Häuptlingen so leichtes Spiel haben wie mit diesem Pit Haibib, dann wird die Kolonie bald fest in der Hand des Reiches sein."

Doch tief im Inneren des Landes saß Maharero, der stolze Oberhäuptling des stolzen Hererovolkes. Unumschränkt herrschte er zu Okahandja, seiner neuen Residenz. Wohl fünfzig Häuptlinge waren ihm untertan, vieltausend junge Krieger bildeten sein Heer, auf unabsehbaren Weideflächen grasten riesige Rinderherden; er selber besaß eine Herde von dreißigtausend Häuptern. Im fünften Jahre lag er nun schon in erbitterter Fehde mit den Hottentotten Hendrik Witboois. Manchen schönen Sieg hatte er errungen.

Weithin berühmt war Maharero, sein Name wurde gepriesen in allen Landen der Schwarzen. Würde dieser mächtige Herrscher bereit sein, mit dem unbekannten Vertreter eines wenig bekannten Deutschen Reiches einen Vertrag abzuschließen?

Viele hatten schon um Mahareros Gunst gebuhlt, aber alle vergebens. Nur einem war es in all den Jahren gelungen, einen Schutzvertrag mit Maharero abzuschließen, dem Engländer Palgrave. Den hatte 1876 die Kapregierung als Spezialkommissar ins Hereroland entsandt.

Mister Palgrave, Arzt, Forscher, Elefantenjäger und Händler zugleich, war kein Fremdling in Südwest. Da er ein sehr fähiger Unterhändler war, hatte er es verstanden, das Vertrauen Mahareros in so hohem Maße zu gewinnen, daß dieser sich schriftlich an die Kapregierung gewandt hatte mit der Bitte um Übernahme der Schutzherrschaft über das ganze Hereroland. Das wichtige Schriftstück, das von allen Hererohäuptlingen unterzeichnet wurde, trägt das Datum des 9. September 1876.

Hätte nicht die Kapkolonie damals so große Abneigung

gezeigt, sich in die Angelegenheiten Mahareros einzumischen, so wäre in jenem Jahre schon das ganze Hereroland an England gekommen. So aber begnügte man sich, 1878 ein Kriegsschiff, „Industry“, in die Walfischbai einlaufen zu lassen und die Bucht nebst fünfzehn Meilen landeinwärts zum Gebiet der englischen Krone zu erklären.

Ins Hereroland selbst aber schickte die Kapregierung nur einen englischen Residenten, der als Berater des Oberhäuptlings in Okahandja seinen Wohnsitz nahm und dort auch den Union Jack hißte.

Das aber war kein Schutz, wie ihn die Hererohäuptlinge wünschten. Maharero sagte deshalb im Rückblick auf jene Zeit später einmal: „Hier hat sie geweht, die englische Flagge — sie wehte hin und her; wir hängten uns daran und wurden mit hin und her geweht.“

Wenn selbst das mächtige England den Hereros keinen wirksamen Schutz gegen die Namas geleistet hatte, was sollte dann Maharero vom Deutschen Reich erwarten? Es war wirklich kein Wunder, daß er forthin allen Verträgen mit Weißen gänzlich abgeneigt war.

Schon im Jahre der Dürre 1882 waren weiße Männer aus Deutschland bei ihm gewesen wegen der Nutzung der reichen Kupferminen im Norden. Sie hatten keinen Vertrag erhalten. Dann waren im Jahre des Kometen 1884 zwei Männer dagewesen, einer davon, der sich August Lüderitz nannte, hatte ihn durch Überreichung einer bunten Ulanenuniform zu gewinnen gesucht. Doch Maharero war unbestechlich geblieben. Zuletzt war vor wenigen Monden erst ein weißer Jüngling bei ihm gewesen, so furchtlos, so frei und kühn, daß Mahaeero viel Wohlgefallen an ihm gefunden hatte. Er hatte ihn geehrt wie seinen eigenen Sohn und mit Geschenken überschüttet. Doch einen Vertrag hatte auch er nicht erhalten.

Und jetzt, da Maharero gerade so viel Sorgen wegen Hendrik

Witbooi hatte, kam dieser Reichskommissar, um erneut mit ihm zu verhandeln!

Von Walfischbai schickte Doktor Göring einen Eilboten zu Maharero und ließ ihm sagen: „Ich komme als Abgesandter des Deutschen Kaisers, um dich zu besuchen." Dann brach er am 16. September nachmittags von der Küste nach Okahandja auf. Mit vier Fahrzeugen zog die Expedition los. Voran die leichtere „Staatskarosse" mit dem Gepäck des Kommissars, auf der der Diener Johann, ein früherer österreichischer Schiffsjunge, regierte. Bismarck hatte dieses Gefährt im siebziger Kriege als Dienstkutsche benutzt und es Doktor Göring als freundliche Geste vor der Ausreise geschenkt. Dann kamen die drei schweren Planwagen mit je achtzehn Ochsen bespannt. Den Schluß machte ein Hottentott mit dem Schlachtvieh.

Wie bei den Verhandlungen mit den Häuptlingen, so kam es auch auf dieser Expedition dem Reichskommissar sehr zustatten, daß er gut Holländisch sprach. So achteten ihn die Bastarde und Hottentotten des Wagenzuges von Anfang an als ihren großen Baas.

Am ersten Tag ging es vier Stunden mühselig genug durch tiefen Sand. Dann wurde ausgespannt und gerastet. Am nächsten Morgen ging es weiter über eine endlose, harte Bergfläche. Erst bei sinkender Sonne wurde die Wasserstelle Husab erreicht.

Jetzt wurde das Land schön. Wild zerrissene Felszacken türmten sich auf, Gras und Sträucher bedeckten den Talboden, die ersten Giraffenakazien hoben sich aus der Fläche. Hier erspähte Görings Jägerauge das erste Wild. Eine zierliche Antilope trat unversehens aus einem Gebüsch heraus, verhoffte kurz und flitzte in langen Fluchten davon. Dann winkte plötzlich der Bastardtreiber Nikodemus: „Mister, daar die Voelstruit!" Weit vom Schuß schaukelte eine Schar Strauße dahin.

Da wurde in Doktor Göring der Jagdeifer rege. Er ließ sich die Flinte vom Wagen reichen. Wohl stöberte er bald ein Volk

Perlhühner auf, doch hielten sie nicht und waren in Windeseile im hohen gelben Gras verschwunden.

Zwei Tage lang führte die Pad durch das tief eingeschnittene Flußbett des Swakop, dessen Ufer von Dornbüschen und mannshohem Schilf umsäumt waren. An der Wasserstelle Horebis wurde dann zur Schonung der Trekkochsen längere Rast gemacht. Ein Schlachtochse wurde geschlachtet und das Fleisch am Spieß gebraten.

Doktor Göring nützte die Zeit, um mit der Flinte unterm Arm auf Jagd zu gehen. Er freute sich des taufrischen Morgens und des Landschaftsbildes, das ihn ganz heimatlich berührte. Bis zu den Berghängen hinauf waren die Täler dicht mit gelblichem Aristidagras bestanden. Wie reife Haferfelder sah es aus. Dazwischen standen verstreut mächtige Anabäume und Giraffenakazien. Mit ihren weitverzweigten Kronen erinnerten sie ihn an alte Birnbäume in der Heimat.

An diesem Morgen hatte Göring auch Weidmannsglück. An einem kleinen Wasserloch fielen lange Ketten von Wachteln ein. Es gelang ihm, siebenundzwanzig Stück davon zu schießen, alle im Fluge.

Am nächsten Tage rumpelten die schweren Wagen mit unaufhörlichem Gepolter über die steinige Hochfläche von Tsaobis. Dann kam Otjimbingue in Sicht, der alte Hauptplatz des Hererovolkes.

Schon zwei Stunden vor dem Ort machten der Reichskommissar und sein Gefolge „Toilette", das heißt, sie zogen ihre Uniformen an. Dann hielten sie feierlich ihren Einzug mit Peitschengeknall und Ochsengebrüll.

Die wenigen Deutschen des Ortes, der Missionar und einige Kaufleute, hatten die Regierungsvertreter schon erwartet und auf ihren Häusern die deutschen Fahnen gehißt, sobald sie die Staubwolken gewahrten.

In Scharen waren auch die Hereros der umfangreichen Werft

herbeigeeilt. Sie bestaunten den stattlichen Wuchs, das hoheitsvolle Auftreten und die Würde des großen Omuhona der Deutschen. Doktor Göring wiederum bewunderte bei einem Rundgang durch die Werft die Menge der geräumigen Rundhütten, aus Lehm und Kuhmist sauber modelliert, in denen die rinderreichen Hereros wohnten.

Missionar Brückner vermochte dem Kommissar manches Wissenswerte über das Volk der Hereros zu berichten: „Wie es schon ihr Name andeutet, halten sie sich für die eigentlichen Menschen und sehen auf alle anderen Stämme, ja auch auf uns Weiße, mit Verachtung herab. Das geschieht, weil sie alle Menschen nach ihrem Besitz an Rindern und Weideflächen bewerten. Ein Menschenleben ist ihnen weniger wertvoll als ein Rind. Auch sind sie über alle Maßen herrschsüchtig und freiheitliebend, eine richtige Herrenrasse mit allen Vorzügen und Fehlern einer solchen."

„Wenn es so steht mit dem Volk der Hereros", sagte Doktor Göring, ein wenig betroffen, „ist es dann überhaupt ratsam, ihnen mit Verhandlungen über Schutzverträge zu kommen?"

Der Missionar zuckte die Achseln. „Maharero ist sehr hochfahrend und mißtrauisch und wird nie in eine Beschränkung seiner Herrschaft willigen. Zudem steht er seit kurzem unter dem Einfluß eines gerissenen engländischen Händlers mit Namen Lewis, der glänzende Geschäfte in Okahandja macht. Gegen den werden Sie schweren Stand haben."

„Tja", meinte Göring mit sorgenvoll gefalteter Stirn, „das alles klingt ja nicht gerade sehr ermutigend. Aber versuchen werde ich mein Heil trotzdem."

„Dann rate ich Ihnen dringend, wenden Sie sich in Okahandja sofort an den Pfarrer Büttner. Wenn einer helfen kann, dann ist es der mit seiner großen Landeserfahrung. Im übrigen fürchte ich, daß es noch einmal viel Blut kosten wird, bis die Hereros sich wirklich der deutschen Herrschaft beugen."

Nach vier weiteren Marschtagen wurde dann Okahandja erreicht. Als die Ochsenwagen in Maharero's „Ort des Thrones" einzogen, blitzte und donnerte es, ein starker Tropenregen rauschte hernieder, zudem war es stichdunkel. Da blieben denn die Staatsuniformen hübsch in den Tropenkoffern verpackt. Höchst unfeierlich und unbeachtet hielt der Reichskommissar seinen Einzug in Maharero's Hochburg.

Gleich am folgenden Morgen machte Doktor Göring dem Oberhäuptling seinen Besuch. Maharero saß in seiner Werft im Schatten eines uralten Kameldornbaumes, umgeben von einer größeren Zahl von Unterhäuptlingen und Großleuten. Auf dem Haupte trug er eine schwere Häuptlingsmütze aus Eisenperlen und in der linken Hand den Häuptlingsstab. Er war von Gestalt nur mittelgroß, ziemlich dick und schon bejahrt, doch zeigte sein Gesicht einen klugen, ja oft schlauen Ausdruck. In der Unterhaltung, die durch einen Dolmetscher geführt wurde, zeigte er sich sehr gewandt. Doktor Göring hatte gleich die richtige Empfindung: Hier werden weder unsere Uniformen, noch unsere weiße Hautfarbe, noch unsere Jagdflinten viel nützen. Hier wird nur das Gewicht der Gründe und Gegengründe entscheiden. Doch war nach Hererositte bei diesem ersten Staatsbesuch von dem wahren Zweck der Reise noch nicht die Rede. Es blieb bei höflichen Reden, denen der Kommissar Geschenke an Kaffee, Tee, Zucker und Tabak hinzufügte.

Nach einigen Tagen machte Maharero, begleitet von dem ganzen Stabe seiner Großleute, seinen Gegenbesuch. Seine Stirn war umwölkt. Sinnend saß er eine Weile da. Dann ließ er den Weißen durch den Dolmetscher sagen: „Ich weiß, daß ihr gekommen seid, mit mir einen Vertrag zu schließen. Mir aber steht der Kopf nicht nach Verhandlungen. Ich habe einen Orlog mit Hendrik Witbooi. Der rückt mit tausend Kriegern heran. Meine Späher haben es mir berichtet. Alle meine Gedanken sind dem Kampfe zugewendet. Ihr müßt warten."

Der Bescheid war deutlich. So war denn nichts weiter zu tun, als daß Doktor Göring die Tage des Wartens nutzte, die Unterhäuptlinge zu bearbeiten. Durch Pfarrer Büttner, der sich außerordentlich geschickt zeigte, ließ er ihnen klarmachen: Die Engländer haben euch betrogen. Die können euch keinen Schutz gewähren und wollen es auch gar nicht. Die wollen nur eure Rinder, eure Weideplätze und Quellen. Seid klug und haltet euch zu den Deutschen. Die meinen es ehrlich mit euch.

Inzwischen rückte Hendrik Witbooi mit seinen Kriegern immer näher heran. Gleichzeitig bot Maharero durch Eilboten die ganze waffenfähige junge Mannschaft seines Volkes zum Kampfe auf. Beides geschah, ohne daß die Weißen in Okahandja mehr davon erfuhren als ganz unbestimmte Gerüchte.

Während die Weißen sich von den Strapazen des langen Marsches erholten, sich tagsüber voll Neugier das Leben und Treiben auf der Hererowerft anschauten und sich abends am Feuer an ihren wilden Tänzen ergötzten, spielte sich in ihrer nächsten Nähe, vor ihnen verborgen, ein dramatisches Geschehen ab, das die beiden mächtigsten Völker des Landes gewaltig erschütterte und auf Jahre in neue Kämpfe verwickelte.

Das aber geschah so: Einst war Hendrik Witbooi, bei Ausbruch des zehnjährigen Krieges, nur eben dem Tode entronnen. Auf der Flucht ritt er durch die Bergpforte von Khanigukha. Da vernahm er eine Stimme, die ihm dreimal rätselhafte Worte zurief: „Es ist geschehen! — Der Weg ist geöffnet! — Ich erteile dir einen schweren Auftrag!"

Seit dieser Stunde der Offenbarung hielt er sich von Gott dazu berufen, der Überwinder des Hererovolkes zu werden. Rasch schwang er sich zum tatkräftigen Führer seines Volkes empor. Maharero hatte in ihm bald den gefährlichsten Gegner erkannt. Deshalb hatte er klüglich gegen Ende des Jahres des Kometen mit ihm in einer Begegnung unter dem großen Kameldornbaum von Onguheva einen Waffenstillstand geschlossen.



Reichskommissar Dr. Heinrich Göring



Steppenlandschaft im Hereroland

Hendrik aber hatte die Zeit der Waffenruhe nur benutzt, sich in Gibeon sorgfältig auf den großen Feldzug zum Norden vorzubereiten, zu dem er sich von Gott berufen fühlte. Alles Mahnen und Abraten der Missionare schlug er in den Wind. „Jetzt versteht mich von euch keiner, später werdet ihr mich alle verstehen."

Im Juli 1885 brach er mit einer starken, wohl mit Gewehren bewaffneten Mannschaft auf und zog ohne sonderliche Eile in mustergültiger Ordnung bis an die Grenze von Mahareros Reich.

Da schickte ihm dieser einen Boten entgegen und ließ ihn fragen: „Kommst du in Frieden oder hast du Krieg im Sinn?"

Hendrik antwortete: „Ich komme, um den Frieden zu bestätigen, den wir unter dem Kameldornbaum von Onguheva geschlossen haben."

Danach zog er mit seinen tausend Bewaffneten weiter bis nach Otjizeva. Das aber war der Einbruch ins Reich der Hereros.

Deshalb sandte ihm Maharero wiederum einen Boten: „Ich wundere mich über dich, Hendrik, du hast deine Zusage von Onguheva nicht gehalten. Kommst du aber in redlichen Absichten, so will ich dir in Osona einen Ort anweisen, wo du dein Lager aufschlagen kannst."

Da blieb Hendrik nichts anderes übrig, als nach Osona zu gehen, um die Redlichkeit seiner Absichten zu beweisen. Das geschah gerade in den Tagen, als von der Küste her Reichskommissar Doktor Göring in Okahandja eintraf.

Am Nachmittag des 14. Oktober kam der lange Zug der Hottentotten mit Pferden und Ochsenwagen und Sack und Pack in dem lieblichen Tal von Osona an. Dort wartete, mitten auf der Pad, Riarua, Mahareros Feldhauptmann, mit einem Gefolge schokoladenbrauner Krieger. Alle waren zu Pferde.

Wie aus Erz gegossen stand Riarua, den Assegai in der Rechten, und musterte hochmütig die Heranziehenden. Wenige Schritte vor ihm kam der Zug ins Stocken. Rufe und Schnalzlaute ertönten.

Da ritt Hendrik Witbooi, europäisch gekleidet, mit breitrandigem Schlapphut, das Gewehr quer überm Sattel, nach vorn. Riarua grüßte ihn gemessen, doch nicht ohne Achtung. Dann sprach er: „Maharero, der Sohn Tjamuahas, meldet dir durch mich, daß er dir in diesem Tale eine Lagerstelle zugewiesen hat. Ich, Riarua, werde dich führen. Du magst mir folgen und dort ausspannen."

Ohne ein weiteres Wort und ohne sich umzusehen, ritt Riarua voran. Die Hottentotten folgten. Die Pad führte zwischen den Bergen hinab in eine Schlucht am Swakop. Dort ließ Hendrik seine Wagen dicht auffahren, ausspannen und das Lager aufschlagen.

Während das geschah, traten aus dem dichten Ufergebüsch des Swakop Scharen von bewaffneten Hererokriegern vor. Die eilten zum Ausgang der Schlucht und lagerten sich zu beiden Seiten vor den Gärten im Bett des Swakop. Mit Fleiß hatte Maharero die Lagerstelle so gewählt, daß die Hottentotten nur zum Wasser kommen konnten, wenn sie die Linien der Hereros am Ausgang der Schlucht passierten. Hendrik und seine Witboois hatten das wohl erkannt.

Noch ehe die Sonne sank, ritt Maharero in die Schlucht von Osana ein. Die beiden Häuptlinge begrüßten sich vor aller Augen freundschaftlich, wählten aber ihre Worte sehr vorsichtig. Vor Hendriks Zelt saßen sie beide nieder und rauchten miteinander aus einer Pfeife. Dann bat Hendrik seinen großen Widersacher um Kaffee, Tee und Zucker als Friedensgabe. Mit geflissentlicher Freundlichkeit winkte Maharero einen Reiter seines Gefolges heran und hieß ihn eiligst nach Okahandja reiten, das Gewünschte zu holen.

Wie gut doch, dachte Maharero, daß gerade die deutschen Herren aus Walfischbai bei mir weilen und so bereitwillig von ihren Vorräten abgeben. So war er gut daran und konnte Hendriks Wunsch rasch erfüllen.

Hendrik aber war schlau wie ein Schakal. Er hatte mit Fleiß Kaffee und Tee verlangt. Konnte man doch beides nicht ohne Wasser verwenden. Maharero aber hatte noch gar nicht vom Wasser gesprochen. Vor der Wasserstelle aber lagen gefahrdrohend die Reihen der Hererokrieger.

Einen langen, scharfen Blick warf Hendrik die Schlucht entlang. In seinem Herzen pochte es leise, aber vernehmlich: Verrat! Eine Falle! Ich werde Maharero sofort geradezu wegen des Wassers fragen.

Er wandte sich — da war Maharero fort.

Hendrik wechselte einen raschen Blick mit seinen Großleuten. Ein kurzer gezischter Befehl, und schon machten sich die Witboois auf, ohne weiteres zum Wasser zu gehen. In kleinen Gruppen schritten sie dem Ausgang der Schlucht zu.

Da drängten sich die Hereros zu beiden Seiten enger zusamen, gaben nur einen ganz schmalen Pfad frei und ließen die Witboois nur einzeln zum Wasser treten. Ein jeder durfte nur soviel schöpfen, wie er für den Augenblick bedurfte. Zugochsen und Pferde aber ließen die Hereros gar nicht zur Tränke durch.

So kam die Dunkelheit. Das Vieh brüllte vor Durst. Niemand schlief in dieser unheilschwangeren Nacht, weder bei den Witboois noch bei den Hereros.

Am Morgen, als der Wassermangel drückend wurde, war der Weg zur Wasserstelle von den Hererokriegern ganz geschlossen. Da erschien plötzlich Maharero im Lager. Noch einmal legte sich die entstandene Unruhe. Hereros und Hottentotten schauten gespannt auf den großen Häuptling. Der streckte gebieterisch seinen Arm aus. Dann ließ er durch Riarua seinen Kriegern künden: „Weicht zurück, gebt den Weg zur Wasserstelle frei!"

Ohne Murren gehorchten die Krieger und wichen zu beiden Seiten. Der Zugang zum Wasser war offen. Triumph blitzte in den Augen Hendriks und seiner Großleute. Doch sie hatten sich zu früh gefreut. Denn in die lautlose Stille hinein ließ

Maharero durch Riarua weiter allen Hottentotten verkünden: „Ihr habt ohne Verzug eure Wasserfässer zu füllen und danach sofort erst die Zugochsen und dann die Pferde zur Tränke zu führen."

Hendrik Witbooi ballte die Faust, als er das hörte, und faßte sein Gewehr fester. Er wußte genau, was das hieß. Es bedeutete, daß Maharero die Wasserstelle den Hottentotten nicht freigeben wollte zum beliebigen Gebrauch. Damit hatte er sie alle in der Hand.

Gefahr! Verrat! pochte es wiederum in Hendriks Brust. Unauffällig gab er den Befehl, die Munition auszupacken, die in den Wagen mitgeführt wurde.

Von diesem Augenblick an herrschte im ganzen Lager eine schier unerträgliche Spannung, wiewohl äußerlich alles seinen ruhigen Gang ging. Zuerst wurden die Wasserfässer herangerollt. Die Hereros zu den Seiten hatten eine breite Pad freigemacht und schauten vom Ufergebüsch gelassen den Witboois zu. Nur vorn an der Wasserstelle selbst befand sich ein stärkerer Haufe von Kriegern, die das Schöpfen beaufsichtigten.

Als dann die ersten Zugochsen herangeführt wurden, entstand plötzlich ein Gedränge. Die Witboois murrten, als ihnen die Hereros mit hochfahrenden Mienen Anweisungen geben wollten. Harte Rufe des Unwillens wurden laut. Die schmächtigen gelblichen Hottentotten drängten scharf gegen die hochgewachsenen schokoladebraunen Hereros vor, rempelten sie an und stießen sie zurück, um die Wasserstelle zu besetzen.

Da wallte den Hererokriegern das Blut. Sie stießen und schlugen die Wasserschöpfer zurück.

Im Handumdrehen war der Kampf im Gange, die Knopfkirris der Hereros sausten auf die Witboois herab. Die sanken mit zertrümmerten Schädeln zu Boden. Jetzt gab Hendrik den Befehl zum Feuern. Gewehrschüsse knatterten prasselnd durch die Luft. Zahlreiche Hereros am Wasser fielen. Die Witboois jauchzten.

Da griffen die Hererokrieger, die sich zu den Flanken gelagert hatten, in den Kampf ein. Sie eröffneten ein scharfes Feuer auf das Lager und auf den Weg zur Wasserstelle. Die Witboois, von drei Seiten angegriffen, gerieten in Verwirrung. Das mörderische Feuer der Feinde, die in mehr als doppelter Übermacht waren, lichtete rasch ihre Reihen. Schon lagen viele ihrer besten Krieger erschlagen am Boden.

Da erkannten die Witboois, daß sie fliehen mußten, wollten sie nicht bis auf den letzten Mann niedergemacht werden. Von drei Seiten umfaßt, wandten sie sich zur Flucht nach der offenen vierten Seite.

Nun gab es kein Halten mehr. Im Nu waren alle, die noch Widerstand leisten wollten, in den Strudel der Fliehenden hineingerissen. Ohne Wagen und Zugochsen und Pferde, ja ohne Kopfbedeckung und Jacken, liefen sie davon um ihr Leben, durch Dorngestrüpp und Felsengewirr. Sie flohen und wurden verfolgt bis in die späte Nacht hinein. Ihr ganzes Lager mit Wagen und Tieren, mit Proviant und Munition fiel in die Hände der Sieger.

In trostloser Verfassung zog Hendrik mit den Resten seines Heeres nach Süden ab. Zwei seiner Söhne waren in der Osonaschlacht gefallen, dem dritten war der Arm zerschmettert.

Bis auf den heutigen Tag nennen die Hereros nach diesem Ereignis das Jahr 1885 das Jahr der Lüge, weil sie der Überzeugung sind, das Hendrik Witbooi Maharero belogen habe mit seinen angeblich friedlichen Absichten.

Am frühen Nachmittag des Tages von Osona hörten Doktor Göring und die übrigen deutschen Herren während der Kaffeestunde im Missionshause plötzlich Gewehrfeuer, das rasch anschwoll und vielfaches Echo in den Bergen weckte. Überrascht sprangen sie auf. „Donnerwetter, das klingt ja wie eine richtige Schlacht!"

Das Feuer wurde stärker. Da ließen die Herren den dampfenden Kaffee in Stich und eilten auf eine nahe Anhöhe. Über eine Stunde

dauerte das heftige Geknatter der Gewehre an. Doch war nichts zu sehen. Einmal nur jagte eine Reiterschar in einem fernen Tal dahin. Die Hererofrauen auf der Werft zeigten sich sehr erregt, doch war von ihnen nichts zu erfahren.

Allmählich ließ dann das Feuer nach und verstummte schließlich ganz. Da dauerte es nicht mehr lange, bis man die ersten Verwundeten der Schlacht in den Ort brachte. Nun lief die ganze Werft mit viel Geschrei und Gejammer zusammen.

Doktor Göring überlegte nicht lange. Er war im Besitz eines wohlausgestatteten Verbandkastens und aller notwendigen chirurgischen Instrumente. Die ließ er unverzüglich vom Wagen holen. Dann gab es ungewohnte Arbeit für die deutschen Herren. In langen Reihen lagen die Verwundeten, und immer mehr wurden herangetragen. Bis zum Abend zählte man über hundert Schwerverletzte. Allen wurde Hilfe geleistet. Sie wurden verbunden, geschient und gelabt. Die Verwundungen waren zum Teil gräßlich. Doktor Göring schnitt vier Verletzten selber die Kugel heraus.

Bis nach Mitternacht hatten die Deutschen alle Hände voll zu tun. Sie arbeiteten alle mit solch hingebendem Eifer, daß sie von dem Einzug der siegreichen Hererokrieger und von dem Siegesjubel auf der Werft nichts gewahr wurden. Auch hatten sie bei ihrem Samariterwerk keine Zeit, darauf zu achten, daß der große Maharero längere Zeit ihrem Tun zuschaute und seine dunklen Augen gedankenvoll auf ihnen ruhen ließ.

Zwei Tage später ging alles wieder seinen gewohnten Gang im Hauptort der Hereros. Die Toten der Schlacht waren bestattet unter dem schauerlichen Geheul der Klageweiber. Auch der große Siegesschmaus war vorüber, und manche der Schwerverwundeten erhoben sich schon wieder von ihrem Wundlager. Einer, dem eine Kugel durch das rechte Auge und durch die Stirn gedrungen war, ging sogar schon wieder in der Werft umher und prahlte mit seinen Schlachterlebnissen.

Am dritten Tage nach der Schlacht fragte Doktor Göring den Pfarrer Büttner: „Können wir es schon wagen, Maharero neue Verhandlungen anzubieten?"

Der hatte Bedenken. „Wenn wir ihn zur Unzeit drängen, können wir uns alles verderben."

Aber da sandte schon Maharero einen Boten mit der Nachricht: „Ich bin bereit, mit den Deutschmännern zu verhandeln."

Pfarrer Büttner, der in den sieben Jahren seines Aufenthaltes in Okahandja Mahareros Gewohnheiten genau zu beurteilen gelernt hatte, staunte über die Maßen. „Das ist doch höchst eigenartig, ja fast unglaublich. Sie müssen bei dem Häuptling einen ganz besonderen Stein im Brett haben."

So war es auch. Gleich zu Beginn der Verhandlungen ließ Maharero durch seinen Dolmetscher sagen: „Es hat meinem Herzen gefallen, daß die Deutschmänner aus freien Stücken meinen verwundeten Kriegern geholfen haben. Darum will ich auch aus freien Stücken mit dem Deutschen Reich einen Schutzvertrag abschließen."

Das machte die weiteren Verhandlungen leicht und einfach. Schon am fünften Tage nach der Schlacht von Osona wurde der Schutzvertrag aufgesetzt und unterzeichnet.

Es wurde ein richtiger Festtag. Eine Stunde vor Sonnenuntergang versammelten sich alle Einwohner von Okahandja, Weiße und Farbige, auf dem Beratungsplatz oberhalb der Werft. Es war ein überaus malerisches Bild. Im weiten Kreise hockten die kräftigen dunkelbraunen Kriegergestalten der Hereros, Assegai und Kirri, Pfeil und Bogen oder Gewehr in den Händen, hinter ihnen Scharen von Frauen im Schmuck ihrer dreizipfeligen Lederhaube, ihrer Ketten aus Eisenperlen oder Straußeneierschalen; um sie herum Haufen nackter Kanadjes, die sich neugierig vordrängten.

Auf dem freien Palz in der Mitte war ein Fahnenmast errichtet. Davor stand ein Tisch mit der Mappe, die das gewichtige

Dokument enthielt. Im Halbkreis darum saßen die Bevollmächtigten des Deutschen Reiches und die Führer des Herero-volkes auf herbeigeschafften Korbstühlen.

Als Maharero seinen Häuptlingsstab hob, trat rings feierliches Schweigen ein. Da trat Reichskommissar Doktor Göring in voller Staatsuniform vor, öffnete die Mappe und las mit lauter, weithinschallender Stimme die Proklamation der Schutzherrschaft vor. Das machte auf alle Hereros tiefen Eindruck. Sogar auf Maharero. Denn er winkte den Missionar zu sich und fragte ihn: „Haben denn alle Deutschen so große Körper?"

Der antwortete gewandt: „Viele der deutschen Männer haben noch größere Körper."

Da fügte Maharero mit unverhohlener Bewunderung hinzu: „Gewaltig wie sein Körper ist auch die Stimme des deutschen Kapitäns. Sie kommt tief aus dem Innersten, von unten nach oben. Ich habe solche Stimme in meinem Lande noch nicht vernommen."

Darauf wurde am Fahnenmast die deutsche Reichsflagge gehißt und ein Hoch auf den Deutschen Kaiser ausgebracht.

In diesem Augenblick ging die Sonne unter. Während sich auf die Werft schon die blauen Abendschatten senkten, ließ das weichende Tagesgestirn die schwarz-weiß-roten Farben noch einmal in warmem Glanz erglühen.

So war mit dem Vertrage von Okahandja der Schlußstein gesetzt zu dem Werk, das Adolf Lüderitz zwei Jahre vorher begonnen hatte.

Weder Reden noch Uniformen, weder Versprechungen noch Geschenke hatten den stolzen Maharero vermocht, sein Land unter das Reich zu stellen. Allein die schlichte, selbstverständliche Menschlichkeit der Helfer nach der Schlacht hatte diesen schönen Sieg errungen.

Kampf gegen Schatten

Adolf Lüderitz war auf der Höhe seines Lebens. Schon bei den ersten Landerwerbungen war sein Name überall in deutschen Landen genannt worden. Nachdem aber durch die weiteren Flaggenhissungen und zuletzt durch das Hinzutreten des Hererolandes die Heimat eine Kolonie erhalten hatte, deren Umfang das Anderthalbfache des Mutterlandes erreichte, wurde Lüderitz zum volkstümlichsten Manne Deutschlands. In allen Zeitschriften erschien sein Bild, in allen Versammlungen wurde er gerühmt und gefeiert. Bei hoch und niedrig, bei alt und jung war die Begeisterung groß für den schlichten Bremer Kaufmann, der auszog, eine Faktorei zu gründen und seinem Lande ein Kolonialreich gewann.

Kaum aber stand Adolf Lüderitz auf seines Lebens Gipfel, da pochte auch schon das Schicksal mahnend an die Pforte. Von der Begeisterung des Volkes und der Anerkennung des großen Kanzlers getragen, hatte er seine Hoffnungen auf Südwest immer weiter emporgeschraubt. Da konnten die Rückschläge nicht ausbleiben.

Die Kette der Enttäuschungen begann damit, daß er in seinem Streit mit Mister Spence um die elf der Küste vorgelagerten Inseln nachgeben mußte. Bismarck ließ in London erklären, daß diese Inseln nicht unter den Schutz des Reiches fielen. Sie blieben englisch.

Eine weitere Enttäuschung war es für den Kaufmann, daß die Handelsgeschäfte seiner Faktorei sich immer ungünstiger entwickelten. Durch die ständigen blutigen Fehden mit den Hereros verarmten die Namas in erschreckendem Maße und verloren

jede Kaufkraft. Ein Ende der Feindseligkeiten aber war nicht abzusehen. Dazu kam die fühlbare Konkurrenz der englischen Händler, die vom Kap her große Erfahrung im Handel mit Eingeborenen besaßen. So blieben die Einnahmen recht dürftig, während auf der anderen Seite die Kosten schier ins Ungemessene stiegen. Erhielt doch allein der Vorsteher der Faktorei schon ein Gehalt, das den Gewinn des ganzen Handels um das Zehnfache überstieg.

Schwerer noch wogen die Enttäuschungen, die Lüderitz auf der Suche nach Bodenschätzen in Südwest erlebte. Jede einzelne der mit ungeheuren Kosten ausgerüsteten Expeditionen bedeutete einen Mißerfolg. Gold wurde nirgends gefunden. Was man als Silbererz angesehen hatte, stellte sich als wertloser Schwefelkies heraus, und wo Kupfervorkommen festgestellt worden war, erwies es sich als unergiebig. Dazu kamen menschliche Enttäuschungen, die Lüderitz mit seinen Mitarbeitern erlebte. Untätig saßen manche der gutbezahlten Ingenieure und Geologen in den Hafenorten umher, statt zu arbeiten; lässig führten sie ihre Untersuchungen durch, nur darauf bedacht, ein bequemes Leben zu führen. Selbst in Angra Pequena war ein gewisser Schlendrian eingerissen, der dazu führte, daß Lüderitz sich schließlich sogar von Heinrich Vogelsang trennen mußte.

Zu all diesen Enttäuschungen und Mißhelligkeiten aber kam noch ein besonders schwerer Schicksalsschlag. Die Brigg „Tilly", die unter Kapitän Timpe so manche erfolgreiche Fahrt nach Südwest durchgeführt hatte, ging mit ihrer ganzen Ladung unter. Voll beladen mit Waren, mit Bohrmaschinen für die Erschließung von Wasser, mit Materialien und Maschinen für den Bergbau, hatte sie die lange Reise bis Angra bereits glücklich vollendet; da wurde sie im Außenhafen vom Ebbestrom auf ein Unterwasserriff getrieben und sank mit ihrer ganzen Fracht auf den Grund des Meeres. So lastete die Hand des Schicksals schwer auf dem jungen Unternehmen.

Lüderitz hatte in jenen Monaten viele schlaflose Nächte. Trug er doch allein die Verantwortung für das Ganze. Zwischen höchsten Erwartungen und tiefster Enttäuschung hin und her gerissen, mußte er schließlich erkennen, daß die gewaltige Last, die er sich aufgebürdet hatte, seinen Schultern zu schwer geworden war. Es war seine Tragik, daß er als einzelner eine Aufgabe übernommen hatte, die nur die Nation erfüllen konnte.

Es kam der Tag, an dem er erkennen mußte, daß er aus eigenen Mitteln das Unternehmen nicht mehr halten konnte. Die Bilanz ergab, daß er nach und nach neunhunderttausend Mark für Südwestafrika ausgegeben hatte. Damit waren seine eigenen Mittel und die Mittel der Firma erschöpft.

Adolf Lüderitz, der den Mut gehabt hatte, alles zu planen und zu wagen, besaß nun auch den Mut, einzugestehen, daß nach der kaufmännischen Seite sein Unternehmen ein Fehlschlag war.

In seiner bedrängten Lage mußte er die deutschen Großbanken und auch den Kolonialverein um Hilfe bitten. Nach langwierigen Verhandlungen, in denen sich Lüderitz standhaft weigerte, sein Gebiet für ein „Ei und Butterbrot" wegzugeben, wurde schließlich die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika gegründet, die alle seine Besitzungen und Rechte übernahm. Für sich behielt er nur das Handelsunternehmen in Angra Pequena.

So bitter dieser Ausgang für Lüderitz war, so blieb doch sein Mut ungebrochen und sein Glaube an die Zukunft Südwests unerschüttert. Nun erst recht wollte er allen Feinden und Neidern der Kolonialgründung beweisen, wieviel sein Land wert war. Große Entwicklungsmöglichkeiten standen auch jetzt noch vor seiner Seele. Weideten nicht die Hereros Zehntausende von Rindern auf ihren Weiden, bot nicht das Namaland reiche Möglichkeiten für Wollschafzucht, konnte man nicht die dürre Steppe durch großzügige Wasserbohrung in fruchtbares Gartenland verwandeln, enthielten nicht die Küstengewässer einen Fischreichtum ohnegleichen? Und vor allem: barg nicht doch der Boden Schätze

an Gold und Kupfer und edlen Steinen, die nur gehoben zu werden brauchten?

Der Gedanke an die Erzlager der Kolonie ließ ihm auch in diesem trüben Winter 1885/86 keine Ruhe. Hatte nicht Doktor Nachtigal ihn bestärkt in seiner Hoffnung auf reiche Bodenschätze? Was besagten demgegenüber die negativen Ergebnisse der Geologen! Die hatten eben ihre Forschungen lässig betrieben und sich vorwiegend auf vielbegangenen Straßen bewegt, wo nichts zu entdecken war. Ihr Urteil konnte ihm den Glauben an Südwests Mineralschätze nicht nehmen.

Je mehr sich des Kaufmanns Nachdenken mit dieser Frage beschäftigte, um so stärker wurde in ihm das Verlangen, noch einmal nach Afrika auszureisen, selber eine Expedition ins Unbekannte zu führen, selber zu sehen und selber zu prüfen.

Als er daraufhin die Karte Südwests studierte, wurden seine Blicke wie mit magischer Gewalt immer wieder zum Oranje hingezogen. Dort waren noch weite Strecken unerforschten Gebietes, dort floß Südafrikas größter Strom, der seine Wassermassen ungenützt dem Meere zusandte. Dort befand sich auch, hart südlich des Grenzflusses, die aufblühende englische Kupfermine von Okiep, die alljährlich einen stattlichen Reingewinn abwarf. War nicht die Wahrscheinlichkeit groß, daß die Kupfergänge sich über den Oranje hinweg ins deutsche Gebiet fortsetzten?

Immer lockender trat der Traum von reichen Erzfunden vor des Kaufmanns Seele, bis im Frühjahr des Jahres 1886 sein Entschluß zur Ausreise feststand. Alle Warnungen der Verwandten, alle Vorhaltungen der Freunde, alle Bitten der Gattin waren vergeblich. Nichts vermochte seiner Seele die Schwungkraft zu nehmen, nichts vermochte ihn zu schrecken. Und auf alle Argumente hatte er nur eine Antwort: „Wir sind allerwärts in Gottes Hand."

Ende April 1886 verließ also Adolf Lüderitz Bremen und schiffte

sich auf dem Dampfer „Athenian" nach Südafrika ein. In seiner Begleitung befand sich der Bergingenieur Iselin aus Basel, der ihm als tüchtig und zuverlässig empfohlen war. Ihm gegenüber äußerte Adolf Lüderitz: „Ohne günstige Resultate kehren wir nicht zurück, und wenn wir ein ganzes Jahr umherreisen müssen."

In Kapstadt gesellte sich zu den beiden noch der schottische Bergmann Hodkins und der Bremer Steuermann Steingröver, der im Auftrage des Museums für Völkerkunde in Südwest Sammlungen machen sollte.

Es litt Adolf Lüderitz diesmal nicht lange in der Stadt am Tafelberge. Sobald der Schoner „Meta" fertig beladen war, gab er Kapitän Petersen den Befehl zur Abfahrt nach Angra Pequena.

Als um die Mittagsstunde die „Meta" von der Brücke ablegte, wehte heftiger Nordsturm. Schon in der Tafelbucht gingen die Wellen so hoch, daß Iselin und Hodkins gleich seekrank wurden. Lüderitz selber, seefest und sturmerprobt, blieb bis zum späten Abend an Deck. Er hatte seine Freude daran, wie wacker das Schifflein den Kampf mit den Elementen durchstand. Als er sich dann endlich in der engen Koje zum Schlafe niederlegte, konnte er wegen des heftigen Schlingerns lange nicht einschlafen.

Um Mitternacht weckte ihn der Schiffer aus unruhigem Schlummer und sagte: „Herr Lüderitz, unsere Relings stehen dauernd unter Wasser. Wir haben mindestens Windstärke neun. Ich bin bange, meine ganze Decksladung zu verlieren. Wenn es Ihnen recht ist, kehren wir lieber um."

Lüderitz ging sofort hinauf, und als er sah, wie die schweren Brecher über das Deck hereinschlugen, gab er sofort den Befehl zum Wenden. Vom Sturm gepeitscht erreichte die „Meta" bei Morgengrauen ohne größere Havarie die Tafelbucht.

Erst nach drei Tagen sprang der Wind um; das Wetter besserte sich, es wehte eine leichte Südostbrise. Am 7. Juni

ging die „Meta" bei herrlichem Wetter zum zweitenmal in See.

Am 13. Juni morgens war der Schoner nach des Schiffers Berechnung auf der Höhe von Angra. Es war gerade Pfingstsonntag. Auf dem Meere lag so starker Nebel, daß die „Meta" nur nach dem Donnern der Brandung ihren Weg an der Küste entlang zu erfühlen vermochte. Gegen neun Uhr vormittags hob sich der Nebel für einige Minuten. Kapitän Petersen konnte die Insel Halifax, bevölkert von Hunderttausenden von Pinguinen, mit Sicherheit ausmachen. Nun waren es nur noch wenige Meilen bis zur Bucht.

Noch einmal legte der Nebel einen dichten Vorhang vor das Schiff, dann aber siegte die Sonne vollends. Plötzlich war die Sicht klar. Vor Adolf Lüderitz lag die Diaz-Spitze mit dem hohen dunklen Holzkreuz, das er selbst vor zwei Jahren aufgerichtet hatte.

Als eine Stunde später der Schoner zwischen Haifisch- und Pinguininsel in den inneren Hafen einlief, wehten von allen Gebäuden der Niederlassung die deutschen Fahnen, und alle Boote und Kutter hatten über die Toppen geflaggt.

Die „Meta" warf gegenüber der Faktorei ihren Anker aus. Da ertönten vom Lande her zu des Kaufmanns Überraschung fünf Kanonenschüsse, und schon kletterten, festlich gekleidet, die Angestellten der Firma an Bord. Sie ließen es sich nicht nehmen, ihren geliebten Chef feierlich abzuholen.

Wie staunte Adolf Lüderitz, als er beim Anlegen die neue Landungsbrücke erblickte. Der wackelige Bretterstieg war verschwunden. An seiner Stelle stand ein fester Steindamm. Eine Förderbahn führte vom Damm bis vor das Lagerhaus der Faktorei. Wie bequem war dadurch das Ausladen geworden, wie rasch konnten die Güter nun unter Dach gebracht werden. Ja, jene Tage lagen doch schon sehr weit zurück, da die Vogelsangleute bis zum halben Leibe im Wasser gestanden und die schweren

Kisten mit zerschundenen Händen mühsam aus den Booten gezerrt hatten!

Am Strande standen erwartungsvoll die „Kaffern“ der Faktorei, Hottentotten und Kapjungen, Buschmänner und Bastarde. Sie brüllten und schnalzten und grinsten bis über die Ohren vor Freude darüber, daß der groote Baas wieder da war, den sie alle liebten, von dem sie immer soviel „stories“ zu erzählen wußten.

Unter den eingeborenen Weibern stand, etwas verschämt im Hintergrund, auch die alte Hottentotten-Marie, die den Ruhm hatte, das erste weibliche Wesen auf der Faktorei gewesen zu sein. Sie war noch häßlicher geworden, ihre rückwärtige Körperseite hatte noch tollere Ausmaße angenommen, aber ihr Stolz war groß, als der Aubaas bei ihrem Anblick in fröhliches Lachen ausbrach.

Als Adolf Lüderitz dann über den weiten Paradeplatz der Faktorei selbst zuschritt, wurde sein Erstaunen immer größer. Wie hatte sich in den zwei Jahren alles verändert!

An Stelle der Handvoll dürftiger Hütten lag vor ihm eine richtige kleine Ortschaft. In der Mitte erhob sich ein stattliches Haupthaus mit geräumiger Veranda und einem gepflasterten Vorhof. Jedes Fenster war weiß lackiert und hatte richtige Gardinen. Vor dem Hause waren im Windschutz mit unendlicher Mühe Gartenbeete angelegt, mit Drahtgitter sorgsam umhegt gegen umherstreifendes Kleinvieh. Das frühere Wohnhaus war Kontor und Probestube geworden. Neben dem alten Warenschuppen stand jetzt ein geräumiges Lagerhaus. Nicht weniger als vierzehn ziegelrot gestrichene Wassertanks waren aufgestellt, um die Süßwasserversorgung dauernd zu sichern. Weiter hinten befanden sich Pferde- und Schweineställe, ferner Einzäunungen für Schlachtschafe; auch ein gut bevölkerter Hühnerhof und Taubenschlag fehlten nicht. Am Berghang gegenüber lagen dann noch die Eingeborenenpontoks, nicht mehr nachlässig verstreut, sondern sauber zu einer kleinen Werft zusammengefaßt. Alles in

allem: die Faktorei war aufgeblüht. Es ließ sich schon leben in Angra Pequena!

Vom ersten Tage an fühlte sich Adolf Lüderitz ganz zu Hause in der Bucht. Überall war Licht und Weite und Frieden, und durch die Stille ringsum klang nur Vogelrufen und Meeresbrausen und der Gesang des Windes. Alles war wie ehedem: die grauweiß melierten Felsschroffen des Nautilus-Berges zur Rechten, die rötlichgelben Wanderdünen zur Linken, die langgestreckte Bucht von Wellen durchkräuselt, die drei weißschimmernden Inseln und dahinter das weite, weite Meer.

Mitten im Südwinter war Lüderitz in Angra gelandet, aber das Wetter war so prachtvoll warm, daß die Türen und Fenster der Wohnräume den ganzen Tag offenstanden. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend konnte man in Hemdärmeln umhergehen ... Schön war jeden Morgen der Sonnenaufgang, wenn die Nebel der Nacht sich zerteilten und als duftige bläuliche Schleier über den kräftig aufleuchtenden Dünen entschwebten. Schöner noch war nach der Arbeit des Tages der Sonnenuntergang, wenn Himmel und Berge und Inseln und Buchten in purpurner Pracht aufglühten und sich dann ganz behutsam von der Nacht in ihren samtdunklen Mantel hüllen ließen.

Schon auf seiner ersten Afrikareise hatte Adolf Lüderitz gelernt, sich in Geduld zu fassen. So wußte er denn, daß es seine Zeit dauerte, bis die Ochsengespanne aus dem Innern in der Bucht eintreffen würden. Er mußte warten.

Untätig herumzusitzen aber vermochte er nicht. So beschäftigte er sich wiederum den ganzen Tag mit Schmieden und Tischlern. Immer fand er etwas auszubessern oder neu anzufertigen.

Auch die beiden „Bergleute“, Iselin und Hodkins, hatten ihre Arbeit. Täglich machten sie ihre Exkursionen in die Umgebung mit dem Feuereifer, der jeden ergreifen mußte, der zum erstenmal den Boden Südwests betrat.

Zehn Tage voll Sonne und Licht vergingen in geruhigem



Hottentottenpontok



Buschmannhöhle
nahe der Flamingohalbinsel an der Bucht Angra Pequena

Tätigsein. Da schlug das Wetter um, es gab Nordwind und Nebel. In der Nacht darauf ging ein starker Regenguß nieder, der vier Zoll Wasser in die Tanks brachte. Eine willkommene Gabe des Himmels. Hinterher blieb es weiter kühl und nebelig. Obwohl kaum ein Lüftchen wehte, rollte doch von der See her unaufhörlich ein starker Schwell zwischen den Inseln in die Bucht hinein. Dann wurde es unvermittelt wieder warm.

Mitten in der Nacht kam der Ostwind herangebraust. Er kam vom Inland, hatte über der Kalahari und der Namib alle Gluten der Wüste aufgesogen und fegte nun mit heißem Atem über die Bucht hin, rüttelte nächtlich an Türen und Fenstern. Er brachte ganze Wolken von geflügeltem Getier mit sich und erfüllte die Küste mit Myriaden von braunen Heuschrecken, bunten Schmetterlingen und schillernden Käfern ... Eine Woche wehte der Wüstenwind. Sein Gluthauch durchwärmte sogar das kalte Wasser der Bucht bis auf den Grund.

An einem dieser heißen Tage saß Adolf Lüderitz, von der Sonne schon tief gebräunt, in der schattigen Veranda und schrieb einen Brief an seine Frau in Bremen. Nachdem er aus seiner gleichmäßig-heiteren Gemütsstimmung heraus von allem Geschehen der letzten Zeit mit feinem Humor berichtet hatte, hielt er inne, blies gedankenvoll eine Weile den Rauch seiner Zigarre in die Luft und fügte dann mit Bedacht seinen Worten den Satz hinzu: „Ich bin hier so gern, daß ich am liebsten ganz hier leben würde."

Der Kaufmann blickte auf und ließ die Augen über die blaue Bucht hingehen. Ja, nun war es ausgesprochen: er liebte dieses Afrika!

Doch warum liebte er es? Was war es denn, was sein Herz so stark für dieses armselige Land schlagen ließ? War es nur das eine, daß er hier freier Herr war auf freiem Boden? Wie denn? War er nicht in gleichem Maße frei auch auf seinem Landgut daheim in Bremen?

Sinnend schüttelte Lüderitz den Kopf. Nein, die Freiheit war

hier von anderer Art als drüben. In Deutschland war doch alles irgendwie ein „Ich muß“; hier in Afrika war jeder Schritt ein „Ich will“. Dort war auch die Freiheit ein ständiges Gespanntsein, hier war es ein völliges Gelöstsein, so vollkommen, wie er es auch auf der Kattenburg nie empfunden hatte.

Aber es war auch noch das andere: Südwest war das Land der Extreme, der unausgeglichenen Gegensätze. Zuerst zwar hatte er selber in Afrika immer nur eines gesehen, nur das Licht, nur die Weite, nur den Mangel. Dann waren ihm die Augen geöffnet worden für das wahre Wesen des Landes. Nun wußte er, es war immer beides zugleich: Licht und Dunkel, Weite und Enge, Mangel und Überfluß, Wüste und Tropenpracht, Tod und Leben. Unvermittelt wie in der eigenen Brust stießen hier die Gegensätze aufeinander. Ja, das war es: weil seine eigene Seele in Extremen lebte, weil er selbst nie gemäßigt, sondern immer nur heiß oder kalt sein konnte, deshalb liebte er dieses Afrika.

Weiter noch ließ Lüderitz seine Gedanken wandern: War dieses Land ihm wesensgleich, wie er es tief im Herzen spürte, warum sollte er nicht das Stück seines Lebens, das noch vor ihm lag, ganz in Afrika verbringen? Mit Frau und Kindern! Dann konnten doch wenigstens seine Söhne, die doch von seiner Art waren, die Vollkommenheit erreichen, die ihm selber versagt war, und ganz zu Afrikanern werden.

Gerade hatte das Denken des Kaufmanns diesen Zielpunkt erreicht, da wurde plötzlich ein Stimmengewirr draußen auf dem Vorplatz laut. Die eingeborenen Arbeiter brachten im Triumph einen lederfarbenen Buschmann herbei, einen kleinen Kerl von stämmigem Wuchs. Er führte Bogen und Giftpfeile und war nur mit einem Fellschurz bekleidet.

Lüderitz betrachtete den Kleinen mit Aufmerksamkeit, stand doch vor ihm der Vertreter einer der Urrassen der Menschheit. Dann fragte er in das Geschnatter und Geschnalz der Farbigen hinein den Bastard Eduard, was da los wäre. Der wies auf einen

Brief, den der Buschmann in ein Stöckchen eingeklemmt in der Hand hielt. „Ein Brief vom King Joseph Fredericks aus Bethanien, Aubaas!"

Der Kaufmann öffnete und las die vom Missionar Bam niedergeschriebenen Worte: „Ich habe gehört, daß der große Baas aus Deutschland wieder in der Bucht ist. Ich sage ihm, daß ich ihn besuchen will. Wenn der Mond ganz jung ist, werde ich kommen."

„Um Himmels willen!" ertönte da die Stimme des hinzugetretenen Faktoreileiters John Müller — „der soll nur bleiben, wo er ist! Er war erst vor ein paar Monaten hier. Ich habe ihm ein Bett und Zimmer im Hause gegeben. Der Erfolg war verheerend. Das Bett war so verlaust, daß wir es auskochen mußten. Der Kerl kommt mir nicht mehr ins Haus!"

„Ganz mein Wunsch!" lachte Lüderitz. „Wir schreiben sofort ab und fügen hinzu, daß ich selber bald nach Bethanien kommen würde. Wann haben wir Neumond? In acht Tagen schon? Hoffentlich kommt die Antwort noch rechtzeitig hin."

Nach einem Ruhetag trabte der Buschmann wieder los. Der Neumond kam, der junge Mond zeigte seine Sichel. Joseph Fredericks aber erschien nicht.

An den Buschmann wurde Adolf Lüderitz erinnert, als er einige Tage darauf auf einem Forschungsgang mit dem Steuermann Steingröver nahe der Flamingohalbinsel eine Buschmannshöhle entdeckte. Es war die ursprünglichste Form einer menschlichen Behausung, eigentlich nur ein überhängender Fels, durch vorgestellte Steinblöcke und Walfischknochen zur Höhle gestaltet. Von den Bewohnern war weit und breit nichts zu sehen. Vielleicht beobachteten sie aus sicherem Versteck die beiden Weißen.

Der Boden der Höhle war mit Küchenresten bedeckt; sie bestanden aus Muschelschalen, Fischgräten, Markknochen und Schalen von Möweneiern. Auch eine Herdstelle war da

zwischen zwei Steinen; als Brennmaterial hatten die harzhaltigen Äste der sogenannten Buschmannskerze gedient. Ein selbstgebrannter Tontopf mit Bandmuster stand rauchgeschwärzt in der Asche.

„Hallo, was ist denn das hier!" rief Steingröver plötzlich und hob einen eigentümlich geformten Stein auf. Es war ein handtellergroßer Quarzit, vom Meere oval geschliffen, der an beiden Enden deutliche Spuren starken Gebrauches zeigte. — „Ein Faustkeil", erklärte Lüderitz zu seines Gefährten Freude. „Da haben Sie ein schönes Stück fürs Bremer Museum."

Jetzt war der Forschungseifer geweckt, und schon fanden sie, im Sande und in der Asche umherstochernd, einen fein gearbeiteten Fellschaber aus Feuerstein, dann eine abgebrochene Pfeilspitze und eine Feuersteinnadel. Lüderitz erbeutete dann noch einen napfähnlich ausgehöhlten Stein, in dem sich Reste verriebener roter Farbe befanden und einen schön gezahnten Spitzkeil.

Steingröver bestaunte die Funde sehr.

„Dann leben ja diese Buschmänner heute noch in der Steinzeit!"

Lüderitz nickte. „Ja, gewiß, und zwar auf der gleichen Kulturstufe, auf der die Menschen in Europa vor vielleicht zwanzigtausend Jahren gelebt haben! Auffallend ist mir, wie klein und zierlich all diese Werkzeuge sind. Aber kommen Sie, wir wollen doch auch die Umgebung der Höhle noch absuchen."

Das geschah. Da stieß Steingröver, der mit beiden Händen neben einem Milchbusch im Sande wühlte, plötzlich einen Freudenruf aus und hob vor dem hinzueilenden Kaufmann triumphierend ein — Straußenei in die Höhe.

Als Lüderitz einen Blick darauf geworfen hatte, verstand er sogleich den Jubel des Gefährten. Es war ein Fund von ganz besonderem Wert. Denn das Straußenei war mit Wasser gefüllt und oben mit Bienenwachs verschlossen, es war von den Busch-

männern als Wasserspeicher für Zeiten der Not im Sande vergraben worden. Das beste aber war, daß die Schale rings verziert war mit einem eingeritzten Zickzackmuster von roter und schwarzer Farbe.

Steingröver war ganz aus dem Häuschen. „Ich wette, so etwas Seltenes besitzt noch kein Museum in Deutschland. In Bremen sah ich nur bemalte Scherben von Straußeneiern. So'n Ding ist ja auch höllisch zerbrechlich."

Jetzt wollte Steingröver von weiterem Suchen nichts mehr wissen. Mit fast komischer Ängstlichkeit und Vorsicht trug er in beiden vorgehaltenen Händen den kostbaren Fund nach Hause. Um nicht klettern zu müssen, gingen sie dicht am Strande entlang. Da machten sie noch einen eigenartigen Fund. An der Flutgrenze lag ein Nagelrochen von riesenhaften Ausmaßen. Gut zwei Meter lang und breit war das Tier und über einen Fuß dick. „Steingröver, Sie haben heute einen Glückstag. Sehen Sie doch nur dort den Burschen, das gibt ein weiteres Glanzstück für Ihr Museum."

Aber der Steuermann wollte von keinem Nagelrochen was wissen, er drängte heim, er zitterte für sein Straußenei. Es gelang ihm wirklich, das seltene Stück heil zur Faktorei zu bringen. Tags darauf suchte er nach dem riesigen Nagelrochen. Doch die Stelle war leer. Die nächtliche Flut hatte ihn wieder ins Meer zurückgenommen.

Adolf Lüderitz hatte am 16. Juli Geburtstag. Es war ihm lieb, daß niemand auf der Faktorei davon wußte. Er hatte vor, den Tag für sich auf der Insel Halifax bei den possierlichen Pinguinen zu verbringen.

Doch es kam anders. Beim Morgenkaffee gab es plötzlich Alarm. „Die Osse sind da, Aubaas, die Osse sind da!" kamen die Hottentotten aufgeregt herbeigestürzt. — Von Aus waren zwei Gespanne von je zwanzig Zugochsen gekommen, dazu fünf Pferde, drei Tragochsen und eine Anzahl von Schlachtschafen und Ziegen.

Nun wurde den ganzen 16. Juli bis spät in die Nacht hinein gepackt und aufgeladen.

Als die Expedition um Mitternacht aufbrach, nahm Adolf Lüderitz mit Worten voll von Zuversicht Abschied von den Angestellten der Faktorei.

„Gott gebe", war sein letztes Wort, „daß wir bald abbaufähige Erzlager finden."

Die große Pad

Eines Abends nach Sonnenuntergang ritt Adolf Lüderitz in Bethanien ein, begleitet nur von seinem Pferdejungen, dem Hottentotten Lazarus. Nach wochenlangem gemächlichem Padleben war ihm plötzlich das langsame Trekken zuwider geworden. Da hatte er sich hinter Kuibes kurzerhand aufs Pferd geschwungen und war auf und davon galoppiert. Nach achtstündigem, scharfem Ritt erreichte er sein Ziel, den beiden Ochsenwagen um eine volle Tagereise voraus.

Herr Korber, der Angestellte der Firma, war noch wach. Er begrüßte den Chef mit sichtlicher Freude und stellte ihm rasch ein kräftiges Abendessen auf den Tisch. Während des Essens noch wurde Adolf Lüderitz von einer unbezwinglichen Müdigkeit befallen, so daß er auf Korbers viele Fragen kaum zu antworten vermochte. Da ließ er sich denn gleich auf sein Zimmer führen und legte sich nieder. Wohlig streckte er die Glieder. Ein weiß bezogenes Bett, ein Dach überm Kopf und sogar richtige Fensterscheiben! Wie gut das tat nach dem Lagerleben der letzten Wochen! Er fiel sogleich in bleiernen Schlaf. Durch seine Träume zogen Bilder von Felsen und Dünen, von Weiden und Wasserstellen, von Ochsenbrüllen und flackernden Lagerfeuern.

Mit blanken Augen saß der Kaufmann am andern Morgen mit Korber auf der Veranda beim Frühstück. Er lachte belustigt, als Korber nach dem Verlauf seiner Expedition fragte.

„Expedition? Nennen Sie es lieber eine kleine Wagenfahrt. Der Baiweg ist ja jetzt die reinste Handelsstraße. Das war doch vor zwei Jahren noch ganz anders.“ Dann aber umwölkte sich seine Stirn. „Vier Wochen haben wir uns nun Zeit gelassen. An

allen Wasserstellen haben wir ausgiebig Rast gemacht. Mit Iselin und Hodkins bin ich überall, rechts und links der Pad, in den Bergen umhergeklettert. Wir haben alle Kräfte eingesetzt, uns nicht geschont, und doch ist das Ergebnis kümmerlich. Blei und Kupfer und sogar Silber haben wir gefunden, aber immer nur in Spuren, nie in abbauwürdigen Mengen."

„Aber das Kupfervorkommen an der Bergnase von Aus?" warf Herr Korber ein.

„Auch das war eine Enttäuschung. Sie wissen, daß ich gerade auf diese Fundstelle große Hoffnungen gesetzt hatte. Leider stellte Iselin einwandfrei fest, daß der Kupfergehalt nach der Tiefe zu immer geringer wurde. Lauter Mißerfolge."

„Vielleicht liegt es nur daran," meinte Korber tröstend, „daß Sie bisher zu nahe der vielbefahrenen Straße geschürft haben. Da ist schwerlich viel zu erwarten."

„Sehen Sie! Das habe ich immer gesagt: Wir müssen runter von der Pad! Ins Unbekannte, in Neuland müssen wir vorstoßen, in Gebiete, die noch nie eines Weißen Fuß betreten hat. Drum will ich ja auch zum Oranje. Sie sollen's erleben: das wird eine richtige Expedition! Und dort werden wir auch finden, was wir suchen!"

Nach dem Frühstück sah sich Adolf Lüderitz auf dem Anwesen um. Ein stattlicher, wohleingerichteter Store stand an der Stelle der hinfälligen Hütte, die Joseph Fredericks vor zwei Jahren der Firma überlassen hatte. Während er Kontor und Lagerräume besichtigte, gab es draußen Geschrei und Lärm. Lazarus, der Pferdejunge, stürzte herein und rief: „Sie kommen, Aubaas, die Ochsenwagen kommen!"

Bald standen die wuchtigen Wagen vor dem Store, umringt von einem Kranz neugieriger Hottentotten. Beim Ausladen und Verstauen der Waren griffen die vier Weißen zum Erstaunen der Farbigen kräftig mit zu. So war am Abend alle Arbeit getan. Am liebsten wäre Lüderitz, dem die Früchte nie schnell genug

reisen konnten, jetzt gleich zum Oranje aufgebrochen. Doch Mensch und Tier bedurften der Ruhe.

Sechs Tage wurde in Bethanien gerastet. Während dieser Zeit war der Kaufmann heiteren und ausgeglichenen Gemütes. Er freute sich an dem prachtvollen Wetter, an dem klaren Wasser der unverschließbaren Quellen, an den schattigen Gärten der Mission und am Genuß von frischem Gemüse und Obst. Sorgsam ließ er in diesen Tagen alles für den Zug nach dem Süden vorbereiten.

Sooft es ging, besuchte er die Hottentotten auf der Werft. Die hatten den „groten Baas van Duitsland" in den zwei Jahren noch nicht vergessen und erzählten sich Wunderdinge von seiner Geschicklichkeit im Schmieden und Tischlern. Der Häuptling Joseph Fredericks war nicht auf der Werft. Er war als Schiedsrichter nach Berseba gerufen worden. Lüderitz bedauerte sehr, daß er ihm nicht seine Aufwartung machen konnte, denn er hatte ihm als besonderes „Presente" diesmal eigens eine Generalsuniform mitgebracht, die sein Oheim im Kriege 1866 getragen hatte.

Am dritten dieser Rasttage bemerkten Adolf Lüderitz und Steingröver bei ihrem Rundgang eine ganz eigentümliche Unruhe auf der Werft der Hottentotten. In emsiger Tätigkeit schleppten Frauen und Kinder Arme voll Reisig aus den Bergen herbei und häuften hohe Stapel vor den Pontoks auf, während die Männer an den Viehkralen wirkten und Herden von Rindern und Bokkies von den Weiden hereintrieben. Hier und da hockten Gruppen von Namas aufgeregt schwatzend am Boden, die den beiden Weißen sonderbare Blicke zuwarfen, sobald sie sich ihrem Kreise näherten.

Was Lüderitz dachte, sprach Steingröver aus: „Sollte das mit den Eingeborenenwirren zusammenhängen? Sind etwa die Hereros in bedrohlicher Nähe?"

Lüderitz versuchte, auf holländisch etwas aus den Namas

herauszubringen. Vergeblich. Da auch Missionar Bam sich auf einer Dienstreise in Keetmanshoop befand, so war von der Ursache der Erregung vorerst nichts in Erfahrung zu bringen.

Erst am Mittag, als die Weißen gerade auf der Veranda saßen, löste sich das Rätsel. Da strömten die Namas in Scharen auf den Vorplatz, ließen sich nach ihrer Weise auf ihre Schenkel nieder und warteten, daß der große Baas zu ihnen herauskäme. Als dann Lüderitz in die Mittagsglut hinaustrat und die Großmänner zu sich heranwinkte, gab es zunächst ein großes „Palaver" auf kapholländisch, in welchem immer wieder von einem Mister Sinclair, von der Sonne, von langer Nacht und von Feuer die Rede war. Eine Weile vermochte sich der Kaufmann aus dem Gewirr von Lauten und Stimmen nichts Vernünftiges zusammenzureimen. Dann aber bemerkte er, wie der freie Platz mitsamt den Hottentotten zusehends in ein fahles Dämmerlicht versank, als ob sich eine dunkle Wolke oder ein riesiger Heuschreckenschwarm vor die Sonne geschoben hätte. Unwillkürlich blickte er aufwärts zum Zenit, stutzte und brach dann befreit in ein fröhliches Lachen aus. Die Sonnenfinsternis! Natürlich! Daran hatte er in den letzten Tagen gar nicht mehr gedacht. Nun verstand er auch, was die Hottentotten ihm hatten „verklaren" wollen. Es war gestern ein englischer Händler mit Namen Sinclair durch Bethanien getrekkt. Der hatte beim Tränken seiner Ochsen den Namahirten an der Quelle gesagt: „Morgen in der Mittagsstunde wird ein Unheil über das Land kommen, die Sonne wird ihren Schein verlieren, und dann wird es acht Tage lang stockdunkel bleiben."

In Windeseile war die schlimme Kunde über die ganze Werft gelaufen. Die erschreckten Eingeborenen hatten sogleich alles getan, um das ärgste Unheil für sich und ihr Vieh abzuwenden. Obwohl der englische Händler sie beim Weiterziehen bedroht hatte, sie sollten keinem der Weißen etwas davon sagen, waren sie in ihrer Furcht nun doch gekommen, zu der Stunde, da der

böse Zauber beginnen sollte. Vielleicht konnte der große Baas ihnen helfen und den Schaden für Leib und Leben abwenden.

Verwundert sperrten die Hottentotten, die da verschüchtert am Boden hockten, ihre Mäuler auf, als sie sahen, wie der Kaufmann und die anderen Weißen, die hinzugetreten waren, immer wieder in das vergnügteste Gelächter ausbrachen. Erst machten sie Gesichter, als ob sie Zahnschmerzen hätten, dann aber atmeten sie erleichtert auf, als Lüderitz ihnen verkündete: „Der Engländer hat euch beschwindelt. Die Sonne wird zwar für einige Stunden ihren Schein verlieren, dann aber wird alles sein wie vorher. Niemand wird Schaden erleiden, nichts Übles wird eurem Vieh geschehen."

Sie alle empfanden, daß der große deutsche Baas ihnen die Wahrheit sagte, und gingen sogleich getröstet auf die Werft. Da alles kam, wie Lüderitz gesagt hatte, so stieg sein Ansehen bei den Namas ins Ungemessene. Nach vielen Jahren noch erzählten die Bethanier an ihren Feuern von dieser Begebenheit.

Nach sechs Rasttagen brach Adolf Lüderitz dann zum Oranje auf. Es begleiteten ihn auf dieser Expedition Iselin, Hodkins, Steingröver und sieben Eingeborene. Für jeden Weißen wurde ein gesatteltes Reitpferd mitgeführt. Den beiden Ochsenwagen folgte eine Schlachtviehherde von fünfzig Hammeln für den Fall, daß der Zug durch wildarme Gegenden führen würde; damit konnte man drei Monate reichen, wenn jeden zweiten Tag ein Hammel geschlachtet wurde.

Die Reiseroute wurde mit Hilfe wegekundiger Hottentotten in folgender Weise festgesetzt: Dem Lauf des Konkip und des Fischflusses folgend, sollte die Expedition bis Nabas Drift am Oranje vordringen. Dann sollten die Ochsenwagen nach Aus zurückkehren, während die vier Weißen auf den zwei mitgeführten Kanvasbooten den Oranje bis Aries Drift nahe der Mündung befahren würden. Von dort wollten sie auf den inzwischen herbeigeholten Ochsenwagen nach Aus und zur Bucht von Angra

Pequena zurückkehren. Die Dauer des Zuges wurde auf etwa drei Monate veranschlagt.

Am Morgen des letzten Augusttages 1886 verließen die beiden Ochsenwagen, die Deichsel nach Süden gerichtet, den Ort Bethanien. Es fiel Adolf Lüderitz, während er sich als letzter auf sein Pferd schwang, plötzlich wie eine schwere Last auf die Seele, daß er all die Tage vergeblich auf Briefe aus der Heimat gewartet hatte. Seit dem Tage seiner Ausreise von Bremen hatte er nichts von Frau und Kindern, nichts von allen Lieben daheim gehört. Drei Monate waren ohne Nachricht dahingegangen. Nun würde es also noch einmal drei Monate dauern, bis er den ersten Brief in den Händen halten würde. Als er daran dachte, verspürte er ein wehes Gefühl in der Brust.

Dann aber reckte er sich im Sattel auf, drückte seinem Gaul die Sporen in die Weichen und sprengte den Ochsenwagen nach. Ohne nur einen Blick auf das liebliche Bethanien zurückzuwerfen, das mit seinen Gärten und Dächern und seinem Kirchlein bald hinter den Bergtafeln des Schwarzrandes versank, setzte sich Adolf Lüderitz an die Spitze des Zuges. Von diesem Augenblick an war all sein Denken und Trachten nur dem Neuen zugewandt.

Die ersten Tage der Expedition brachten nichts Ungewöhnliches. Auf steinharter Pad polterten die schweren Wagen in stetem Gleichmaß dahin, bis am dritten Tage auf der Höhe von Kuibes eine weite, sattgrüne Ebene durchquert wurde. Von nun an hörten alle wegweisenden Wagenspuren auf. Die Expedition mußte sich selbst einen Pfad zum Oranje bahnen. Es war notwendig, daß hier, im unbekannten Gebiet, trotz der Hitze nur tagsüber getrekkt, nachts dagegen gerastet wurde.

Das leuchtend gelbe, sandige Bett des Konkip, eingerahmt von schmalen Streifen graugrüner Waldkulissen, wies den Wagen deutlich den Weg zum Süden. Manche Meile wurde ohne Fährlichkeit zurückgelegt. Dann aber begannen die Schwierigkeiten. Das Flußbett verengte sich, ungefüge Gesteinsklötze legten sich

in den Weg, und gleichzeitig traten zu beiden Seiten die Tafelberge immer schroffer an die Uferränder heran. Bald saßen die Ochsenwagen fest. Adolf Lüderitz, der mit seinem Pferdejungen zur Erkundung vorausritt, fand keine Möglichkeit, durchzudringen. Was nun? Umkehren? Das war bei der Enge des Flußbettes nahezu ausgeschlossen. Da war es denn ein Glück, daß Lazarus zur Rechten eine Schlucht entdeckte, die durch Regengüsse vieler Jahrtausende aus der steilen Wand herausgewaschen war.

Mühselig genug krochen die schweren Wagen auf ihren breiten Radbändern die stetig ansteigende Schlucht empor. Auf halber Höhe zur Hochfläche ging es nicht mehr weiter, obwohl Farbige und Weiße sich mit aller Kraft in die Speichen legten. Da wurden die Zugtiere des zweiten Wagens vorgeholt und vorgespannt. So wurde erst der eine und darauf auch der andere Wagen in harter Plackerei auf die Fläche gebracht. Weiter ging es den ganzen Tag auf dem glasharten Felsboden der Hochebene unter entsetzlichem Rumpeln und Poltern. Fast unerträglich wurde der Marsch dadurch, daß die schwärzlichen Steinplatten alle Gluten der sengenden Tropensonne in sich aufgesogen hatten und nun von unten herauf eine höllische Backofenhitze ausstrahlten.

Am Abend wurde an einer Geröllhalde ausgespannt. Die Zugtiere blieben ungetränkt und ohne Futter. Die Nacht war bitterkalt, infolge der starken Wärmeausstrahlung sank das Thermometer auf der ungeschützten Hochfläche unter den Gefrierpunkt.

Der nächste Tag wurde noch schlimmer. Die Expedition legte kaum eine Meile zurück. Die Ochsen waren faul und unlustig zur Arbeit, daher erfolgte schon der Aufbruch verspätet. Dann dauerte es nicht lange, da stellte sich dem Zuge ein tief eingeschnittener Quergraben in den Weg, der nirgends einen Durchlaß zeigte. Den ganzen Tag verbrachte man damit, diesen Graben zu umgehen. Am Abend mußten dann die Ochsen noch in hals-

brecherischer Kletterei zur Wasserstelle Gaigoab ins Konkiptal hinabgeführt werden, da sie unmöglich noch einen Tag ungetränkt bleiben konnten.

Tagelang noch zog die Expedition auf dem völlig pflanzenlosen Felsplateau weiter, tags von Sonnengluten ausgedörrt, nachts von Frost und kalten Winden geschüttelt. Ständig blieb es für Weiße und Farbige die Hauptsorge, wie Wasser und Weide für soviel Vieh beschafft werden sollten; ärgerliche, ja oft groteske Umwege mußten deswegen unternommen werden. Das Wagenmaterial wurde auf diesem unwirtlichen Gebiet ungewöhnlich stark beansprucht. Immer wieder ging etwas zu Bruch, immer gab es etwas zu flicken. Adolf Lüderitz arbeitete kräftig mit bei den Ausbesserungen, die oft recht langwierig waren, da nur die einfachsten Werkzeuge vorhanden waren. Unermüdlich bei solchen Arbeiten, verlor er nie die Geduld, so daß die Eingeborenen sich willig nach ihren Kräften für den Aubaas anstrengten, bis der Schaden behoben war. Bald hatte der Kaufmann Hände, so schwielig und hart wie Matrosenfäuste, dazu waren ihm sämtliche Nägel an den Fingern abgebrochen. Von Sonne und Wind zersprang ihm die Haut an Gesicht und Händen, obwohl er sie wiederholt mit Schaffett einrieb.

Den übrigen Weißen ging es nicht anders. Sie hatten alle eine lederartige, tief gebräunte Haut, die sich straff über Knochen und Muskeln spannte. Hemd und Hose waren ihnen verdreckt und durchgeschwitzt, die Strümpfe völlig durchlöchert und die Schuhe durch das Herumklettern auf scharfkantigem Gestein so zerfetzt, daß sich die Sohlen lösten und durch untergenähte Fellstücke ersetzt werden mußten; viel zu Fuß laufen konnte man in solchen Fellschuhen freilich nicht. Die Kost war einfach und in dieser wildarmen Gegend recht eintönig. Täglich wies die Speisekarte Hammelfleisch auf, am Spieß gebraten, dazu Reis oder Mehlklöße; ferner gab es Brotfladen, die von dem Hottentotten-

koch in einem Eisentopf gebacken wurden, und als Getränk morgens, mittags und abends Kaffee.

Die harte, einfache Lebensweise bekam allen Weißen recht gut. Bei allen Mahlzeiten entwickelten sie einen Bärenhunger, und nachts schliefen sie auf hartem Lager tief und fest wie Soldaten im Felde. Trotz aller Widrigkeiten waren alle in zuversichtlicher Stimmung. Die frische Luft, das viele Reiten, die körperliche Arbeit erzeugten in ihnen allen ein Wohlgefühl, so vollkommen, wie sie es seit ihren Kindheitstagen nicht mehr empfunden hatten.

Vor allem war Adolf Lüderitz selbst von einer ruhigen Heiterkeit erfüllt, die ihre Kraft auf alle Fahrtgenossen ausstrahlte, so daß auch in schlimmen Lagen keine unwirsche Stimmung aufkam. Der Kaufmann besaß die Weisheit des alten Afrikaners, der da weiß, daß nicht die Ungeduld und das Drängen des Europäers das Tempo des Trekkens bestimmen, sondern die Gegebenheiten der Natur des Landes. Ohne Murren unterwarf er sich der Ordnung des Fortschreitens, die Sand und Felsen, Hitze und Kälte, Wasser und Weide der Expedition auferlegten.

Nach einer Reihe von Tagen begann die ermüdende Gleichförmigkeit der Fläche einer größeren Mannigfaltigkeit der Landschaft zu weichen. Die Konturen verloren ihre schroffe Rechtwinkligkeit, das Tafelhochland löste sich auf in Bergketten mit lebendig geschwungenen Linien, aus denen einzelne hohe Spitzkuppen oder Granitrücken herausragten. Ein Grasteppich bedeckte den Erdboden, die Ochsen fanden ihre Weide, und auch das Tränken an den Wasserlöchern war weniger mühevoll.

Jetzt endlich vermochte sich die Expedition auch nachdrücklich ihrer Hauptaufgabe, dem Schürfen nach den Schätzen des Bodens, zuzuwenden. Es begannen für die vier Weißen Tage, erfüllt von zweckvoller, fröhlicher Tätigkeit. Iselin und Hodkins kletterten zu Fuß und zu Pferd den ganzen Tag im Gebirge umher. Adolf Lüderitz ließ die beiden Bergleute meist allein ihre

Wege ziehen. Auf Iselin war Verlaß, das wußte er. Der würde ihm niemals wertlosen Schwefelkies als Silbererz anpreisen, wie es die Gelehrten der vorjährigen Expedition getan hatten. Iselin war ungewöhnlich gewissenhaft und gründlich, dabei besessen von einem Forschereifer, der selbst den schwerblütigen Schotten Hodkins mitriß.

Es ergab sich von selbst, daß Lüderitz sich in dieser Zeit immer mehr an den Steuermann Steingröver anschloß. Der war stets guter Dinge, steckte voll von Schnurren und Seemannsliedern, hatte alle sieben Meere bereist und wußte abenteuerliche Dinge von seinen Fahrten zu erzählen. Er hatte ein helles Auge für alle Dinge seiner Umgebung und fand an den unwahrscheinlichsten Stellen Schlangen, Schildkröten oder Echsen für seine Sammlungen. Lüderitz verdankte seiner regen Wachsamkeit manche Antilope, manche Kette Perlhühner, die er für den Mittagstisch erlegte. Besonders aber war ihm Steingröver als Weggefährte willkommen, weil er stets ein guter Kamerad war und — ihm selber ähnlich — auch einen Schuß Leichtsinn und Abenteuerlust besaß.

Langsam zog die Expedition nach Süden, während die vier Weißen in emsiger Tätigkeit sammelten und forschten. Von Tag zu Tag wurde die Landschaft abwechslungsreicher. Anabäume und Schirmakazien erhoben sich über gelblichem Büschelgras. Webervögel, Papageien und Paviane und auch vereinzelte Rudel von Antilopen erfüllten die Ruhe des Landschaftsbildes mit leisem Leben.

Eines Mittags kam überraschend ein kreisrunder Talkessel in Sicht, in dessen Mitte ein uralter Kameldornbaum stand.

„Kurutabis!" rief Lazarus, der Pferdejunge, erfreut. „Kurutabis!" wiederholten die Treiber schnalzend und ließen vergnügt die lange Schwipp den Ochsen um die Ohren knallen. Kurutabis bedeutete ihnen viel süßes Wasser und Fleisch und Rast und Weide für die Ochsen.



Lüderitz' Aufbruch zu seiner letzten Reise, von der er nicht mehr zurückkehren sollte



Ochsenwagentreck am Kameldornfluß

Auch Adolf Lüderitz war froh, als er das Wort Kurukabis hörte. Das erste Teilziel der Expedition war erreicht, ohne Unfälle, ohne Verluste an Zugtieren.

Als der Zug sich der Talmitte näherte, bemerkten erst die Namas und dann auch die Weißen die Gestalt eines Menschen an der Wasserstelle nahe dem Kameldornbaum. Er ließ die Wagen fast bis auf Flintenschußweite herankommen. Plötzlich war er fort. Erst als das langwierige Geschäft des Tränkens beendet war, die Kaffeemühle verheißungsvoll kreischte und der Maismehlpapp über dem Feuer brodelte, entdeckten Steingrövers scharfe Augen den scheuen Eingeborenen auf einem Felsvorsprung hoch über der Wasserstelle. „Was mag der Bursche wollen?" fragte er verwundert.

Auch Lüderitz war leicht beunruhigt. „Das wollen wir doch feststellen, ehe es dunkel wird", sagte er und winkte sich seinen Pferdejungen heran. „Lazarus, bring mir den Kerl mal hierher."

Der blickte zu der Gestalt auf der Felsplatte hinüber und zuckte die Achseln. „Miskien Buschmann, miskien kommt nicht", murmelte er, machte sich dann aber doch an seinen Auftrag.

Nach einiger Zeit erschien er mit dem Fremden am Lagerplatz der Weißen. Der Buschmann war offenbar schon öfter mit Europäern in Berührung gekommen, denn er sprach nicht nur das Nama, sondern auch ein paar Brocken kapholländisch und bettelte sofort um Tabak. Es war ein kräftig gebauter älterer Mann, mit starken Backenknochen und einer eigentümlich hohen Stirn. Bewaffnet war er mit Pfeil und Bogen und einem Knopfkirri. Um die Schultern trug er ein abgeschabtes Leopardenfell. Offenbar war dieser Buschmann ein alter Einzelgänger, der von Jagd oder Raub lebte und sich nur gelegentlich einmal einer Sippe anschloß. Seinen Namen gab er unter Schnalzlauten als „Hankasso" an.

Iselin, der stets Vorsichtige, erklärte sogleich, daß er diesem

„Wilden" ganz und gar nicht traue, und schlug vor, ihn über Nacht zu fesseln und an den Wagen zu binden. Aber Lüderitz lachte nur. „Indianerromantik, mein lieber Iselin! Paßt nicht nach Südwest. So'n Kerl räubert hierzulande nur, wenn er Hunger hat. Lazarus, gib dem Buschmann Kost und Tabak!"

Das war das Rechte. Diese Nacht verlief genau so friedlich wie alle anderen, und am nächsten Morgen erschien Hankasso, der Buschmann, wieder unbefangen an den Fleischtöpfen der weißen Herren. Deren fremdartiges Tun beobachtete er den Tag über scharf aus seinen eng zusammengekniffenen Lidspalten heraus. Iselin und Hodkins folgte er bis tief ins Gebirge hinein und schaute ihrem Hämmern und Klopfen aufmerksam zu.

Die beiden hatten Glück an diesem Tage, zum erstenmal fanden sie etwas Besseres als das ewige Eisenerz. Sie brachten dem Kaufmann am Abend vergnügt ein paar faustgroße Stücke gewichtigen Bleierzes zum Lager mit.

„Hurra, der erste Erfolg!" rief Lüderitz strahlend. „Morgen reite ich mit und sehe mir die Fundstelle an."

Aber es kam anders. Zufällig fiel des Kaufmanns Blick, während er das glitzernde, fein gekörnte Erz betrachtete, auf Hankasso, den Buschmann. Da kam ihm ein Gedanke. Vielleicht wußte der Kleine, wo Erz in diesen Bergen zu finden war. Hankasso begriff rasch, was man von ihm wollte. Prüfend betrachtete er die Proben von Blei und Kupfer und Zinn, die Lüderitz ihm vorlegte. Doch zu allem schüttelte er den Kopf, bis unversehens sein Blick auf den goldenen Ring fiel, den der weiße Mann am Finger trug. Da wurde er lebendig und schnalzte und schwatzte eine ganze Weile auf Lazarus ein, bis Lüderitz ungeduldig dazwischenfuhr: „Was ist denn los mit dem Kerl?"

„Aubaas, Hankasso sagt, er weiß eine Stelle in den Bergen, da ist viel solch gelbes Metall, wie du an deinem Finger hast."

Die vier Weißen sahen sich an. „Gold!" stieß Lüderitz hervor. „Gold!" schrie Steingröver erregt.

„Lazarus, frag den Buschmann, wo die gelben Steine liegen", befahl Lüderitz. Hankasso erklärte, daß die Weißen schon einen ganzen Tag brauchen würden, um zu der Stelle zu gelangen.

„Einerlei!" rief Steingröver in rasch entflammter Begeisterung. „Auf jeden Fall müssen wir hin! Gold, meine Herrschaften, Gold! Das wird vielleicht das Glück unseres Lebens!"

Schon wollte Lüderitz ihm beipflichten, da blickte er in das skeptische Gesicht Iselins. Der wiegte zweifelnd den Kopf. „Gold? Vielleicht ein wenig Reinkupfer. Vielleicht auch nur etwas Schwefelkies. Oft genug sind wir nun schon ähnlichen Behauptungen Eingeborener nachgegangen. Immer vergeblich, immer war es nur nutzlose Verschwendung von Kraft und Zeit."

Einen Augenblick wurde der Kaufmann schwankend durch Iselins nüchterne Worte, dann aber siegte in ihm doch sein Optimismus und sein Hang zum Abenteuerlichen. „Wir müssen jeder Spur nachgehen, wenn wir etwas erreichen wollen", entschied er. „Hankasso soll uns morgen führen."

Iselin blieb auch tags darauf noch ablehnend. In Begleitung von Hodkins zog er in südlicher Richtung davon, um das Bleivorkommen gründlich zu untersuchen. Indessen folgten Lüderitz und Steingröver erwartungsvoll dem Buschmann westlich in das Gebirge hinein.

Hankasso lief zu Fuß voran, in einem eigentümlich federnden Trab. Die Weißen folgten zu Pferde. Sie hatten Lazarus mitgenommen, der ein Packtier, mit Wasserbeuteln und Proviant beladen, am Zügel führte. So rasch lief der Buschmann, daß die Reiter nur im Galopp zu folgen vermochten.

„Lange wird ja der Bursche das Tempo nicht durchhalten", meinte Steingröver. Aber er irrte sich. Der Kleine rannte Stunde um Stunde mit immer gleichbleibender Geschwindigkeit, dahin. Als dann ein Tafelberg sich breit und schroff der Kavalkade in den Weg legte, kletterte er den zerklüfteten Felsenhang so frisch und elastisch hinan, daß es fast wie ein Wunder anzusehen war.

Aber auch die Pferde erklommen die Höhe mit erstaunlicher Gewandtheit. Auf unbeschlagenen Hufen fühlten und tasteten sie sich so weich und sicher über den harten Stein, daß die Reiter ihre Sorge nur darauf zu richten brauchten, den Gäulen den Hals freizugeben und sie nicht zu behindern.

Durch das sandige Bett eines Gießbaches rutschten dann die Pferde auf der anderen Seite wieder ins Tal hinab. Unten trabte Hankasso trotz der Mittagshitze gleich wieder los und führte die Reiter zu einem kleinen Wasserloch, das zwischen zwei mächtigen Granitblöcken versteckt lag und von der letzten Regenzeit her noch ein wenig eiskaltes Wasser enthielt. Nach all der Kletterei in der Sonnenglut genossen die Weißen dankbar die Rast unterm schattigen Fels, der Buschmann dagegen zeigte keine Spur von Ermüdung.

Erst als die Sonne sich schräg gen Westen neigte, waren Lüderitz und Steingröver zu neuen Taten bereit. Zu ihrem Befremden steuerte jetzt Hankasso geradeswegs auf eine Felsenpyramide zu, die ihnen unbesteigbar erschien. So steil war diesmal der Anstieg, daß selbst die Afrikanerpferde nach ein paar tapferen Ansätzen den Berg verweigerten.

So mußten Lüderitz und Steingröver den Lazarus mit den Pferden an die Wasserstelle zurückschicken und sich zu Fuß an die Besteigung der Felspyramide machen. Das war in der dünnen Luft äußerst anstrengend, da sich die Männer von Block zu Block mit Klimmzügen hocharbeiten mußten. Noch war nicht ein Drittel der Höhe bezwungen, da fühlte sich der Kaufmann so stark erschöpft, daß er innehalten und nach einem weiteren fruchtlosen Versuch die Besteigung ganz aufgeben mußte. Das war ihm bitter. Es war das erstemal, daß seine Kräfte versagten, das erstemal, daß er seine fünfzig Jahre als eine Last verspürte, die ihn zu Boden drückte.

In der Nacht schlief er an der Wasserstelle über Erwarten fest und tief und fühlte sich am Morgen so frisch, daß er von

neuem den beschwerlichen Aufstieg wagte. Diesmal schaffte er es glatt. Nach kurzem Atemholen ging es dann gleich weiter. Der Buschmann führte die beiden jetzt durch ein höchst unübersichtliches, wild zerrissenes Gelände. Da hatten die Weißen so vollauf zu tun mit Klettern und Kraxeln, daß sie ihre Augen nicht vom Boden heben konnten und bei dem ständigen Auf und Ab und Hin und Her bald jede Orientierung verloren.

Endlich stand Hankasso still. Mit einem hellen Ausruf deutete er auf ein schmales Band von schneeweißem, glänzendem Gestein, das sich rücksichtslos durch weichen, verwitternden Schiefer hindurch Bahn gebrochen hatte. Der Quarzgang!

In diesem Augenblick wurden die beiden Männer von einem Goldrausch erfaßt. Sie stürzten sich auf den weiß glänzenden Quarz und begannen, sinnlos mit ihren Hämmern auf den Stein einzuschlagen, daß die Funken stoben. Doch sie fanden nichts.

Da winkte der Buschmann von der anderen Seite des Riffes her. Lüderitz sprang hinüber, hob den Hammer, schlug zu — und hielt Gold in den Händen. Eingebettet in ein Kissen von schneeweißem Quarz, lagen vor ihm Körner und Tropfen und Adern von reinem, gleißendem Gold. Vor Freude fielen Lüderitz und Steingröver einander in die Arme und machten sich dann, glühend vor Eifer, daran, den Quarzgang weiter zu durchforschen. Überall war Gold im Gestein, oft nur in feinen Körnchen und zierlichem Geäder, zuweilen aber auch in Kugeln von Erbsengröße. Eine Zeitlang vergaßen die beiden alles über dem Gold und seinem Glanz, bis der Buschmann, der sie geführt hatte, zwischen sie trat, unter gurgelnden Lauten zur Sonne zeigte und sie so an die Rückkehr mahnte.

Die Nacht verbrachten die Goldsucher an der Bankwasserstelle bei den Pferden in unruhigem Schlummer und ritten voll Ungeduld schon vor Tau und Tag ab, als eben der Morgenstern im Osten das Nahen des Tagesgestirns verkündete. In dieser

feierlichen Stunde ritt Adolf Lüderitz schweigend dahin. Die Stille zwischen Nacht und Tag drang ihm ins Herz. Sein erster Gedanke galt der Heimat, den Söhnen. Einmal mit den drei Bengels eine solche Morgenstunde durchleben, dachte er, einmal mit ihnen Afrikas Weiten zu Pferde durchmessen, ohne Ziel, ohne Aufgabe! Wie schön mußte das sein!

Da machte des Kaufmanns Pferd einen Satz. In der Packtasche klapperten die Quarzstücke! Gold! Endlich ein großer Erfolg! Das Ziel war eine gute Strecke näher gerückt. Freilich, das Quarzriff war nicht groß, und noch wußte niemand, was in seiner Tiefe schlummerte.

Er griff in die Tasche und holte eines der Fundstücke hervor. Hell funkelten die Goldkörner im ersten Morgenlicht. Ein wenig von jenem Stoff, dem alle Welt nachjagte, der von alters her die Menschheit bezauberte, der Ströme des Glücks und ein Meer von Leid über die Erde gebracht hatte. Was würde aus dem Golde dieses weltabgelegenen Quarzganges ihm selbst und diesem Lande erwachsen, Segen oder Unsegen?

Die Sonne erschien über den Bergrändern, die Pferde trabten an, und über Stock und Stein ging es in rascher Gangart zurück zur Wasserstelle Kurutabis. Es war noch früh am Nachmittag, als die Kavalkade das Lager unterm Kameldornbaum erreichte. Iselin und Hodkins waren noch unterwegs auf einem Schürfgang. So war niemand da, dem die Ankommenden von ihrem Glück berichten konnten.

Als erstes erhielt Hankasso vom Kaufmann ein großes „Presente“, einen ganzen Sack voll Tabak, Kaffee, Reis und Zucker und eine Wolldecke, lauter Dinge, die dem Buschmann wertvoller dünkten als alles rotes Gold der Berge.

Als zwei Stunden später die beiden Bergleute sich unterm Kameldornbaum einfanden, gab es ein großes Hallo. „Bei Gott, das ist ja Gold!“ rief Iselin überrascht, als man ihm wortlos eins der Quarzstücke unter die Nase hielt.

„Gewiß", antwortete Lüderitz munter, „und hier ist noch mehr Gold, und in den Bergen drüben ist ein ganzes Riff voll Gold."

Neidlos erkannte Iselin an, daß diesmal der Kaufmann glücklicher gewesen war als er selber. Denn mit dem Bleivorkommen war es nichts gewesen, die Menge war zu gering für den Abbau.

Es wurde beschlossen, daß die beiden Bergleute unter Führung des Buschmannes gleich am nächsten Morgen die Fundstelle aufsuchen sollten. Da aber gab es ein ganz unerwartetes Hindernis: Hankasso war fort! Beladen mit allen Herrlichkeiten, die der weiße Baas ihm geschenkt, war er am Abend davongegangen in die dunkelnden Berge. Über Nacht war er fortgeblieben, und auch am Morgen nicht zurückgekehrt. Da schickte Adolf Lüderitz den Pferdejungen und all seine Treiber aus, den Buschmann zu suchen. Es half nichts. Hankasso blieb verschwunden. Wie bereute es der Kaufmann, dem Kerl voreilig ein so fürstliches „Presente" gegeben zu haben! Zu spät! Hankasso kam nicht wieder. Alles Schimpfen und Schelten half nichts.

Drei Tage lang durchstreifte Lüderitz mit Steingröver verbissen und trotzig das zerklüftete Bergland kreuz und quer. Wohl stießen sie auf einen Quarzgang hier und dort, wohl fanden sie ein leuchtend weißes Riff, das aufs Haar ihrer Fundstelle glich, doch immer war das Gestein taub und leer. Es war, als hätten sie vom Golde nur geträumt.

Nach unsäglichen Mühen mußte Lüderitz die Goldsuche endlich aufgeben. Sein Leben war um eine Enttäuschung reicher. Aber die Aufgabe blieb. Noch war der Oranje fern.

Die Zelte unterm Kameldornbaum wurden abgebrochen, die Expedition verließ Kurutabis und wechselte vom Bett des Konkip zum Großen Fischfluß hinüber. Nach Osten ging der Marsch. Die Landschaft wurde flach und reizlos. Eine endlose Ebene tauchte auf. Auf ihr wuchs kein Strauch und kein Halm, sie wurde von keinem Menschen bewohnt und von keinem Tier

besucht. Es war eine schreckliche Einöde. Sie war übersät mit Steinen, mit Millionen und aber Millionen von Steinen. Es war, als habe der Herrgott alle Steine der Welt gesammelt und im Zorn über diese elende Fläche ausgeschüttet. Drei Tage dauerte der Marsch durch diese Steinwüste, dann kam der Fischfluß mit steil abstürzenden Uferrändern in Sicht. Sein breites, sandiges Rivier war umrahmt von frischgrünen Uferwäldern. Als die Expedition sich dem Grüngürtel näherte, sahen die vier Weißen zwischen dicht belaubten Bäumen plötzlich ein silbernes Blinken. O Wunder! Der Fischfluß führte Wasser! Hinter urwaldähnlichem Dorngestrüpp zog sich an schroffer Felswand eine Wasserfläche entlang: ein See im Flußbett, still und unberührt, in dessen klarer Fläche sich Bäume und Felsen spiegelten. Zwei Wildenten schwirrten auf, und vom Felsen drohte zähnefletschend ein riesiger Pavian den Eindringlingen unter wütendem, heiserem Bellen. Zu verlockend war den Weißen der Anblick der Seefläche. Bald tummelten sie sich mit Wohlbehagen im Wasser und genossen ausgelassen wie die Kinder das seltene Vergnügen eines erfrischenden Bades im Freien.

Der Marsch am Westufer des Fischflusses entlang war eine Erquickung für Mensch und Tier. Vergessen war die Sorge um Wasser und Weide, das Auge erfreute sich am Grün der Uferwälder, und Wildherden und mancherlei Geflügel belebten die Landschaft. Adolf Lüderitz ging in diesen Tagen oft auf Jagd. Manchen Springbock, manche Wildente brachte er für die Küche heim.

Das Land am Fischfluß war arm an Mineralien. Der Boden gab keine Schätze her, so sehr auch Iselin und Hodkins sich plagten und mühten. Das einzige, was sie fanden, war Marmor, der breite Schichten zwischen dem Kalk bildete. Was aber sollte man in der Wüstenei mit dem Marmor anfangen, der in Europa ein Vermögen eingebracht hätte!

Nach und nach verlor das Rivier des Fischflusses an Breite.

Immer enger wurde das Tal, immer schärfer traten die Kalkränder zu den Seiten heran. Die Wassertümpel im Flußbett wurden größer und zahlreicher und vereinigten sich schließlich zu ganzen Ketten von schmalen, länglichen Seen.

Zum letzten Male wurden am Fischfluß die Zelte aufgeschlagen, an einer Stelle, die von den Hottentotten Aiais genannt wurde. Dort war eine heiße Quelle, die bei den Eingeborenen im Ruf großer Heilwirkung stand. In einer wannenförmigen Mulde der Kalkterrasse, über die das Wasser hinwegsprudelte, genossen die Weißen die lang entbehrte Wohltat eines heißen Bades.

„Dieselbe Geschichte wie mit dem Marmor", sagte Lüderitz ein wenig elegisch. „Im Schwarzwald oder in Böhmen würde eine solche heiße Mineralquelle ein Vermögen einbringen, und hier verrinnt der Segen ungenutzt in den Sand."

In Aiais traf die Expedition zum erstenmal seit Kurutabis auf Menschen. Es war eine Handvoll junger Hottentotten vom Stamm der Koranna, die sich auf einem Jagdzug befanden. Sie erhielten „Presente" an Tabak und Kaffee und gaben bereitwillig Auskunft über die Pad.

„Ihr könnt hier mit euren Ochsenwagen nicht zum Oranje kommen", erklärten sie bestimmt — „ihr müßt den Fischfluß verlassen und quer hinüber zum Kameldornrivier trekken. Dort tränkt ihr eure Ochsen an der Wasserstelle Gaibis und folgt dann dem Flußufer nach Süden bis zur Einmündung in den Oranje."

So wechselte denn die Expedition vom Fischfluß zum Kameldornfluß hinüber. In zweitägigem Gewaltmarsch wurde die Hochfläche zwischen den beiden Rivieren überwunden. Das Bett des Kameldornflusses war trocken und sandig. Die Büsche an seinen Ufern standen grau und stachelig da. Kein Wild wurde gesichtet. Nur ein paar Trappen und Krähen und Webervögel belebten das öde Landschaftsbild ein wenig. Außer kümmerlichen Spuren von Blei und Zinn waren auch auf dieser letzten Etappe zum Oranje Erze nicht zu finden.

Fünf Tage lang zog die Expedition verdrossen durch das dürre Land. Alle spürten in diesen Tagen eine große Padmüdigkeit. Vier Wochen lang waren sie nun ununterbrochen getrekkt, vier Wochen lang hatten sie Hitze und Kälte und unsägliche Mühsale erduldet, vier Wochen lang waren sie zwischen Hoffnung und immer neuer Enttäuschung hin und her gerissen worden. Nun war der Bogen überspannt. Ohne Schwung und ohne Willen, fast mechanisch nur bewegten sie sich weiter, taten sie, was notwendig war. Bis sich das Flußbett am sechsten Tage zum breiten Delta weitete, bis gewaltige Bergrücken machtvoll den Weg nach Süden abriegelten. Da schlug ihnen allen das Herz in jäher Freude. Sie waren am Oranje!

Durch die Stromschnellen des Oranje

Hoch auf felsiger Bastei stand Adolf Lüderitz. Seine Gestalt war hager geworden in den Strapazen des langen Padlebens. Straff spannte sich die Haut auf seinem wetterharten, tief gebräunten Antlitz. In seinen blauen Augen blitzten Kühnheit und Entschlossenheit, als er den Blick über das gewaltige Landschaftsbild zu seinen Füßen schweifen ließ.

Dort unten floß der Oranje. Seine Wassermassen wälzten sich in mächtig geschwungenem Bogen hinein in das Tal von Nabas Drift; breit und gelassen strömten sie weiter durch das fruchtbare Schwemmland und brachen sich dann mit urgewaltiger Kraft Bahn durch das wild getürmte Bergland im Westen. Wie fühlte er sich dem Geist des Stromes im Innersten verwandt!

Die Heimat hatte er verlassen, sich aus der Menge gelöst, einsam, allein war er vorangeeilt, nur auf die eigne Kraft gestützt, war heute gelassen seine Straße gezogen und morgen wieder rastlos vorgestürmt; immer hatten ihm Hindernisse den Weg verbaut, immer hatte er sie kämpfend überwunden. Das alles mußte so sein. Kampf war sein Schicksal, Einsamkeit sein Los. Sein einziger Lohn für all sein Mühen war seine Aufgabe, seine nie beendete Aufgabe.

Dort unten floß der Oranje. Das Ziel war erreicht, aber alle Hoffnungen lagen zerschlagen am Boden. Die Expedition hatte keine abbauwürdigen Erze gefunden, obwohl alle Teilnehmer das letzte hergegeben hatten. Dennoch blieb Adolf Lüderitz unverzagt. War es nicht eine Leistung, daß die Expedition so weit gekommen war, ohne Schaden, ohne Unfall, ohne Ver-

lust eines einzigen Ochsen? Und lag nicht vor ihm der Oranje mit seiner wilden Gebirgswelt, die noch nie eines Weißen Fuß betreten hatte? Die Gestalt des Kaufmanns straffte sich. Er war bereit zu neuen Taten.

Doch ehe er hinabstieg zu den Gefährten, die unten am Ufer unter Steingrövers Anleitung die Boote für die Fahrt beluden, wandte er den Blick noch einmal nach Norden zum Kameldornrivier. Dort zogen mit wehender Staubfahne seine beiden Ochsenwagen dahin, fern schon, aber noch deutlich sichtbar in der klaren Luft. Treue Weggenossen waren sie alle ihm gewesen, die breiten Wagen, die genügsamen Zugtiere, die unermüdlichen Eingeborenen. Gute Pad wünschte er ihnen und glückliche Heimkehr nach Aus . . .

An der Abfahrtstelle waren die Vorbereitungen fast beendet. Nur das weiße Zelt stand noch am Ufer, sein Leinen sollte bei günstigem Wind als Segel dienen, es wurde daher zuletzt verstaut.

Die beiden zerlegbaren Boote waren klein und leicht, jedes war nur zwölf Fuß lang, vier Fuß breit und zweieinhalb Fuß hoch und wog nur achtundachtzig Pfund. Deshalb konnte nur das Allernotwendigste mitgenommen werden. Die Auswahl des Gepäcks bereitete viel Kopfzerbrechen, schließlich aber hatte alles seinen Platz gefunden, der Proviant, die Decken, die Waffen, Werkzeuge und Instrumente.

Vor der Abfahrt suchten die vier Männer noch einmal zu kurzem Verweilen den Schatten ihres Zeltes auf. Dort leerten sie eine letzte Flasche Wein auf den glücklichen Ausgang des Unternehmens. Als sie mit feierlichem Ernst anstießen und die Gläser, die sie nun nicht mehr brauchten, an dem Granitblock vor dem Zelt zerschellten, da spürte jeder von ihnen die entscheidende Bedeutung des Augenblicks. Was alle dachten, sprach der Kaufmann aus: „Nun gibt es für uns kein Zurück mehr, sondern nur ein Vorwärts!"

Es war schon ein Wagnis, daß diese vier Weißen allein, ohne

einheimischen Führer, ohne brauchbare Karten, diesen ungebärdigen afrikanischen Strom befahren wollten, über dessen Unterlauf und Mündung nichts Sicheres bekannt war. Ganz ins Ungewisse ging die Fahrt — zu des Kaufmanns geheimer Freude.

Als am frühen Nachmittag die Boote vom Land abstießen, da waren alle in gehobener, tatenfroher Stimmung. Besonders freute sich Steingröver als Seemann auf die Fahrt.

„Was kann uns denn geschehen?" rief er übermütig aus. „Unser Führer ist der Oranje, Trinkwasser haben wir in Fülle, und wo Wasser ist, da ist auch Wild genug!"

„Bravo! Das ist der Geist, den wir für unsere Fahrt brauchen!" lobte Lüderitz. „Nun also Volldampf voraus!"

Aus dem stillen Wasser von Nabas Drift steuerten die Boote langsam in die Strömung hinein. Sie hatten noch nicht die Mitte des Flusses erreicht, als sie schon von den Wassern erfaßt und rasch dahingetragen wurden. Der Oranje hatte mehr Strömung, als man vom Lande aus gedacht hatte. Gleichwohl vermochten die Boote sich ohne Schwierigkeit dicht beieinander zu halten. Lüderitz und Steingröver im ersten Boot übernahmen die Führung, Iselin und Hodkins folgten dichtauf.

Allen vieren bereitete es ein unbeschreibliches Vergnügen, auf dem Strom dahinzutreiben, die Arme in die kühle Flut zu tauchen und gelassen auf das stetige Ziehen des Wassers zu schauen, in dem Sonne und Himmel sich schimmernd spiegelten.

Die Ufersicht war anfänglich einförmig, denn die Böschungen des Schwemmlandes, dicht mit Hakiesdorn bewachsen, verdeckten die dahinterliegende Gebirgswelt. Allmählich aber wandelte sich das Bild. Berghäupter reckten sich auf und schauten über den Dornbusch hinweg hoch in den Fluß hinein. Das Tal wurde eng und schmal. Dann schoben sich mächtig gefaltete Felsenwände bis hart an die Ufer heran. Schneller glitten die Boote dahin. Landschaftsbilder von wilder Schönheit zogen in raschem Wechsel an den Flußfahrern vorüber. Bald wurde die Strömung so stark,

daß die Boote auseinandergetrieben wurden, und nur Steingrövers Steuerkunst war es zu verdanken, daß sie bald wieder nebeneinander lagen. Sie fuhren nun einige Zeit als Doppelboot mit quergelegten Rudern weiter. Das war für alle sehr unterhaltsam. Als aber die Strömung reißender wurde und die ersten Wirbel die Oberfläche unruhig machten, hielten sie es doch für ratsamer, sich wieder voneinander zu lösen. „Nehmen wir doch die anderen ins Schlepptau", schlug Steinhöver vor — „dann sind wir zusammen und bleiben doch manövrierfähig."

Eine Leine schwirrte zu Iselin hinüber und wurde festgemacht. Es ahnte niemand von den vieren, daß diese Leine ihnen noch am gleichen Tage fast zum Verhängnis werden sollte.

Zuerst zwar ging alles nach Wunsch. In rascher Fahrt trieben die Boote den Oranje hinunter. Der Kurs war mit gelegentlichen Ruderschlägen mühelos zu halten. Als aber dann die Ufergebirge noch enger zusammenrückten, wurde auch die Strömung noch reißender. Auf den aufgeregt wirbelnden, siedenden Fluten jagten die Boote mit unheimlicher Geschwindigkeit dahin.

Plötzlich stellte sich eine dunkle Bergwand quer in den Lauf des Flusses. Die Wasser stürmten darauf zu, unbeirrbar, unaufhaltsam, als würden sie von einem Magnetberg übermächtig angezogen. Wie hart die Strömung gegen den Fuß der Felsen prallte, wie das brandete und schäumte! Vom Felsenriegel rechtwinklig abgeknickt, strömte der Fluß dort unvermutet nach Norden. In dem entstandenen Felsenwinkel kreisten wild und toll die Wasser.

„Hart Steuerbord!" brüllte Steingröver zum zweiten Boot — „rechts ran, rechts!"

Zu spät gehorchten die beiden Bergleute dem Zuruf, zu wenig entschieden war ihr Bemühen. Rasch faßte sie der Wirbel, stellte sie quer und riß sie nach innen. Fast rammten sie das erste Boot, dann schossen sie vor, und die Leine straffte sich mit einem so plötzlichen Ruck, daß Lüderitz und Steingröver ums Haar gekentert

wären. Im rasenden Tosen des Strudels kreisten die Boote ... „Rückwärts, um Gottes willen, rückwärts!"

Die Ruder peitschten das Wasser. Der Atem flog, die Arme zitterten, der Rücken schmerzte. Verzweifelt kämpften die Männer um das nackte Leben. Die Wellen tosten und brandeten, furchtbare Stöße erschütterten die Boote. Die Leine! Wer löst die Leine?!

Da — ehe noch Steingröver die Hände frei bekam, tat Hodkins ganz instinktiv das Rechte: mit einem schnellen Schnitt seines Messers trennte er die Boote. Frei! Jetzt raus aus dem Strudel, fort von dem verderblichen Sog! Bange Sekunden vergehen, dann gelingt es. Getrennt gehorchen die Boote besser dem Druck der Ruder. Der Wirbel speit sie aus, es faßt sie die Strömung, die sie in hoher Fahrt nach Norden davonträgt. Ermattet sinken den müden Kämpfern die Arme, die Ruder liegen still, die Boote treiben im ziehenden Strom, wohin sie wollen.

Vergeblich spähten am Abend die vier Flußfahrer nach einer guten Landestelle aus, es fand sich keine stille Bucht, kein sandiger Uferstreifen. Da die Dämmerung rasch hereinbrach, mußten sie mitten aus starker Strömung die Boote auf steiniges Ufer ziehen. Zwischen Kieseln und grobem Geröll schlugen sie flüchtig ihr Zelt auf. Dann hüllten sie sich fröstelnd in ihre durchfeuchteten Decken und sanken schließlich in den Schlaf tiefer Erschöpfung.

Die Sonne stand schon recht hoch im Osten, als die Schläfer von ihren wärmenden Strahlen erwachten. Sie breiteten ihre Habe zum Trocknen auf den Steinen aus und machten sich dann auf die Suche nach Feuerholz. Es dauerte über eine Stunde, bis sie in den Felsenhängen so viel Reisig gefunden hatten, daß sie sich ein warmes Mahl bereiten konnten. Es wurde Mittag, bis sie die Boote wieder einsetzten.

Der Strom blieb auf dieser Strecke gleichmäßig rasch. Leicht und willig trug er die Boote dahin. Die Uferhöhen zeigten große und kühne Linien. Ganz unmerklich nur verschoben sich die Berge gegeneinander. Unermeßlich war die Einsamkeit. Selten nur

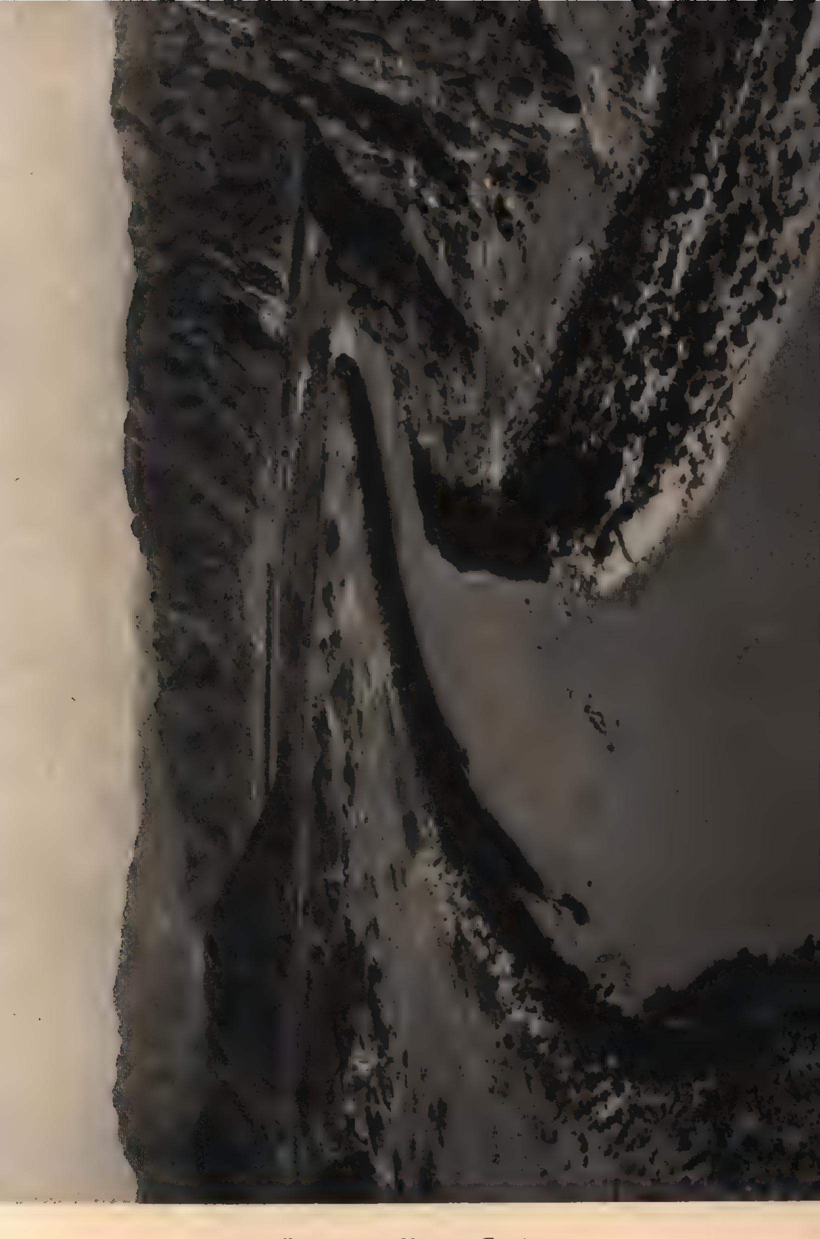
zog ein Raubvogel seine Kreise über dem Fluß, selten nur zeigte sich ein zierliches Klippböckchen auf den Uferfelsen. Ein feines, gurgelndes Rauschen begleitete unablässig die Boote, sonst war alles still.

Während dieser Tage trafen sie keine Menschenseele, sahen sie nicht den Rauch eines Feuers, bemerkten sie nicht die geringste Spur menschlichen Daseins. Es war, als ob sie allein auf der Welt wären. Dies waren die einsamsten Tage der ganzen Expedition. Sie waren nicht immer leicht zu ertragen von Männern, die während all der Wochen des Zuges von der Küste bis zum Oranje täglich gewirkt und geschafft und geforscht hatten. Doch sie gaben ihnen die Kraft des inneren Gleichgewichts, das sie allein befähigte, die weiteren Mühsale unverzagt auf sich zu nehmen.

Adolf Lüderitz ließ auf dieser Fahrtstrecke seine Flinte ganz ruhen. Dafür gab er sich mit Leidenschaft der geruhsamen Tätigkeit des Angelns hin. Der Strom war reich an Fischen, er führte Welse und Barsche von großem Wohlgeschmack. Auch Aale und Flußschildkröten blieben dem Kaufmann an der Angel hängen.

Am vierten dieser stillen Tage kam um die Mittagsstunde der Fischfluß in Sicht. In schmaler, tiefer Schlucht durchbrach er die Bergkette des Nordufers und floß dann zwischen Schwemmland und Schotter mit leichter Windung dem Oranje zu. Die vier Weißen begrüßten ihn wie einen alten Freund, steuerten in sein seichtes, fast stehendes Wasser hinein und zogen die Boote auf einer Sandbank dicht hinter der Mündung an Land. Auf einer Schwemmterrasse in dem spitzen Winkel zwischen beiden Flüssen fanden sie einen ausgezeichneten Lagerplatz. Als sie dann in der Abendkühle vor dem Zelt saßen, bot sich ihren Blicken das Bild einer Fluß- und Gebirgslandschaft von unvergleichlicher Schönheit.

„Hier wollen wir zwei Tage bleiben", sagte der Kaufmann — „einen schöneren Punkt finden wir nicht in ganz Südwest."



Der Oranje bei Nabas Drift



Die jetzige Stadt Lüderitzbucht; links die evangelische Kirche

Gedankenvoll schauten die Männer auf den breit dahinströmenden Fluß.

„Ich hatte mir den Oranje so ganz anders vorgestellt, mit blühenden Siedlungen an bewaldeten Ufern, mit reichen Gemüse- und Obstgärten und breiten Streifen bewässerten Ackerlandes. Statt dessen diese wilde Gebirgslandschaft mit ihrer wüstenhaften Einöde!" klagte Iselin.

„Ja, das ist ein wahres Verhängnis", pflichtete Lüderitz ihm bei. „Hier fließen ungeheure Wassermassen ungenützt dem Meere zu, während im Norden das dürre Land vergeblich nach Wasser lechzt. Leider machen die schroffen Uferfelsen jede Bewässerung unmöglich."

„Dann ist also an Siedlung nicht zu denken", schloß Iselin das Gespräch, „und es erhebt sich für uns auch hier am Oranje die Forderung, daß wir Erzlager finden müssen, um die Kolonie nutzbringend zu machen."

Zwei Tage lang durchstreiften sie die Berge des Nordufers nach allen Richtungen. Nennenswerte Spuren von Erzen wurden nicht gefunden. Es gelang Adolf Lüderitz, am Fischfluß eine Antilope zu schießen. Ihr Fleisch wurde nach Burenweise in Streifen geschnitten, gesalzen und an der heißen Luft gedörrt. Das gab nahrhaften Proviant für manchen Tag.

Als die vier am Abend des dritten Tages zum letztenmal auf ihrer Terrasse saßen und die großartige Aussicht genossen, deutete Lüderitz zur Felsmauer des Süfufers hinüber. „Dort drüben liegt England", sagte er düster — „und ein paar Meilen dahinter beginnen die reichen Kupfergänge der Dokiepmine. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn sie sich nicht über den Oranje nach Norden fortsetzten."

Während der Nacht im Zelt wurde Lüderitz, der sich sonst immer eines ausgezeichneten Schlafes erfreute, von schweren Träumen heimgesucht. Ihn träumte, daß er ganz allein in einem Kahn den Oranje hinabruderte, daß plötzlich dessen Wasser ver-

siegten und ihn auf dem sandigen Flußgrund in enger Felsschlucht gestrandet zurückließen. Als er auszusteigen versuchte, waren seine Füße wie festgeleimt. Ein Brausen erfüllte die Luft. Als er aufblickte, sah er mit Entsetzen, daß plötzlich die senkrechten Uferwände wankten, sich neigten und auf ihn herabzustürzen drohten. Er wollte schreien, machte im Schlaf eine Bewegung — und erwachte. Noch lag er mit schweren Gliedern, unfähig, den Traum ganz abzuschütteln, da spürte er deutlich ein heftiges Schüttern und Schwanken des Bodens, begleitet von einem eigentümlich grollenden Rauschen und Schnaufen. Mit einem Ruck saß Lüderitz aufrecht. Die Erde bebte! Er lauschte. Einen Augenblick war alles still. Dann ertönte plötzlich ganz dicht am Zelt gewaltiges Prusten und Prasseln. Gerechter Himmel, was war das?

Mit rascher Bewegung schlug er den Zelteingang zurück. Da stand vor ihm — nur wenige Schritte entfernt — ein massiges, schweres Ungeheuer, schwarz gegen den mondhellen Himmel abgehoben. Ein Flußpferd! Und zwanzig Schritte weiter noch zwei dieser Kolosse!

Hastig rüttelte Lüderitz die Gefährten wach. Die fuhren mit so erstauntem Ausruf aus dem Schlaf, daß das Flußpferd erschreckt einen Satz zur Seite tat, kurz kehrtmachte und laut aufprustend davonsauste. Dabei streifte es mit der Hinterhand das Zelt und riß die Streben um, so daß es klatschend zusammenfiel.

Als die vier Männer sich freigestrampelt hatten und verdutzt um sich blickten, vernahmen sie nur noch ein dumpfes Aufklatschen des Wassers und sahen gerade noch drei dunkle Körper in den Fluten des Fischflusses verschwinden.

Bei Tagesanbruch besichtigten sie die Spuren der Dickhäuter. „Dunnerschlag!“ staunte Steingröver. „Wo die hintreten, wächst kein Gras mehr.“

„Das stimmt“, sagte Lüderitz, der mit verschränkten Armen die Stelle betrachtete, wo die beiden Boote zwischen den Binsen

lagen — „sehen Sie doch nur mal hierher, ums Haar hätten uns die Biester unsere Boote zertrampelt. Dann säßen wir jetzt schön in der Patsche."

Als die Boote wieder im Wasser waren und aus dem stillen Fischfluß in den Oranje hinüberwechselten, begann sogleich der Kampf mit den Stromschnellen. Der Fluß wurde plötzlich sehr rasch. Seine Oberfläche zerriß in tausend kleine Falten und Kräusel, weiße Gischtstreifen schäumten auf, Wirbel brodelten, und Wellenberge wölbten sich über Felsgeröll. Eine Stromschnelle folgte der anderen. Alle Kraft und alle Kunst mußten die Flußfahrer aufbieten, sich mit Rudern und Stangen durch all die drohenden Gefahren hindurchzuwinden. Nur nicht kentern, nur nicht zerquetscht werden zwischen Felsblöcken, nur nicht mit aufgerissener Bootshaut absacken!

Es kostete Stunden härtester Arbeit, den Gürtel der Stromschnellen zu überwinden. Danach wurde der Oranje tief und still wie ein Gebirgssee. Eine Weile ging alles glatt. In gleichmäßiger, ruhiger Fahrt glitten die Boote flußabwärts. Dann aber begann, als keiner es mehr erwartete, hinter einem steilen Felsentor eine neue Kette von Stromschnellen. Was die Weißen nun erlebten, war schlimmer als alles Bisherige.

Wild und ungebärdig schossen die Wasser hinab über Felsterrassen, über Barren und Stufen, sie teilten sich in schmale Arme und lösten sich auf in Rinnsale, sie jagten zwischen Felsblöcken hindurch, tanzten über messerscharfe Riffe und sprudelten über Schotterfelder. Immer wieder fuhren die Boote sich fest. Immer wieder mußten die vier Männer ins tosende Wasser hineinspringen und die Fahrzeuge mit Schieben und Zerren über die Stromschnellen hinwegbefördern. Da gab es nicht nur Schwielen und Blasen, sondern auch blutige Schrammen an Armen und Beinen.

Manche Stromschnellen waren wegen ihres starken Gefälles zu Wasser unpassierbar. Dann mußten die Boote über Land

getragen werden. Das war für die Flußfahrer jedesmal eine maßlose Strapaze. Denn die Ufer waren steil und steinig. Mit ihrer Last stolperten sie über Schotter und Geröll, sie kletterten über Felsblöcke, rutschten abschüssige Hänge hinab und keuchten steile Felsstufen hinauf. Und wenn sie endlich ermattet und schweißtriefend ihr Boot am Ufer absetzten, dann mußten sie zurück und den ganzen beschwerlichen Weg noch ein zweites Mal mit dem Gepäck auf dem Rücken zurücklegen. Solche Anstrengungen verbrauchten die Kräfte der Expedition an manchen Tagen bis zur völligen Erschöpfung.

Am fünfzehnten Tage der Flußfahrt erreichte die Expedition Sendlingsdrift. Einige Stunden vorher schon tauchten an beiden Ufern schmale, begrünte Streifen auf, mit Milchbüschen und Hakiesdorn bestanden. Dann trat ein festungsähnlicher Berg, von drei hohen Zinnen gekrönt, scharf an den Fluß heran. Dahinter aber wurde das Nordufer ganz flach und sandig. Eine langgestreckte Sandbank von rötlicher Farbe teilte den Oranje in zwei Arme. Lüderitz wählte den nördlichen Flußarm, dessen Uferränder dicht mit Gras und Grün bewachsen waren. Langsam, von lässigen Ruderschlägen getrieben, glitten die Boote dahin. Die Insassen genossen beglückt den Frieden dieses stillen Seitenarms. Wassergeflügel regte sich im Uferschilf. Adolf Lüderitz nahm seine Flinte und legte sie auf den Bootsrand. Seit Tagen hatte er nichts geschossen, außer einem Pavian, dessen Fleisch abscheulich geschmeckt hatte.

Halt! Was stand denn dort zwischen den Dornen? Ein ganzes Rudel äsender Antilopen! Der Kaufmann hob die Büchse, da fiel ihm Iselin in den Arm. „Nicht schießen! Das sind ja Ziegen!"

Lüderitz stutzte, blickte schärfer hin und warf plötzlich die Arme hoch. „Wahrhaftig, es sind Ziegen! Hurra! Dann sind wir ja in Menschennähe!"

Voll Eifer spähten die vier Männer aus. Rötliche Sanddünen wurden sichtbar, und dahinter — stand eine Hütte am Ufer!

Die Boote legten an, ein Hund klaffte wütend auf, ein Mann trat zur Tür heraus. Ein Weißer oder ein Eingeborener? Keines von beiden. Es war ein Bastard, der aus der Kapkolonie heraufgezogen war und die Furt gefunden hatte, durch die schon vor Zeiten die ersten Missionare den Oranje überschritten hatten. In seiner fensterlosen Hütte hauste er mit seiner großen Familie. Sie lebten nicht viel besser als die Hottentotten, die ihnen das Vieh hüteten. Die rundliche Frau versorgte Küche und Kälberkral, die Kinder halfen die kleine Herde von Ziegen und Fettschwanzschafen weiden, der Bastard selber bewässerte und pflegte den Garten am Oranje, in dem zur Überraschung der Weißen auch ein paar Orangenbäume wuchsen.

Zwei Tage blieben die Deutschen auf der Sendlingsdrift, um die Umgebung gründlich nach Erzen zu durchforschen. Vergebliches Bemühen. Sie stießen nur auf Eisenstein und auf Gips und auf taube Quarzriffe. Zwei Tage taten sie sich gütlich an Hammelbraten, an Salaten und goldgelben Orangen. Dann machten sie die Boote wieder flott und fuhren weiter, vom Ufer her noch ein gutes Stück von den Kindern und Hunden der Bastardleute begleitet.

Sie hatten kaum den stillen Seitenarm verlassen, da wurden sie schon wieder vom schnellen Strom gepackt und mitgerissen. Wild getürmte Gebirgsmassen drängten sich jetzt auf beiden Ufern scharf gegen den Oranje vor. Die Boote gerieten sogleich in jagende Fahrt. Der Kampf mit dem Strom begann von neuem.

Die Landschaft unterhalb der Sendlingsdrift war überwältigend in ihrer Größe und Wildheit. In ungeheuren Schlangenwindungen bahnte sich der Fluß seinen Weg zur Küste. Schroff stürzten die Bergwände zum Wasser hinab. Die Ufer waren auf weite Strecken völlig ungangbar. Wieder waren Vögel und Fische und Affen tagelang die einzigen Begleiter der Männer in den Booten.

Sie hatten Glück mit der Strömung. Irgendwo im Freistaat

oder in Transvaal mußten Regengüsse den Fluß gespeist haben. Plötzlich hob sich der Wasserspiegel ein wenig. Die Stromschnellen waren jetzt leichter und rascher zu bezwingen als zuvor. Nach fünf Tagen war die wilde Gebirgswelt durchfahren. Ein letztes Mal noch wand sich der Fluß in einer verzweifelten Krümmung, dann brachen sich die Wasser gewaltsam ein Tor durch die Felsen. Dahinter war das Land hügelig und weit.

Sogleich streckte sich der Fluß und nahm seinen Lauf schnurgerade nach Westen. Immer mehr dehnte er sich, er wurde breit wie die Weser vor ihrer Mündung. Die Boote glitten auf besänftigtem Strom froh zu Tal. Nun konnte Aries Drift nicht mehr fern sein. Eine lehmfarbene Insel wurde passiert. Danach erschien auf dem deutschen Ufer ein Streifen von gelblichem Weideland. Die vier Männer in den Booten blickten gespannt hinüber. Da tauchte in einer Mulde ein Haus auf, umgeben von ein paar niedrigen Rundhütten. Aries Drift! Sie waren am Ziel der langen, gefahrvollen Stromfahrt.

Eine nicht geringe Leistung hatten die vier Deutschen vollbracht. Es hatte noch nie ein Mensch vor ihnen den Oranje so weit befahren. Fast vier Wochen hatte die wilde Fahrt auf dem unbekannten Fluß gedauert. In dieser Zeit mußten sie, ganz allein auf sich gestellt, zweiundfünfzig Stromschnellen überwinden. Die Strapazen des Kampfes mit dem Strom hatten die Grenze dessen gestreift, was Menschen zu tragen vermochten. Nun war alles überstanden. Sie waren gesund und wohlauf.

Als sie den Fuß auf das Ufer setzten und die Boote zum letztenmal an Land trugen, geschah das ganz schlicht und sachlich, wie sie es gewohnt waren. Es kam ihnen gar nicht in den Sinn, daß sie etwas Besonderes geleistet hatten. Was war es denn gewesen? Sie hatten sich einige Wochen geplagt, sie hatten als Männer das Notwendige getan. Sonst nichts. Nun war einfach die Fahrt zu Ende.

Nachdem die Boote vertäut waren, machten sie sich auf den

Weg zur Niederlassung von Aries Drift. Von der Werft kam ihnen eine Schar brauner Kinder entgegengesprungen, ein paar dicke Hottentottenweiber hockten vor den Pontoks, aber am Wohnhaus des Farmers regte sich nichts. Das war sonderbar. Sie pochten an die Tür, sie riefen, gingen ums Haus herum, entdeckten aber keinen Menschen. Da kam schließlich ein alter Hottentott mit weißem Haar und Bart herbei. Von ihm erfuhren die Weißen, daß der Farmer Jan Visser nicht auf Aries Drift sei. Vor zwei Monaten schon war er wegen anhaltender Dürre über den Oranje nach Süden getrekkt. Mit Weib und Kind, mit seinem Vieh und seinen Hirten hatte er die guten Weidegründe am Büffelrivier aufgesucht, und erst zur Regenzeit würde er zurückkehren.

Das war verdrießliche Kunde. Adolf Lüderitz hatte fest auf die Unterstützung des Buren Jan Visser gerechnet. Nun war er fort und mit ihm alle jungen Männer der Werft. Wenn sich unter den Zurückgebliebenen nun kein Bote fand, der die Ochsenwagen von Aus heranholte, dann saßen sie nicht nur Wochen, sondern Monate am Oranje fest.

Mit bösen Vorahnungen ging Adolf Lüderitz auf die Werft, einen Boten zu gewinnen. Die Alten dort schüttelten nur den Kopf. „Unmöglich, Herr, niemand von uns war je so weit im Norden. Auch ist jetzt Trockenzeit, die Wasserstellen sind leer, wir würden verdursten."

Alles Zureden half nichts, alle Versprechungen versagten. Man sah es ja schon am Aufzug und am Gepäck, daß diese Weißen arm waren, und für eine Handvoll Tabak und ein wenig Kaffee wollte niemand die beschwerliche Pad wagen.

Das war allen recht ärgerlich. Drei Monate waren sie nun ununterbrochen auf Pad. Immer war alles schließlich nach Wunsch gegangen. Und nun saßen sie hier fest, hoffnungslos gestrandet. Was war zu tun? Gab es denn gar keinen Ausweg? Sollten sie gezwungen sein, Monate in diesem toten Winkel untätig umherzusitzen?

Lüderitz sprang auf und ging mit langen Schritten auf und ab. „Unmöglich! Ich kann nicht die Hände in den Schoß legen und einfach zuwarten, bis vielleicht etwas geschieht!"

Man überlegte lange hin und her. „Mir scheint es das beste", sagte der bedächtige Iselin, „wir überschreiten den Oranje, gehen in die Kapkolonie und sehen zu, daß wir den Hafen von Port Nolloth erreichen."

Aber Lüderitz war dagegen. „Nur das nicht, nur nicht auf englisches Gebiet!" wehrte er lebhaft ab. „Dann waren ja alle Strapazen, die wir auf uns nahmen, zwecklos, dann vergeuden wir unsere Kräfte, ohne unserem Lande zu dienen. Nein, wenn wir marschieren, dann nur nach Norden. Ein paar Tagereisen bis zu der Wasserstelle Obib werden uns die Hottentotten schon begleiten. Den weiteren Weg suchen wir uns selbst. Mit Gottes gnädiger Hilfe werden wir schon durchkommen."

Bei diesen Worten des Kaufmanns blickten sich die drei anderen betroffen an. Zu Fuß nach Aus? Das war so kühn, so vermessen, daß keiner gewagt hätte, es vorzuschlagen ... Sie überlegten. Allein durch die Wüste, ohne Wagen, ohne Packtier, ohne Träger! Allein durch unbekannte Gebirge und Steppen, ohne Führer, ohne Karten, ohne Kenntnis der Wasserstellen! Was keiner der einheimischen Hottentotten wagte, wollten sie als landfremde Europäer in diesem öden, heißen Lande vollbringen? Nein, es war keiner von ihnen für ein solches Unterfangen zu haben.

Adolf Lüderitz sah ein, daß sie recht hatten. Das konnte er seinen Gefährten nicht zumuten nach den unerhörten Anstrengungen der letzten Wochen. Man mußte also auf anderes sinnen. Doch so sehr sie sich auch den Kopf zerbrachen, es fiel ihnen nichts Vernünftiges ein. Sie legten sich schließlich schlafen, ohne einen Ausweg aus der Sackgasse gefunden zu haben.

Als sie am anderen Tage alle vier auf einem Kalkkegel oberhalb des Flusses saßen, waren sie ein wenig stiller als sonst. Zwar

ließ sich keiner der fahrtgewohnten Männer durch das Mißgeschick mit den Boten die Laune verderben, aber auf der anderen Seite hatte die Aussicht auf ein langewährendes Herumsitzen in Aries Drift für sie recht wenig Verlockendes. Nach längerem Schweigen sagte Iselin zum Kaufmann, fast als ob er ihn trösten wollte: „Es wäre doch gar nicht das Schlechteste, wenn wir hier ein paar Monate blieben. Dann hätten wir endlich einmal Zeit zum wirklich eingehenden Schürfen, wie ich es mir schon immer gewünscht habe. Die Dokiepmine liegt von hier ja kaum zwanzig Meilen entfernt. Wenn überhaupt, dann müßten wir in dieser Gegend Kupfer finden."

Adolf Lüderitz antwortete nichts darauf. Gedankenverloren wog er ein Stück Kalkspat in der Hand, während er auf den ruhig dahinziehenden Fluß blickte. Plötzlich schleuderte er den Stein mit kräftigen Schwung ins Wasser. „Ich hab's!" sagte er mit heller Stimme. „Wir nehmen den Wasserweg. Es ist ganz einfach, wir hätten gestern schon darauf kommen können."

Die drei sahen den Kaufmann verblüfft an. Den Wasserweg? Wie war das gemeint?

„Sie wollen doch nicht etwa stromaufwärts nach Nabas Drift zurück?" fragte Iselin ungläubig. „Oder gar stromabwärts aufs offene Meer hinausrudern?"

„Doch, das will ich", nickte Lüderitz munter — „ich habe mir schon alles überlegt. Wir rudern zur Oranjemündung, setzen dort unsere Segel und fahren übers Meer nach Angra Pequena. Bei günstigem Wind sind wir in acht Tagen da."

„Um Himmels willen!" rief Iselin, nun ehrlich erschrocken. „Aber doch nicht in unseren Nußschalen von Booten?!"

„Warum nicht? Die Kanvasboote haben sich auf dem Oranje famos bewährt. Denken Sie doch an all die Stromschnellen und Strudel. So viel schlimmer kann's auf dem Atlantik auch nicht sein. Was meinen Sie als Steuermann, Steingröver?"

Der kraute sich das Haar. „Tja, im ersten Augenblick

erschien mir der Plan ja auch recht phantastisch. Aber je mehr ich mir's überlege, muß ich sagen, Herr Lüderitz hat eigentlich gar nicht so unrecht. Die Boote sind wirklich seetüchtig, das hat die tolle Flußfahrt erwiesen. Wir wissen auch, daß Dreiviertel des Jahres an der Küste Südwestwind weht. Der schiebt uns in fünf bis sechs Tagen schön vom Oranjemund nach Angra hinauf."

„Bravo, Steingröver, ganz wie ich's von Ihnen erwartet habe! Sie sind mein Mann! Wir machen die Fahrt! Übrigens, Iselin, wollte ich Ihnen und Hodkins auch gar nicht zumuten, mit uns zu fahren. Ich bitte Sie vielmehr darum, hier bei unserem Gepäck zu bleiben und zu warten, bis Sie abgeholt werden. Sobald wir in Angra ankommen, schicke ich einen Boten nach Aus. Sie können damit rechnen, daß der Ochsenwagen dann in vier Wochen hier eintrifft. Die Wartezeit werden Sie zum Erzschürfen nach Kräften ausnutzen."

Ja, das war schon etwas anderes. An diesem Vorschlag fanden Iselin und Hodkins nichts auszusetzen. Im Gegenteil, je mehr sie darüber nachdachten, um so besser erschien ihnen der Plan. Und Steingröver frohlockte, daß er auf diese Weise seine wertvollen Sammlungen sicher zur Bucht bekam. Adolf Lüderitz hatte die Lösung gefunden, die allen gerecht wurde.

Zwei Tage blieben die vier Fahrtgenossen noch zusammen auf Aries Drift. Während dieser Zeit versuchte Iselin, von bösen Vorahnungen getrieben, noch einmal, dem Kaufmann die Fahrt über den Ozean auszureden. Vergebens. Adolf Lüderitz blieb fest bei seinem Entschluß. „Was kann uns schon geschehen? Wir halten uns dicht unter Land. Und sollte wirklich ein Sturm aufkommen, so gehen wir in irgendeiner der vielen kleinen Buchten vor Anker."

Die letzten Vorbereitungen wurden getroffen. Das stärkere Boot wurde gewählt, gründlich überholt und sorgsam mit allem Nötigen beladen. Drei Briefe schrieb Lüderitz noch, in denen er

vom Verlauf der Expedition und von seinem Vorhaben berichtete: zwei an Geschäftsfreunde und einen an die Gattin in Bremen.

Er übergab die Briefe Iselin: „Sie sorgen dafür, daß die Wische auf dem schnellsten Wege nach Port Nolloth kommen. Das wird schon zu machen sein. Es ist ja kaum hundert Kilometer von hier."

Iselin nahm die Briefe. Als er Adolf Lüderitz dann zum letztenmal die Hand reichte, stellte er ein wenig zögernd noch die Frage: „Und was sollen wir tun, wenn der Ochsenwagen von Aus nicht kommt, um uns zu holen?"

Lüderitz sah ihn ernst an. „Dann", sagte er langsam, „dann schlagen Sie sich nach Port Nolloth durch. Dort finden Sie schon ein Schiff, das Sie mit nach Kapstadt nimmt."

Als das Boot den Fluß hinabglitt, blickten Iselin und Hodkins ihm lange nach. Immer kleiner wurden die Gestalten der beiden rudernden Männer. Schließlich war nur noch ein dunkler Fleck auf der Wasserfläche sichtbar und das Aufblitzen der Ruderschläge.

„Und es ist doch ein Wahnsinn", murmelte Iselin. Hodkins nickte. „Ich fürchte, Sie haben recht."

Lüderitz' Fahrt in den Tod

Lüderitz und Steingröver regten kräftig die Arme. Es erfüllte sie mit Genugtuung, daß es wieder voranging. „Wir sind doch aus dem gleichen Holz geschnitzt", sagte der Kaufmann — „wochenlanges Herumsitzen hätten wir beide nicht ausgehalten."

Noch einmal schnürten Kalkfelsen den Fluß auf eine kurze Strecke ein, dann aber wurde sein Bett ganz breit, seine Wasser wurden träge und seine Ufer flach. Viele hundert Meilen afrikanisches Land hatte der Oranje in wildem Lauf durcheilt, nun war er müde und alt geworden. Die beiden Männer im Kanvasboot mußten den ganzen Tag tüchtig rudern, um voranzukommen.

Am zweiten Tag wurde der Fluß breit wie ein See. Aus seinen trüben Fluten tauchten überall Sandbänke und flache Schlamminseln empor. Im seichten Wasser standen Scharen von rosaroten Flamingos, Seemöwen flogen kreischend auf und ab, die Luft roch kräftig nach Meer und Fischen.

Gegen Mittag kräuselte sich die weite Wasserfläche, eine leichte Südwestbrise kam auf. „Das kommt wie gerufen", rief Steingröver erfreut — „nun können wir endlich unser Segel setzen. Ich wette, wir kommen heute noch ans offene Meer."

Der Südwest blähte das kleine Segel und gab dem Boot rasche Fahrt. Da es aber sehr leicht war und vom Wind allmählich gegen das Ufer gedrückt wurde, so mußten die Insassen wieder zu den Rudern greifen, um es im Kurs zu halten. So kamen sie gut voran.

Bald tauchten am englischen Ufer Häuser und Hütten auf, Menschen wurden sichtbar, ein Boot lag auf dem Sande, und

zwischen Pfählen waren Netze zum Trocknen aufgehängt. Eben wollte Steingröver auf Südkurs gehen, um die Siedlung anzukreuzen, da erspähte er stromabwärts am Horizont einen langen weißen Streifen. „Das Meer, das Meer!" rief er begeistert. „Die Brandung! Hurra! Oranjemund ist erreicht!"

„Hurra!" rief auch Lüderitz. „Hurra! Nun sind wir in fünf Tagen zu Hause!"

Vergessen waren Häuser und Menschen. Wie von selbst ging das Boot wieder auf Westkurs, kräftig legten sich die beiden Männer in die Riemen; rudernd und segelnd steuerten sie auf die Brandung zu. Ans Meer, ans Meer! war ihr einziger Gedanke.

Als sie näher kamen, hob sich der schimmernde Streifen immer höher heraus, meterhohe Brecher türmten sich steil auf und schlugen schwer und schmetternd herab. „Die Sandbarre!" riefen die beiden Männer wie aus einem Munde. So war es denn Wahrheit, was sie als Gerücht so oft vernommen hatten: die Mündung des Oranje war abgesperrt durch eine lange, schmale Sandbarre, auf der eine gewaltige Brandung stand. Aber irgendwo mußte doch eine Lücke, ein Durchlaß sein! Kilometerweit fuhren sie an der Barre entlang, um die offene See zu gewinnen. Vergebens. Überall öffneten Brandungswogen gähnend den Rachen, das Boot zu verschlingen. Es war unmöglich, aufs Meer zu kommen.

Ein wenig unwirsch ruderten sie zurück, um am Südufer eine Landestelle zu finden. Da sahen sie zwei Männer, die auf einer Landzunge standen und fischten. Es waren zwei Hottentotten von der Farm Kort Dorn, die schon längere Zeit den Kampf des Bootes mit der Brandung beobachtet hatten. Hilfsbereit stiegen sie ins Wasser und schoben das Boot zum Landungsplatz der Farm.

Als sie es dort auf den Strand zogen, kam ein breitschultriger Mann durch den Sand herbeigestapft, der sich als der Farmer Raynier Coțzee zu erkennen gab. Auf die Frage nach dem Woher und Wohin berichtete Lüderitz von seiner Fahrt durch die Stromschnellen und fügte hinzu: „Da ich keine Gelegenheit fand, meinen

Wagen nach Aries Drift zu beordern, so werde ich mit dem Boot nach Angra Pequena gehen."

Als der Bur das hörte, war er recht erschrocken. „Heiliger Gott im Himmel!" rief er. „Herr Lüderitz, tun Sie das nicht! Scheuen Sie keine Kosten und reisen Sie über Land. Das Boot ist viel zu klein für die See. Sie werden Unglück haben."

Der ehrliche Rat verfehlte seine Wirkung auf den Kaufmann nicht. Fragend, ja fast hilfesuchend, blickte er Steingröver an. Der spürte sofort das Schwanken und entgegnete rasch: „Ach, Unsinn! Es ist keine Gefahr dabei. Ich bin lange genug auf See gewesen. Das Boot ist gut. Bei dem Wind werden wir in vier bis fünf Tagen in Angra sein."

Raynier Cotzee wollte etwas erwidern, aber nun erklärte auch Lüderitz plötzlich mit Entschiedenheit: „Steingröver hat recht, ich vertraue ihm, er ist ein erfahrener Steuermann."

Da gab der Bur achselzuckend seine Bemühungen auf und bat die Deutschen, ihm in sein Haus zu folgen. „Es ist heute doch zu spät für Sie", sagte er, „bleiben Sie die Nacht bei mir, ich werde Ihnen morgen bei der Abfahrt behilflich sein."

Im Farmhaus zu Kort Dorn erkundigte sich Adolf Lüderitz, wo sie denn am besten in See gehen könnten. „In Oranjemund ist kein Durchkommen", erklärte der Bur, „Sie müssen schon zur Alexandra-Bai, eine kleine Wegstunde südlich der Mündung."

„Das ist doch nicht möglich", staunte Lüderitz — „eine Flußmündung von zwei Kilometer Breite, und nicht einmal eine Durchfahrt für ein lumpiges Ruderboot?"

„Es ist aber wirklich so. Unser Verhängnis ist die Sandbarre. Sie riegelt die ganze Mündung ab. Nur zur Regenzeit, wenn der Fluß hoch abkommt, verschwindet sie auf kurze Zeit völlig, erscheint aber wieder, sobald das Wasser sinkt."

Dunkelheit kam. Auf Kort Dorn wurde die Petroleumlampe angezündet. Bei ihrem Schein saßen die beiden Deutschen noch eine Pfeifenlänge mit dem Farmer zusammen. Dann suchten sie

ihr Lager auf. In der Geborgenheit der vier Wände schliefen sie sofort ein.

Am anderen Morgen waren beide in gehobener Stimmung und brannten darauf, in See zu gehen. Der Farmer Raynier Cotzee gab ihnen vier Hottentotten, die Boot und Gepäck zur Alexandra-Bai tragen sollten ... „Hartloop, Jongs, angefaßt", sagte Lüderitz munter, „in zwei Stunden fahren wir ab."

So schnell ging's nun freilich nicht. Der Transport ging quer durch die Wüste. Bei jedem Schritt sanken die Hottentotten mit ihrer schweren Last bis über die Knöchel in den Flugsand ein. Es wurde Abend, ehe die letzten Gepäckstücke in der Alexandra-Bai eintrafen. Geduld hatten die beiden Weißen in Afrika gelernt. „Wir fahren erst morgen ab", stellten sie einfach fest, schlugen ihr Zelt auf und hüllten sich zum Schlaf in ihre Decken.

Beim ersten blassen Tagesschimmer schon erhob sich Adolf Lüderitz leise und trat, ohne den Gefährten zu wecken, in den kühlen Morgen hinaus. Es wandelte ihn die Lust zu einem Frühspaziergang an. Er ging der Oranjemündung zu ... Mit langen Schritten wanderte er über den flutfeuchten Strand dahin, hoch aufgerichtet und voll Spannkraft, als stände er am Beginn und nicht am Ausgang seiner Mannesjahre.

Hoch am Himmel begannen zarte Federwolken rosafarben aufzuglühen. Adolf Lüderitz nahm den Tropenhut ab und blickte weit über das Meer hin. Seine Gedanken suchten die Heimat, von der ihn nun allein der Ozean noch trennte. Während der Morgenwind in seinem Stirnhaar spielte, kam ihm jener Spätherbsttag in den Sinn, da er mit den gleichen langen Schritten über den Osterdeich in Bremen gewandert war. Wie hatte der Wind damals an seinem Mantel gezerrt! Wie war ihm die Brust erfüllt gewesen von Plänen! Das war im Spätherbst zweiundachtzig gewesen, und heute schrieb man den 23. Oktober 1886.

Verwundert schüttelte der Kaufmann den Kopf. War das wirklich erst vier Jahre her? Lag doch der Reichtum eines ganzen Menschenlebens in diesen vier Jahren! Jenes erste „Ich wag's!" auf dem Osterdeich hatte hundert Wagnisse gezeugt, seine erste Tat hatte hundert neue Taten geboren. Vier Jahre hatte er unermüdlich gekämpft um das Werk, das er begonnen.

Was aber hatte all sein Tun und Wagen ihm eingebracht? Wenn er ehrlich war, mußte er sich's eingestehen: wenige Erfolge und viele, viele Enttäuschungen.

Adolf Lüderitz blieb stehen. Er hatte den Oranjemund erreicht. Der erste Strahl der Morgensonne traf seine Stirn. Wie das gleich wärmte! Entzückt ließ er seine Augen über die Wüste schweifen, die in einer Farbensinfonie von Rosenrot und Braunviolett aufleuchtete.

Da fiel sein Blick auf den Oranje und die Sandbarre. Sein Antlitz wurde düster. Nein, er durfte sich's nicht verhehlen: auch diese letzte große Expedition war ein Fehlschlag gewesen. Er hatte keine Erze gefunden, kein Siedlungsland erschlossen; der Oranje war nur ein nutzloses Wildwasser, und seine Mündung — eine Sandbarre.

Unmutvoll wandte Adolf Lüderitz den Blick vom Oranje zum Meer. Das war also die Bilanz der vier Jahre? Ein paar kümmerliche Erfolge auf der Kreditseite und eine lange Kette von Mißerfolgen auf der Debetseite?

„Nein, tausendmal nein!" rief er laut und hart über das Meer hin. Da stand noch etwas auf der Kreditseite, das sich kaufmännisch nach Gewinn und Verlust nicht berechnen ließ. Am Ende der langen Kette von Enttäuschungen stand ein großer Erfolg, am Ende aller Sorgen und Kämpfe stand ein Sieg: er hatte seinem deutschen Vaterlande die erste Kolonie erworben! Die Gründung einer kleinen Faktorei hatte er in jener Spätherbststunde beschlossen, ein großes Kolonialreich war daraus geworden. Das war der Sinn des langen, beschwerlichen Weges jener vier Jahre.

Über der Alexandra-Bai stand der dünne Rauch eines Holzfeuers. Mit langen Schritten steuerte Adolf Lüderitz darauf zu.

„Hallo!" begrüßte ihn Steingrövers frische Stimme. „Nun aber flink her und ran an den Speck! Der Kaffee ist längst fertig. Wo haben Sie denn nur so lange gesteckt?"

„Ich habe Bilanz gemacht", sagte der Kaufmann, indem er sich zum Morgenimbiß niedersetzte.

„Nanu, geschäftliche Sorgen in dieser schönen Morgenstunde? Hätte das nicht Zeit gehabt bis Angra?"

„Nein", entgegnete Lüderitz, während er sich einen Becher Kaffee einschenkte — „ich habe nämlich nicht mein Vermögen, sondern mein Tun einer Abrechnung unterzogen."

„Ach so — und was hat der Saldo erbracht, wenn man fragen darf? Gewinn oder Verlust?"

„Das zu beurteilen steht mir nicht zu", antwortete der Kaufmann ernst. „Ich weiß nur das eine, daß ich den Glauben an die Zukunft von Deutsch-Südwest bis an mein Lebensende nicht verlieren werde, trotz aller Enttäuschungen ... Aber sieh, da sind ja schon unsere Hottentotten! Das paßt ja famos! Los, Jungs, angefaßt! Hier gibt's Arbeit!"

Mit fröhlichem Grinsen gingen die vier Hottentotten von Kort Dorn ans Werk, sie mochten den großen Baas aus Deutschland gern. Das Boot wurde zu Wasser gebracht, die Ladung wurde kunstgerecht verstaut und das Segel bereitgelegt. An Proviant wurde nicht mehr mitgenommen als sechs Flaschen mit Kaffee, Trinkwasser in einem Kälbermagen, einige Fleischkonserven und etwas Schiffszwieback. Das reichte aus für eine Fahrt von fünf Tagen. Als alles fertig war, gingen Lüderitz und Steingröver ins Boot, die Hottentotten wateten ins seichte Wasser, stießen es ab und schoben es noch ein Stück weiter ins Tiefe. Dann kehrten sie an den Strand zurück und beobachteten, wie die beiden Weißen etwa eine halbe Seemeile weit ins Meer hinausruderten, bis sie weit genug waren, das Segel zu setzen.

„Das geht ja prächtig", lobte Lüderitz, als das Boot in flotter Fahrt die blaue Flut durchschnitt. Steingröver blickte auf das Segel, das vom leichten Südwest gefüllt war, und nickte zufrieden. „Wenn der Wind so bleibt, sind wir in drei Tagen in Angra." —

„Ich kann es noch kaum glauben", sagte der Kaufmann — „drei Monate haben wir mit der Welt außer Verkehr gestanden, und in drei Tagen ist alles vorbei. Wie ich mich auf die Heimkehr freue! Was für Nachrichten wir wohl vorfinden werden! Hoffentlich ist alles wohl daheim. Jetzt bin ich sechs Monate ohne Briefe."

Mit einer Seemeile Abstand segelten sie an der Küste entlang nach Norden. Gegen Mittag frischte der Wind auf, das Meer wurde kraus und färbte sich blaugrün, vereinzelt zeigten die Wellen weiße Kämme. Steingröver pfiff sich lustig ein Lied mit dem Wind um die Wette. Er hatte Grund, vergnügt zu sein. Das Boot benahm sich recht brav, gehorchte willig dem Steuer und machte trotz des Behelfssegels gute Fahrt.

Am Abend flaute der Wind ab. Sie fuhren an die Küste heran, um sich nach einer Landestelle für die Nacht umzusehen, fanden aber nichts. Ein öder, grauer Küstenstreifen zog sich in ungebrochener Linie von Süden nach Norden, soweit das Auge reichte. Davor stand unpassierbar eine gewaltige Brandung, deren dumpfes Hämmern und Schlagen im Boot deutlich zu hören war.

Es half nichts, sie mußten die Nacht auf See verbringen. Da der Wind zeitweise gänzlich einschlief, machten sie kaum Fahrt. Im langen Ozeanschwell rollten sie hin und her, bis der neue Tag heraufstieg.

Während die beiden Männer fröstelnd ihr Frühstück verzehrten, das nur aus kaltem Kaffee und einem Stück Zwieback bestand, fing es sachte an zu wehen. Steingröver prüfte den Wind. „Südwestbrise, genau wie gestern." Zu dieser Jahreszeit war freilich im Südatlantik kaum etwas anderes zu erwarten.

Den ganzen Vormittag wehte es tüchtig, und das Boot lief bei raumem Winde rasch nach Norden hin. Allmählich veränderte sich die Küste. Der flache, sandige Streifen schwand, an seine Stelle trat ein wild zerrissenes, felsiges Steilufer. Steingröver frohlockte: „Das ist schon ganz der Charakter der Küste bei Diaz Point. Wir machen vorzügliche Fahrt. Ich wußte es ja, daß keine Gefahr dabei war." Lüderitz antwortete nicht gleich. Er schaute auf die zerfurchten Felswände, er horchte auf das Donnern der Brandung, er sah den weißen Gischt zum Himmel an spritzen und sagte schließlich mit Schaudern: „Welch furchtbare Küste! Wehe dem Schiff, das hier scheitert. In jenen Klüften hockt der Tod."

Wider die Regel und wider alles Erwarten flaute der Südwestwind mittags schon ab und schlief dann fast ganz ein, nicht zu der Männer Freude. Steingröver, der nachts Wache getan hatte, benutzte die Flaute, um sich ein wenig aufs Ohr zu legen.

Er mochte eine Stunde fest geschlafen haben, da fühlte er sich von kräftiger Hand wachgerüttelt. „Steingröver! Auf! Es gibt Sturm!" Noch ganz schlafbefangen starrte der Steuermann in die Höhe. Da sah er graue Wolkenfetzen am weißen Segel vorüberfegen. Plötzlich war er hellwach. Mit einem Blick übersah er die Lage. Das Wetter war völlig umgeschlagen. Flaschengrün war das Meer und ringsum weiß getigert. Tiefliegend kamen dunkle Wolkenbänke herangejagt, es sang und pfiff in den Lüften, es sprühte und klaschte ums Boot.

Nordweststurm! — Das war bös.

Im Nu saß Steingröver am Steuer, zurrte das schlagende Segel fest und brachte das Boot hart an den Wind.

Heiho! Jetzt gab's einen Kampf!

Tapfer bot das kleine Fahrzeug dem Sturm die Stirn. Welle auf Welle nahm es ohne Zaudern und bebte nur leise, wenn eine zu grobe Woge hereinbrach. Steingröver segelte mit grimmer Entschlossenheit. Alle Künste und Kniffe seiner Seemannsjahre

rief er zu Hilfe. Er versuchte in langen Strichen zu kreuzen, um gegen den Nordwest Raum zu gewinnen. Doch unerbittlich drückte der Sturm das Boot nach Süden. Es war zu leicht, hatte kein Schwert und nur ein Stück Zeltlaken als Segel ... Heftiger wurde das Toben und gröber die See. Spritzer auf Spritzer klatschte herein, alles an Bord troff von Nässe, die Männer hatten keinen trockenen Faden mehr am Leibe. Steingröver am Steuer kämpfte verbissen. Jetzt bekam auch Lüderitz Arbeit. Die Ladung fing an zu schwimmen; er mußte schöpfen.

Hin und her zuckte das winzige Segel in der kochenden See.

Endlich schien es, als wollte der Sturm abflauen. Aber es war nur ein Atemholen. Plötzlich rasten von neuem die Wellenrosse mit flatternden Mähnen daher, es heulte in den Lüften, eine furchtbare Bö brauste heran. Steingröver sah sie kommen. Gedankenschnell war er am Mast, riß das Segel herab und wollte es bergen. Doch der Sturm war noch schneller — er griff in das Leinen, zerrte es hoch — und zerriß es in Fetzen ...

Die Riemen heraus! Verzweifelt ruderten die Männer. Verzweifelt kämpften sie den ungleichen Kampf gegen Wellen und Wind. Das letzte gaben sie her. Es galt ja das Leben! —

Dämmerung kam, kalt und grau. Immer noch kämpften die Männer, immer noch hielten sie in den erstarrten Fäusten die Riemen. Es galt ja das Leben!

Da brach jählings die Nacht herein, sargdunkle, trostlose Nacht, die alles verhüllte, auch das kleine kämpfende Boot auf den Wellen ...

Zwei Tage und zwei Nächte noch wehte der Wind stark aus Nordwesten. Der Nordwestwind bringt hohe See und schwere Brandung. Dann wagt sich kein Fahrzeug nahe an die Küste. Denn in den Klüften und Klippen des Steilufers lauert der Tod.

Am dritten Tage erst drehte der Wind zurück nach Südwesten.

In den Hafen von Angra Pequena lief am 26. Oktober der Küstendampfer „Louis Alfred", von Port Nolloth kommend, ein. Seine Flagge wehte auf Halbmast. Er hatte unterwegs schwere See angetroffen. Eine gewaltige Sturzwelle hatte ihm einen Mann über Bord gespült. Der Nordweststurm hatte alle Rettungsmaßnahmen vereitelt. Der Kapitän sagte: „Gott sei Dank, daß nicht noch Schlimmeres passiert ist!" Er sagte auch: „Wir haben in den drei Sturmtagen an der ganzen Küste kein einziges Fahrzeug angetroffen." — — —

Am 28. November gelangte eine Nachricht nach Angra Pequena, die alle mit tiefster Bestürzung erfüllte. An diesem Tage erhielt John Müller, der Leiter der Niederlassung, einen Brief von dem Agenten der Firma in Kapstadt. Darin hieß es:

„Von Ihrem Herrn Adolf Lüderitz bekamen wir einen Brief, vom 21. Oktober datiert, worin er uns schreibt, daß er am nächsten Tage morgens um sechs Uhr mit dem großen Boot mit Steingröver zusammen nach Angra gehen würde."

Zwischen der geplanten Abreise und dem Eintreffen dieses Briefes lagen siebenunddreißig Tage.

John Müller handelte sofort. Er schickte den Angestellten Heßlein, der mit seinen Büchern zur Abrechnung nach der Bucht gekommen war, umgehend nach Aus zurück mit der Weisung, schleunigst drei Packochsen mit Proviant auszurüsten und die Spuren der Verschollenen von Aries Drift bis zur Mündung des Oranjeflusses zu verfolgen.

Den Seeweg behielt John Müller sich selber vor. Am 6. Dezember verließ er mit dem Schoner „Meta" die Bucht in Richtung Oranjemund. Kapitän Petersen versprach ihm, ganz nahe der Küste aufzukreuzen und scharfen Auslug zu halten. Allein sie trafen draußen einen solchen Sturm aus Süden und eine so hohe See, daß sie nach dreißigstündigem Kreuzen diesen Gedanken aufgeben mußten, zumal das Boot, das sie an den

Wanten aufgehißt hatten, jeden Augenblick weggeschlagen zu werden drohte.

Sie gingen weiter in die offene See hinaus, trafen aber dasselbe Wetter an. Dreizehn Tage währte der Sturm. Während dieser Zeit war die „Meta" nur ein Spielball der Wellen. Es war, als ob sich alles gegen sie verschworen hätte ...

Port Nolloth wurde erst nach einer Fahrt von neunzehn Tagen, am ersten Weihnachtstag, erreicht, obwohl die Entfernung dorthin nur einhundertfünfundachtzig Meilen betrug. John Müller schrieb am Tage der Ankunft folgenden Brief nach Bremen:

„Port Nolloth, Dez. 25.

Heute hier eingelaufen, höre ich, daß Herr Iselin schon Anfang des Monats durchgereist ist, aber von Herrn Lüderitz nichts weiter zu berichten wußte, als daß er mit Steingröver den Seeweg nach Angra zu forcieren gedachte. Ich gehe jetzt über Land zu Pferde nach dem Oranjefluß und suche die Küste ab. Während dieser Zeit wird die Antwort eingetroffen sein auf meine Anfrage, ob mir der kleine, der Kupfergesellschaft gehörende Steamer vermietet werden kann. In dem Falle werde ich dann mit meinem Boote die Strecke zwischen hier und Angra Meile für Meile absuchen."

Alle Bemühungen blieben vergebens. Es wurden weder Leichen noch Trümmerstücke des Bootes noch angeschwemmte Gepäckteile gefunden.

Die Ernte

Adolf Lüderitz ist ein Deutscher nordischer Prägung, ein faustischer Mensch gewesen. Im Herzen ewig unbefriedigt, hat er sich losgelöst aus der Menge und ist allein vorangestürmt, ohne Freunde und Gefährten, oft verkannt und oft verspottet, nur der Aufgabe hingegeben, für die ihn die Vorsehung ausersehen hatte.

Auf Neuland hat er seinen Fuß gesetzt, hat gerodet und urbar gemacht und auch die ersten Furchen noch gezogen. Die Ernte aber — haben andere eingebracht.

Sein Glaube an den Wert der Kolonie hat ihn nicht betrogen. Im Jahre 1908 wurden längs der ganzen Küste von Angra Pequena bis zum Oranjemund Diamanten gefunden. Der Wert der Diamanten betrug im Jahre vor dem Weltkrieg achtundfünfzig Millionen Mark. Der Wert der Kupfer- und Bleiförderung wird auf über zehn Millionen Mark veranschlagt. Auch Gold wird im Lande gewonnen.

Südwest hat heute etwa zweitausend Farmen und Siedlungen, auf denen über fünfhunderttausend Rinder und etwa zwei Millionen Schafe und Ziegen weiden.

Quellennachweis

Für die Überlassung von Quellenmaterial bin ich zu besonderem Dank verpflichtet Herrn Konsul Carl Lüderitz in München, dem Sohn des Kolonialpioniers. Die Verwendung von Tatsachenmaterial aus ihren Schriften haben mir freundlichst gestattet: Wilhelm Schüßler, „Adolf Lüderitz". Verlag Schünemann. Werner von Langsdorff, „Deutsche Flagge über Sand und Palmen." Verlag Bertelsmann. Dr. H. Vedder, „Das alte Südwestafrika." Verlag Warneck.

Der Verfasser

Inhalt



OTTO RIEDEL

Der Kampf um Deutsch=Samoa

Erinnerungen eines Hamburger Kaufmanns

Ich habe, obgleich ich gerade sehr mit Arbeiten in Anspruch genommen war, gleich begonnen, in dem Buch zu lesen, und war so sehr gefesselt, daß ich es in zwei Tagen hintereinander ganz durchgelesen habe. Sie haben eine so wahrheitsgetreue, dabei anmutige Schilderung des Lebens in dem lieblichen Samoa gegeben, daß ich mich lebhaft in meine eigene Zeit dort zurückversetzt fühlte, die auch ich zu den angenehmsten Perioden meines Lebens rechne. Ihr Buch hat aber auch über solche persönlichen Eindrücke und Empfindungen hinaus einen bleibenden Wert sowohl als Kolonialwerk, indem es die Geschichte der Erwerbung und Entwicklung Deutsch=Samoas in klarer, auf Kenntnis von innen heraus beruhender Darstellung zur Anschauung bringt und als Schilderung vorbildlichen Hamburger kaufmännischen Wirkens in Übersee. Ich gratuliere Ihnen zu diesem ausgezeichneten Buch.

Exzellenz Dr. Heinrich Schnee
ehem. Gouverneur von Deutsch=Ostafrika

*

Gedruckt im Deutschen Verlag, Berlin

